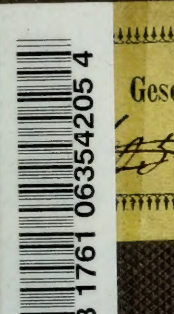
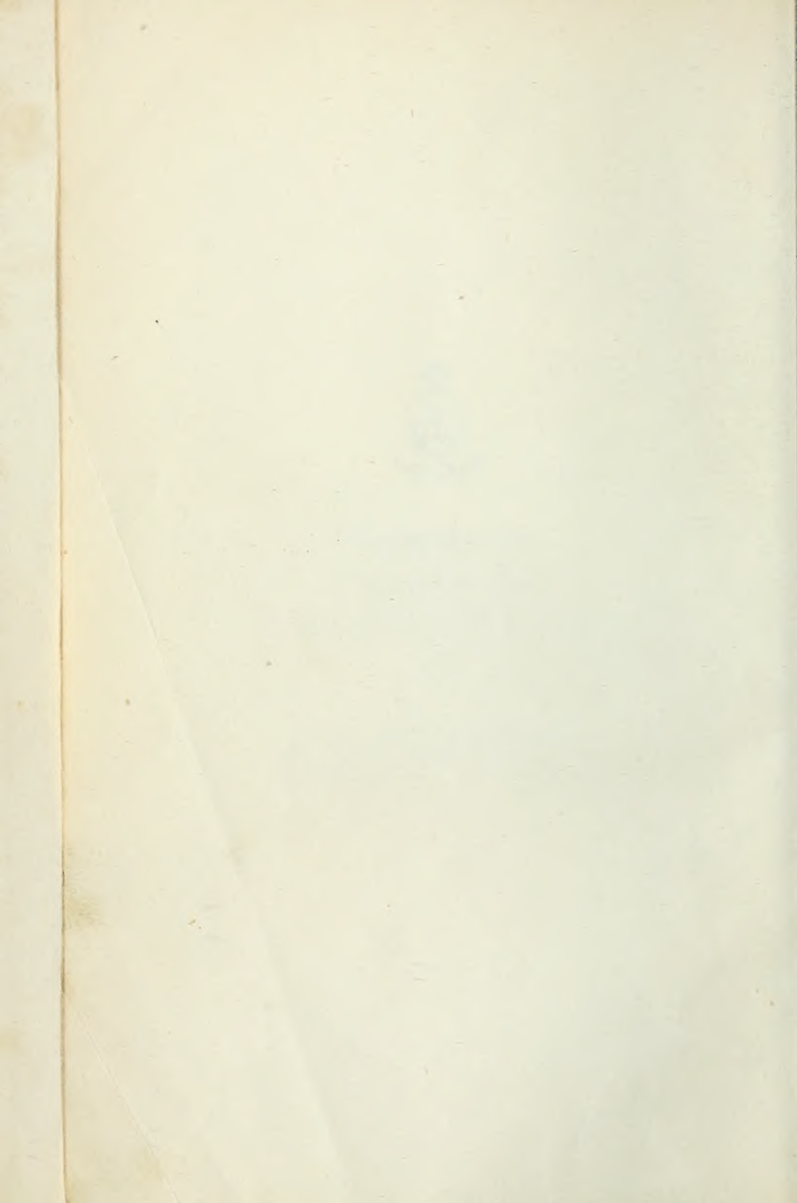
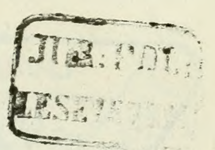

3 1761 06354205 4



Deutsche Fahrten.

Von

Franz Schuselka.



I. Band.

Vor der Revolution.

Wien.
Jasper, Hügel & Manz.
1849.


LIBRARY
FEB
6
1964
UNIVERSITY
OF TORONTO

Inhalt.

Nothwendiges Vorwort.

Dieses Buch hatte ich um Neujahr 1848 vollendet. Ein zweiter Theil sollte sich in Prag, Dresden, Leipzig, Berlin, Hamburg und andern Städten ergehen. Ich wollte mit diesem Werk den Uebergang von der Politik zur Belletristik versuchen. In der Politik hatte ich mich müde geschrieben und nichts erzweckt als Verfolgung für mich und Verlagsverbote für meine Verleger. »Was nützt das Schreiben? Es ist alles hundertmal gesagt worden! Jetzt muß etwas geschehen!« so sprach ich selber, so sprachen die Freunde zu mir in dem traurigen Jahre 1847. Deßhalb beschloß ich zur Belletristik zurückzukehren, von der ich ausgegangen war. Da ich aber doch noch viel Politisches und Kirchliches auf dem Herzen hatte, so wählte ich diese vorliegende Arbeit.

Der erste Band war vollendet, der zweite begonnen, da brach der Völkerfrühling an. Ich jubelte mit Uhland: »Nun muß sich alles, alles wenden!« warf meine deutschen Fahrten in den Koffer und trat die Eilfahrt von Hamburg nach Wien an. Später machte ich die parlamentarischen Pro-

befahrten zu Frankfurt, Wien und Kremsier mit. Mein Manuskript betrachtete ich als ein kleines Opfer auf dem Altar der Zeit.

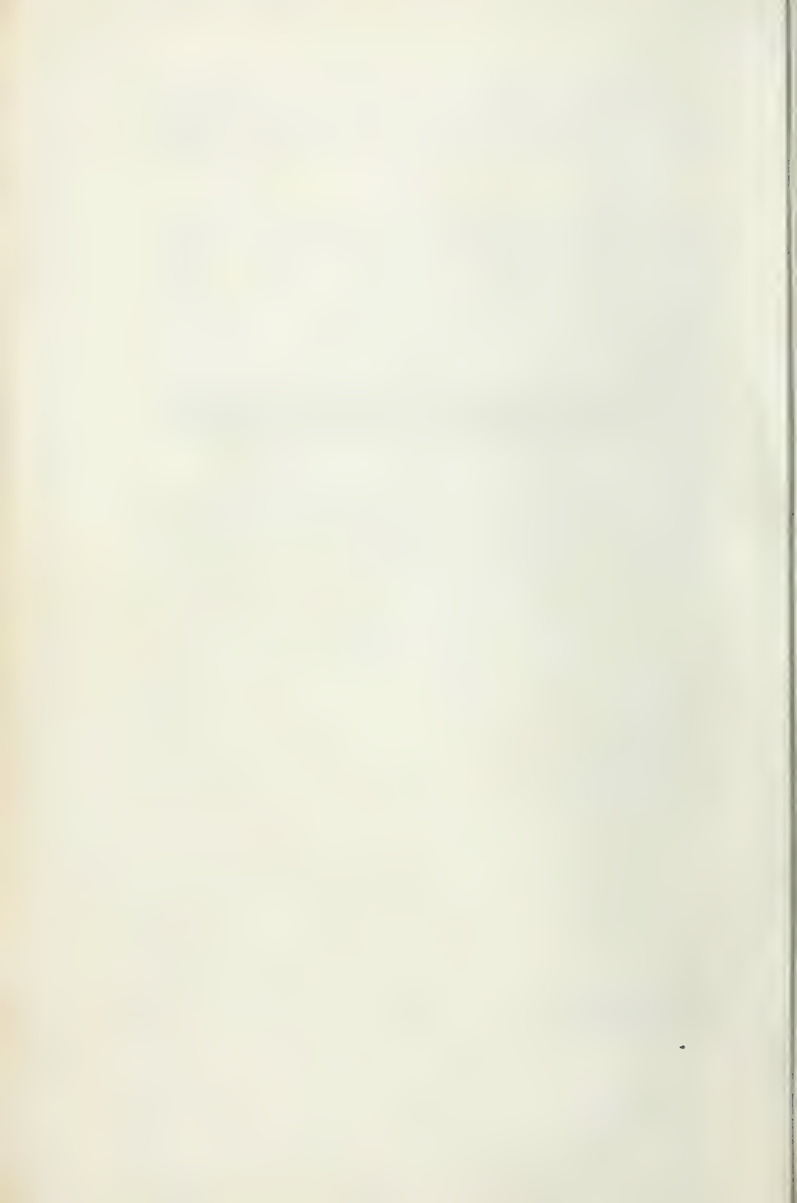
Allein vom jungen Baume unserer Freiheit fiel eine Blüthe nach der andern ab, und die sibirische Kälte des ersten Winters richtete ihn so übel zu, daß er jetzt, im zweiten Frühling nicht mehr blühen kann. Unsere politischen Zustände sind nicht nur wieder so wie 1847, sondern noch trauriger. War ich also damals berechtigt, diese belletristischpolitischen Fahrten drucken zu lassen, so bin ich es auch jetzt. Von diesem Standpunkt aus möge man ihr Erscheinen beurtheilen.

Ein zweiter Theil folgt ehestens, wird aber nicht diesem ersten gleichen, sondern darin werde ich meine Fahrten während der Revolution schildern, und Freunden und Feinden meine innern und äußern Erlebnisse im Jahre 1848 erzählen.

Wien im Wonnemond 1849.

Franz Schuselka.

Reuß-Lobenstein-Ebersdorf-Schleiz.



»Sehen Sie, das sind die reussischen Länder,« sprach unser Kutscher, als wir hinter dem bairisch-fränkischen Städtchen Nordhalben die waldige Höhe hinangeklommen waren.

Die reussischen Länder! Uns durchschauerte deutscher Gesammtpatriotismus. Es war sehr kalt, obwol wir in den Hundstagen lebten. Der reussische Himmel weinte Regengüsse.

Wir ließen halten, um die Lande aller deutschen Reussen zu überblicken. Ein anmuthiger, echt deutscher Landstrich, ohne bestimmt ausgeprägten Charakter, glücklich die Mitte haltend zwischen Reichthum und Armuth, jedoch gesegnet genug, um ein genügsames Volk und einen üppigen Wildstand zu ernähren.

»Deutschland, heiliges Vaterland, du Land der Lieb' und Treue!« riefen wir aus, und überlieferten uns dem Wonnegefühl, auch hier in diesem abgelegenen deutschen Winkel zu Hause zu sein. Doch wir sollten diese Seligkeit nicht ungestört genießen; Mephisto war nahe in

der Person unsers bairischen Kutschers. Er gab uns den Rath, in den Residenzen Lobenstein und Ebersdorf nicht viel auszugehen, denn daselbst sei man höchsten Orts den Bärten abgeneigt, es sei unlängst der Fall vorgekommen, daß ein Fremder polizeilich rasirt wurde, der sich aber nach erlittener Staatsschur als preußischer Beurlaubter ausgewiesen, und hierauf auf Staatskosten so lange bewirthet werden mußte, bis er wieder seinen reglementsmäßigen martialischen Haarwuchs hatte. Daran knüpfte der malkontente Kutscher so schauerliche Erzählungen von strengem Hetzpeischenregiment, von geprügelten und todtgeschossenen Postillionen u. dgl., daß wir von Gefühlen durchfröstelt wurden, als zögen wir nicht in die gemüthlichen deutschen Reussenlande, sondern in das furchtbare Reich aller Reußen. Zum Glück gab uns der Genius altdeutscher Freiheit ein tröstendes Zeichen. Wir erreichten die Grenze. Da stand der hochfürstlich reussische Grenzpfahl, und dieser waghälsige Pfahlbürger trug allen geheimen Konferenzbeschlüssen zum Trotze die geächteten Farben Schwarz-roth-gold! Wir waren durch diesen Anblick so überrascht, daß wir augenblicklich nicht wußten, ob wir in alt-reichsfreiheitliche oder jung-deutsch-demagogische Begeisterung gerathen sollten. Diese statistische Rarität der fürstlich reussischen Reichsfarben war uns gänzlich unbekannt. Wer kennt auch alle Farben des bunten Vaterlandes? Zweifel stiegen in uns auf, ob dies wirklich die heiligen Farben wären, die

wir als Burschen auf und in unseren Herzen getragen. Hier stellten sie sich kläglich verblichen dar. Das Gold war ein kränklich fahles Gelb, das zerronnene Roth war darüber hingeflossen wie Blutstropfen über ein sterbendes Antlitz. Nur das Schwarz hatte Farbe gehalten, so daß eigentlich nichts zu sehen war, als eben das entschiedene dauerhafte Schwarz. Ganz recht, das sind die wahren deutschen Farben. Das Gold des deutschen Ruhmes ist blaß geworden wie dieses Gelb, die freudige Hoffnung Deutschlands ist zerronnen wie dieses Roth; nur was schwarz war, ist schwarz geblieben. Das ist die deutsche Staatsfarbe, das Trauerzeichen, an dem sich die deutschen Patrioten erkennen!

Unheimliche Wehmuth ergriff uns, und sieh da, unser Pferd äußerte lebhaftes Mitgefühl. Es blieb plötzlich haarsträubend stehen, schauerte und schnaubte und scharrte den Boden. Das pflegen Pferde zu thun, wenn sie einen Leichnam oder gar ein Gespenst wittern. Sollte dieser schwarzrothgoldene Pflock ein Leichenstein oder gar ein Hochgerichtspfahl sein? Umschweben ihn vielleicht die Geister der unter diesem Zeichen Hingestorbenen und Hingerichteten? Doch vorbei! vorbei!

Auf! oder wir sind verloren.
Unnützes Zagen, Zaudern und Plaudern!
Die Feinde schaudern,
Der Morgen dämmert auf!

Einige derbe Peitschenhiebe brachten unser zur Schwärmerei geneigtes Roß wieder in die gedanken- und gefühllose Stimmung, welche dazu gehört, um am Zügel die vorgeschriebene Straße gehorsam hinzutraben. Wir versanken in burschenschaftliche Frömmigkeit und laut singend: »Wir hatten gebauet u. s. w.« fuhren wir in die schwarzrothgoldenen Gefilde.

Ja wohl, das ganze deutsche Volk hatte gebauet ein staatliches Haus und drin auf Gott vertrauet trotz Wetter, Sturm und Braus. Und in dem staatlichen Hause des deutschen Volkes waren und sind viele Wohnungen, sogar Kammern und Kämmerchen, und drin hausen und schmausen, singen und sagen die staatshäuslichen, hausbackenen Deutschen und freuen sich der Ofenbank, wenn draußen Sturm und Wetter brauset.

Es ist doch eine eigene Ironie des Schicksals, daß die heiligen Farben des hieligen römischen Reiches deutscher Nation zum hochverrätherischen Demagogenzeichen gemacht werden, und daß die winzigen reussischen Fürstenthümer die Farben führen, welche das verpönte Symbol deutscher Einheit sind.

In solchen Gedanken wurden wir durch einen schwarzrothgoldenen Zollschranken unterbrochen, und da nebenan ein ländliches Wirthshaus unsern durchkälteten Leibern Erwärmung versprach, so stiegen wir ab. Der Wirth empfing uns mit mürrisch musternden Blicken,

wie moderne Gestalten sie überall begegnen, wo sie mit Leuten aus der guten alten Zeit zusammen treffen. Später erfuhren wir, daß zunächst unsre Bärte der Gegenstand des Mißfallens waren, und zwar nicht, weil sie im Reussenlande höchsten Orts in Ungnade sind, sondern weil der Wirth die merkwürdig naive Überzeugung hegt, daß nur diejenigen sich den Bart nicht scheren, die sonst nichts in der Welt ungeschoren lassen. Wir boten all' unsere demagogische Freundlichkeit auf, um den reussischen Murrkopf zu gewinnen, da wir uns aber überzeugten, daß es im Guten durchaus nicht gelingen würde, so versuchten wir es in entgegengesetzter Weise und fingen an, den Mann zu ärgern. Wir erzählten einige von den reussischen Anekdoten, die uns der Kutscher mitgetheilt, und verlangten die Bestätigung des Wirthes.

»Dacht' ich's doch gleich, daß Sie solche ausländische Spottvögel sind, wie sie öfter zu uns hereinkommen, um sich über unser Land lustig zu machen!« sprach der Reusse mit Verachtung. »Nun, nur zu! auf die Festung kommen Sie bei uns nicht, und ausgewiesen werden Sie auch nicht. Bei uns können die Rohrspatzen schimpfen, wie ihnen der Schnabel gewachsen ist. Wir wissen es schon, daß auch die Zeitungen viel über unser Land und über unsern Fürsten fabeln; aber wissen Sie, meine Herren, wer diese boshaften Fabeln in die Welt hinausschickt? Das thun unsere unzufriedenen Beamten.

Bürger und Bauern sind zufrieden und danken Gott, daß sie einen solchen Fürsten haben, der's mit dem Volke hält und nicht mit Beamten, Hofschranzen und Pfaffen. Bürger und Bauern sind zufrieden, sag' ich Ihnen, und segnen Heinrich den 72. — Die Beamten aber spotten und schimpfen über ihn, denn er schaut ihnen scharf auf die Finger und jagt sie zum Teufel, wenn sie nicht pariren wollen, und da hat er Recht, unser Fürst. D'rum trägt kein reussischer Bürger oder Bauer ein Verlangen, kaiserlicher oder königlicher Unterthan zu werden. Ein solcher Titel kommt gar theuer zu stehen. Die großen Länder sind nur für die geistlichen und weltlichen großen Herren; das Volk aber muß brav zahlen, damit die großen Herren recht viel Parade machen können.«

Wir sahen mit Betrübniß ein, daß im Reussenlande ungeachtet seiner schwarzrothgoldenen Grenzpfähle für die deutsche Einheit wenig zu hoffen sei. Wir sprachen diese Bemerkung aus und erhielten darauf von dem Wirth folgenden Bescheid:

»Deutsche Einheit! Ich weiß nicht, was die Herren darunter verstehen; ich aber denk' mir, daß es auf nichts anders damit abgesehen ist, als uns allen miteinander die preußische Uniform anzuziehen. Seitdem Preußen das fette Schlesien verschluckt hat, hat es einen ungeheuern Appetit auf das ganze deutsche Reich bekommen. Von Thüringen z. B. hat es schon schöne Bro=

cken zu sich genommen. Wir Lobensteiner haben links und rechts preußische Vorposten, wir liegen eigentlich schon mitten in Preußen. Da drüben ist preußisch Gesell, dort Ziegenrück, weiterhin Schleusingen, dann Wandersleben, dann Erfurt; lauter Stücke von der preußischen Einheit Deutschlands. Wir Reussen werden gewiß noch Preußen; man darf uns ja nur eins auf den Kopf geben*). Was mich für meine Person tröstet, ist, daß ich's doch nicht mehr erleben werde, und Kinder hab' ich, Gott sei Dank, nicht!«

»Was sprecht ihr denn von Preußen, als ob Baiern gar nicht auf der Welt wäre? Könnt ihr nicht bairisch werden?« meinte unser Kutscher.

»Wenn ich katholisch wär', würd' ich's Kreuz machen!« sprach der fanatische Reusse und verließ die Stube.

Wir sahen einander schweigend an. Der grelle Unterschied zwischen dem Deutschland in Zeitschriften und Büchern und im eigentlichen deutschen Volke machte uns stumm. Wir hatten plötzlich ein Gefühl, als ob wir gar nicht in Deutschland wären. Und doch waren wir recht im eigentlichen alten Germanien. Der Wirth hatte recht die Idee der alten deutschen Freiheit ausgesprochen, jener Freiheit, die zum »Zaunkönigthum der Grafen

*) Der Mann machte das Wortspiel: Reussen — P=reußen.

und Ritter und zum Spießbürgerthum der Rathhäus-
chen« geführt.

Trübsinnig brachen wir auf, aber der Himmel war
inzwischen heiter geworden und im hellen Sonnenglanze
lachte das fröhlich grüne Land. O schönes Vaterland!
dein Grün entzückt den Fremden, er nennt dich bewun-
dernd das grüne Land. Es ist Hoffnungsgrün, du deut-
sches Hoffnungsvolk der Erde! »Das Haus ist zerfallen;
was hat's denn für Noth! Der Geist lebt in uns allen,
und uns're Burg ist Gott!« — Dieselbe deutsche Sonne
scheint über Reussen und Preußen, sie wird endlich alle
zu wahrer Vaterlandsliebe erwärmen, sie wird selbst die
Hessen zum Licht der Freiheit wecken.

Wir wurden wieder deutsch gemüthlich und in dieser
Stimmung bemerkten wir auf dem beschwerlich schlüpfri-
gen Wege ein allerliebstes schwarzrothgoldenes Mädchen.
In erfreulichster patriotischer Übereinstimmung mit un-
serem Kutscher luden wir sie zum Mitfahren ein. Sie
nahm es dankbar an und setzte sich mit deutscher Trau-
lichkeit zwischen uns. Die deutsche Einheit feierte einen
Triumph in dem übereinstimmenden Wohlgefallen an
dieser lieblichen Landsmännin. Landsmännin! welch ein
charakteristisches deutsches Wort! Es hat auch in der
That schon Fälle gegeben, wo die Weiber die Männer
des deutschen Landes waren. Und wenn die Weiber
männlicher werden, sind auch die Männer männlicher.

Wir plauderten höchst vergnügt und kamen auch

diesem preußischen Landmädchen gegenüber zu der erhebenden Überzeugung, daß die Frauen der schönste Schmuck des deutschen Vaterlandes sind. Ein Land mit solchen Töchtern und Müttern ist ein gottgesegnetes Land, und darin zu leben eine Seligkeit.

Das Mädchen erzählte uns, sie gehe eben zum Amte, um sich ihren Paß zu holen, denn sie sei im Begriffe auszuwandern. »Hier in der Heimat,« sprach die liebliche Tochter Deutschlands, »ist ja gar zu nichts zu kommen; überall nichts als Quälerei und Zurücksetzung. Mein Bräutigam hat sich zu Haus und in allen Nachbarländern tüchtig umgethan, aber nirgends wollen sie ihn heiraten lassen, weil ohnehin genug armes Volk da wäre. Jetzt haben wir nur gebeten, sie möchten uns doch noch hier trauen lassen, damit wir mit unsern Verwandten die Hochzeit feiern und als Mann und Weib auf die weite Reise gehen könnten; aber auch das kann nicht erlaubt werden.«

Wir schweigen. Das Mädchen aber schilderte uns mit beredter Zunge all ihre Vorbereitungen und Pläne für die neue Welt, die natürlich durch die süße Hoffnung, dort heiraten zu dürfen, rosig verklärt war. So müssen die armen Kinder Deutschlands das Weltmeer überschiffen, um auf fremder Erde eines Rechtes theilhaftig zu werden, welches unter den natürlichen Menschenrechten neben dem Rechte zu existiren das erste und heiligste ist. Doch sie ziehen ja nicht mehr in ein frem-

des Land. Dort drüben im freien Amerika erblüht ja eine neue deutsche Heimat. Das ist das wahre junge Deutschland, und die Werke desselben werden wol nicht durch Bundesbeschlüsse verboten werden, obwol man jetzt die Auswanderung zur Bundessache machen

So trösteten wir uns über den Verlust dieser lieben deutschen Schwester, suchten sie über dies und jenes zu belehren und baten sie beim Abschied, von jedem von uns ein kleines Geschenk anzunehmen. Sie nahm alles freundlich heiter an und belohnte uns durch die Versicherung, daß sie wol daheim bleiben würde, wenn lauter so gute Herren in Deutschland wären. —

Wir kamen durch die deutschen Haupt- und Residenzstädte Lobenstein und Ebersdorf und Schleiz, wüßten aber weiter nichts merkwürdiges zu erzählen, als daß im schleizer Regierungsblatt eine allerhöchste Verordnung erschienen war, welche den Hauseigenthümern der Residenz bei Strafe von einigen Thalern auftrug, fleißig das — Gras in den Straßen auszuraufen!

Wir setzten unsern Weg durch Stücke von großherzoglich weimarschen, herzoglich altenburgischen, fürstlich schwarzburg-rudolstädtischen, herzoglich sachsen-meiningenschen Reichen fort, und wenn wir vielleicht noch durch eines andern Herrn Lande gekommen sind, ohne es zu wissen, so trägt die deutsche Statistik die Schuld und der Zollverein, welcher die früheren gastfreundlichen Visitationen aufhören machte, durch die der Deutsche

doch aufmerksam gemacht wurde, so oft er in ein anderes der vielen Vaterländer des lieben Vaterlandes einpassirte. Die Bewohner jener Miniaturstaaten nehmen dies für keine Beleidigung, denn unter ihnen selber herrscht das Sprichwort, daß sie nicht ausspucken können, ohne in Gefahr zu kommen, über die Grenze zu spucken. Aber vom Mediatisiren wollen sie dennoch nichts hören. Einen eigenen Staat zu bilden, einen eigenen Staatskalender zu besitzen und im genealogischen Hofalmanach als Erbgut einer regierenden Familie zu figuriren, erfüllt sie mit freudigem Stolze. Das ist die zum servilen Spießbürgerthum ausgeartete altdeutsche Freiheitsliebe, die es nie zu einer deutschen Einheit kommen ließ. In Altgermanien wollte jeder freie Mann auf seinem Hofe nach eigenem Sinn und Willen König sein; später wollte jeder deutsche Stamm, ja fast jedes Dorf einen eigenen Landesvater haben, und noch heute ärgert man sich in Gotha sehr darüber, mit Coburg einen und denselben Fürsten zu haben. Man wird dies aber milder beurtheilen, wenn man solche Residenzchen besucht. Ohne Hof wären es ungenannte, vernachlässigte, alles höhern Lebensverkehrs entbehrende Landstädtchen, einige lediglich dörfliche Flecken; durch den Hof sind sie mit mancherlei großstädtischem Schmuck geziert, haben Schlösser und Prachtgärten, Schulen, Bibliotheken, Kunstsammlungen, Theater, Titel, Orden und — was zum wichtigsten gehört — reichen pikanten

Konversationsstoff. Denn wovon sollten sich diese Leute unterhalten, wenn sie den Hof mit seinen Jagden und Festen, Geheimnissen und Intriguen, Unpäßlichkeiten und Passionen, Geburtstagen und Jubiläen nicht hätten!

Erlaubt man sich aber eine politische Betrachtung, dann freilich muß man gegen diese unpolitische Wirthschaft der Wiederhersteller Deutschlands protestiren. Warum ließen sie gerade die Mitte Deutschlands so kläglich zerstückelt liegen? Wenn man schon so viel mediatisirte, wenn man im Süden und Westen so viele Reichsunmittelbare mit weit größern Besitzungen zu Unterthanen machte, warum ließ man eben das Herz Deutschlands in solcher Zerrissenheit? Geschah diese unpolitische That vielleicht eben aus Politik? Konnten sich die großen Nachbarn über die Theilung nicht einigen? Oder befahlen die fremden Schirmherrn hier das Fortbestehen der alten deutschen Splitterfreiheit? Von Rußland wird das Gegentheil erzählt. Alexander soll vorgeschlagen haben, das Königreich Sachsen und all die kleinen thüringischen Lande zu einem einzigen Staat zu vereinigen und die Krone desselben dem Großherzog von Weimar, Karl August, aufzusetzen. Alexander wollte seiner Schwester, damals Erbgroßherzogin von Weimar, einen Königsthron verschaffen. Allein Karl August soll in unpolitisch deutscher Gutmüthigkeit erklärt haben, er wolle nicht auf Kosten seiner lieben Vet-

tern groß werden. Wie Schade! Wäre der freisinnige geniale Karl August König von Sachsen-Thüringen gewesen, dann hätte er sich nachdrücklicher gegen die Schulmeisterei wehren können, mit welcher die Reaktion der Großmächte seinen aufrichtigen Freisinn hemmte und fesselte. Und wie hätte sich wol Göthe als Minister eines bedeutenden Königreichs benommen? Schade, daß jener russische Gedanke nicht ausgeführt worden! und er wäre gewiß würdig, als deutscher Gedanke wieder aufgenommen zu werden, aber nicht früher, als bis wieder ein Karl August vorhanden ist.

Die Zerstückelung Mitteldeutschlands kann übrigens noch einen andern politischen Grund haben. Vielleicht sollen wir daran in einem abschreckenden Beispiel sehen, wie es früher mit Deutschland bestellt war, damit wir dadurch mit den jetzigen Zuständen wenigstens bis zu dem Grade zufrieden werden, welcher in dem Seufzer liegt: Es ist doch nicht mehr so schlecht wie früher! Hier in Mitteldeutschland liegen die Staatsgebiete und die Parzellen derselben noch gerade so herum, wie die Äcker und Wiesen eines Meierhofes. Und das war das Staatensystem des früheren Deutschlands im großen Ganzen. Gewaltige Schicksalsstöße haben daran vieles gebessert, und hoffentlich wird der nächste Ruck der deutschen Geschichte auch noch den Rest aufräumen.

Das wolle Gott und das gottselige deutsche Volk

und die deutschen Fürsten, die wirklich von Gottes Gnaden sind!

Einstweilen aber beeile sich jeder reiselustige Deutsche, diese wunderlichen Überbleibsel der alten heiligen Reichsruine zu sehen. Eine ähnliche Staatenauswürfelung bringt die Geschichte gewiß nicht noch einmal.

Salzburg, Aign, Berchtesgaden, Brückenau.



»Der König! der König!« schrien galoppirende Gassenjungen. Dieser Ruf elektrisirte eine Schaar von Bettelleuten, die in zerstreuten Gruppen rechts und links im Schatten der Straßenallee geruht. Sie sprangen empor und bildeten eilig eine Gasse. Hier machte das Elend einem König Spalier.

Inzwischen hatten die barfüßigen Königsherolde ihren Ruf weiter verbreitet, und Alles, was Leben hatte, fühlte sich durch die königliche Nähe angezogen. Auf dem Freudenhügel des nahen Wirthshauses verließen die Zecher die Tische und eilten an das Geländer, wobei viele nicht vergaßen, die vollen Gläser und Krüge mitzunehmen. Auch im fürstlichen Schlosse gegenüber erschienen Gestalten an den Fenstern, hielten sich aber meist in einer Stellung, in der sie sehen konnten, ohne gesehen zu werden.

Während dies geschah, kam ein vierspänniger gedeckter Stuhlwagen, weiß und blau geschmückt und dicht von Herren und Damen besetzt, den Wiesenweg herangeflogen. Als er in die Bettlergasse kam, fuhr er langsam. Ein heiseres Vivat! kreischte durch die Reihen der

Preßhaften und Krüppel, stieg im Freudenlärm der lieben Gassenjugend zur höchsten Höhe und fiel in die Tiefe des Bierbasses der Zecher auf dem Freudenhügel herab. Auf dem Platze zwischen Schloß, Wirthshaus und Kirchhof hielt der Wagen, und entlud sich seiner mannigfaltigen, theilweis sehr süßen Bürde. Die Bettler keuchten und hinkten heran, ein Herr mit einem Geldsäckel trat unter sie und stillte ihre loyale Sehnsucht. Die Herrschaften grüßten vertraulich nach allen Seiten hin und begaben sich auf den Weg nach dem Park.

Solches ereignete sich in dem lieblichen Aign bei Salzburg.

Als der Ruf: »der König! der König!« erscholl, hatten wir uns höchlich gewundert, hier auf k. k. österreichischem Boden einen König proklamiren zu hören. Wir frugen: »Was ist das für ein König?« — »No, was denn für ein anderer als der baierische,« lautete die Antwort. »Er kommt von Bertelsgaden herüber. Das thut er oft. Er hat Salzburg gar gern. Wenn's nur sein wär?«

Uns durchschauerte polizeiliches Entsetzen. Was sind das für revolutionäre Menschen, diese Österreicher! Wenn's nur sein wär! Bei einigermaßen gewissenhaft kriminalistischer Deutung sprechen diese Worte offenen Hochverrath aus. Überhaupt, so schlechtweg »der König« zu rufen! Das steht doch nur dem Volke zu, welches auf diesen König ein allerunterthänigstes Recht hat.

Welch' eine heillose Verwirrung des monarchischen Begriffs herrscht doch in dem revolutionären Deutschland. Wenn die Salzburger den bairischen, die Nordböhmen und Schlesier den sächsischen und preußischen, die Hamburger den dänischen König schlechtweg den König nennen, so sind dies in der That Symptome eines höchst gefährlichen Kommunismus.

Betrachtet man jedoch die Sache unbefangen, so wird sie — wenigstens in Betreff der Salzburger — eine ziemlich natürliche und daher unschuldige. Die Salzburger waren eben weit früher Salzburger als Österreicher, und sie erfreuten sich Jahrhunderte lang eines schönen Stückes der »deutschen Freiheit,« welche bekanntlich in dem übernatürlichen Glück bestand, einen eigenen Landesvater zu haben. Und fehlte auch für Salzburg zur Vollendung des kindlichen Unterthanenglückes eine (englisch) erzbischöfliche Landesmutter, so war dafür der Krummstab eine so weiche monarchische Zuchtruthe, daß die Salzburger — einige kleine revolutionäre Ungezogenheiten abgerechnet — die glücklichsten und frömmsten Landeskinder des heiligen römischen Reiches deutscher Nation waren. Und Salzburg war eine Residenz! Welch' ein Inbegriff von Seligkeiten! Salzburg war die Residenz reicher und üppiger geistlicher Herrscher; und jetzt wird es blos von einem dürftig besoldeten Kreishauptmann regiert, und von einem Erzbischof gesegnet, der so geringe Einkünfte hat, daß sein

Segen die Salzburger unmöglich befriedigen kann. Die prächtigen Palläste der ehemaligen Kirchenfürsten stehen leer oder dienen zu Kasernen; in der erzbischöflichen Residenz treibt das verhaßte Zollamt seine volksfeindliche Wirthschaft.

Als Salzburg bairisch war, residirte daselbst wenigstens immer irgend ein Glied der königlichen Familie, und Salzburg rühmt sich, der Geburtsort des griechischen Königs Otto zu sein. König Ludwig kommt oft und gern nach Salzburg und bringt immer einen Sack voll Geld für die Armen mit; — was würde er erst thun, »wenn das schöne Salzburg sein wär!« Die österreichische Regierung findet sich nicht bewogen, Salzburg irgendwie auszuzeichnen. Die Residenz des Primas von Deutschland ist zur gewöhnlichen Kreisstadt herabgesunken, der Primas selber ist schlechter gestellt, als alle andern österreichischen Erzbischöfe, das ehemalige souveräne Erzstift bildet das fünfte Viertel von Oberösterreich!

Überdies werden die Salzburger durch ein sehr mächtiges Verlangen nach Baiern hingezogen, nämlich durch das Verlangen nach Brot. Das reiche Getreideland des Erzstiftes ist bairisch; Österreich hat sich mit dem malerisch unfruchtbaren Gebirgslande begnügt. Nun stehen die Salzburger an der Grenze und blicken sehnsüchtig nach dem üppigen Kornboden ihres zerrissenen Vaterlandes hinüber, aber die böse Zollschranke verdammt sie

zu den Qualen des Tantalus. Und wollen sie nur ein=
mal einen Spaziergang in die jenseitigen Gefilde ihres
Vaterlandes machen, wollen sie z. B. im reizenden
»Kalterl« *) bei Reichenhall schmausen, so brauchen sie
dazu einen Paß und müssen sich bei der Heimkehr an
der Grenze visitiren lassen! —

Wir hatten den König von Baiern bisher nur in
jenem bekannten Bilde gesehen, wo er, angethan mit der
Königsuniform, in genialer Haltung dasteht, mit einem
Blicke, der das Jahrhundert in die Schranken zu fordern
scheint. Diesem Bilde entspricht die leibhaftige Erschei=
nung Ludwigs nicht; sie hat nichts von dem, was der
servile Sprachgebrauch königlich zu nennen pflegt. Wir
bemerkten dies sogleich und theilten uns diese Entde=
ckung sogar ausdrücklich mit, obwohl wir sämmtlich Li=
berale waren und uns demgemäß hätten freuen sollen,
hier den augenscheinlichen Beweis zu sehen, daß die
Könige nicht aus besonderem Teig gebacken. Das ist
aber die servile Erbsünde der Liberalen, sie ärgern sich
unmäßig darüber, daß die Hohen von Natur aus höhere
Wesen sein wollen, nähern sich aber nichtsdestoweniger
jedem Hohen mit der Voraussetzung, wirklich ein höhe=
res Wesen zu finden, und nehmen es ordentlich übel,
wenn diese Voraussetzung getäuscht wird. — König

*) Ein Belustigungsort außerhalb Reichenhall an der Straße
nach Innzell, mit herrlicher Rundsicht und prächtigen
Gaben von Küche und Keller.

Ludwig sieht aber auch nicht wie ein gewöhnlicher Mensch aus. Er erscheint, oder erschien wenigstens damals so, daß man ihn für einen Schauspieler, Maler oder für einen fahrenden Literaten gehalten hätte.

Desto königlicher nahm sich die Gesellschaft des Königs aus, besonders die Königin — ungeachtet des vorgerückten Alters eine majestätische und zugleich anmuthige Frauengestalt. Gestriegelte Hofkavaliere des allergemeinsten Schlages fehlten nicht; aber die Hofdamen bildeten eine höchst erquickliche Ausnahme von der dürren Regel. Ein Hof mit solchen Hofdamen ist schon darum kein gewöhnlicher Hof, — aber um so gefährlicher für die Liberalen. Doch was sprechen wir von den Hofdamen, wo so allerliebste Prinzessinnen zu schauen sind! (Damals waren sie noch nicht als vereinsamte Blumen an fremde kalte Höfe verpflanzt.) Diese baierischen Prinzessinnen sind nicht so, wie man sich sonst gewöhnlich Prinzessinnen vorzustellen pflegt; nicht jene durchsichtigen gespenstigen Wesen, die von den Verehrern solcher Wesenlosigkeit als ätherische Wesen gepriesen werden. Die baierischen Prinzessinnen sind nicht aus Äther gewoben, sie sind aus Fleisch und Blut; sie sind nicht blos Töchter des Königs und der Königin, sondern auch Töchter des baierischen Volkes, echte Baierinnen, Ideale der berühmten baierischen Schönheit. König Ludwig hat viele schöne Werke geschaffen, aber beim Anblick seiner blühenden Töchter erinnerten wir

uns unwillkürlich an Rückert's charakteristisches Distichon:

»Nur der Mensch doch allein ist menschlichstes Menschenerzeugniß,
Nur auf sinnlichem Weg pflanzt sich das Geistigste fort.« —

Die königliche Gesellschaft ging in den Park, und wir folgten in ehrfürchtiger Entfernung nach, obwol wir, wie gesagt, sämmtlich Liberale waren. Wir vergaßen sogar, daß wir bereits den ganzen Park durchwandert und eben nach Salzburg zurückgewollt. Welch' ein rührender Beweis von treu monarchischer Gesinnung deutscher Liberaler! Wir bekennen unsere Schuld, und wer sich keiner ähnlichen bewußt ist, der steinige uns. Hoffentlich kommen wir mit heiler Haut durch ganz Deutschland, selbst durch das republikanische; und auch in Frankreich und England wird uns nichts geschehen, ja wer weiß, ob nicht sogar die amerikanischen Republikaner unsere devote Neugierde natürlich finden und theilen würden. Man kann sich über die Anziehungskraft, welche allerhöchste Personen ausüben, ärgern so viel man will, aber wegleugnen kann man diesen verführerischen Zauber nicht, und nur sehr wenigen gelingt es, ihm gänzlich zu widerstehen. Namentlich der gute Deutsche sieht gar zu gern souveräne Häupter, obwol gerade ihm die Befriedigung dieser loyalen Sehnsucht sehr erleichtert wird, da Deutschland mit

allerhöchsten Herrschaften in allen Abstufungen vom Kaiser bis zum Landgrafen so reich gesegnet ist. Dennoch versäumt der Deutsche keine Gelegenheit, seiner treuen Seele ein neues Herrscherbild einzudrücken. Als die niedliche Königin der Meere Deutschland mit ihren zarten Fußtritten beehrte, da entstand eine völlige Völkerwanderung. Über die Pilgerfahrt zum heiligen Rock in Trier hatte man sich geärgert, aber der Königin Viktoria zogen ebenfalls Tausende zu und nach, und die wenigsten bekamen mehr zu sehen, als eben auch nur die Röcke der Königin.

Beim Holländerhäuschen, wo das interessante Fremdenbuch liegt, verweilte die königliche Gesellschaft. Das Fremdenbuch ist für viele Reisende die größte Merkwürdigkeit von Aign. Der Führer hatte uns erzählt, daß sehr oft einzelne Fremde ankommen, die sich um den weltberühmten Park gar nicht kümmern, sondern nur ins Holländerhäuschen eilen und sich stundenlang in die Anschauung der vielen fürstlichen Namenszüge vertiefen. Diese Buchstabenanbetung geht so weit, daß schon mehrmal interessante Namen herausgeschnitten wurden, weßhalb man jetzt beim Eintritt in dies Heiligthum scharf beobachtet wird. König Ludwig hat eigenhändig einige Gedichte in dies Fremdenbuch geschrieben, was jedenfalls für einen sehr starken Dichterdrang zeugt, indem sich sonst Poeten von Rang nicht

gern herablassen, ihren Genius auf solche viel verspottete Art zu profaniren.

Über König Ludwig als Dichter ist viel geschrieben worden, aber man behandelte dabei immer den König und nicht die Gedichte. Die Kritik benahm sich servil, sie mochte loben oder tadeln, denn sie lobte und tadelte den König und nicht den Dichter, sie kam über den König nicht weg, entweder aus hündischer Schmeichelei oder aus kleinlich mißgünstigem Groll. Das ist aber eben Servilismus, daß man Hohen und Allerhöchsten gegenüber zu keinem würdigen Selbstbewußtsein und zu keinem ruhigen unparteiischen Urtheil gelangt. König Ludwig ist ein Dichter, und zwar ein politischer Dichter, was ja bekanntlich eine Zeit lang als der höchste Dichterrang ausgeschrien wurde. Dieser königliche Sänger hat mehr Poesie in der Seele als gar mancher demagogische, was man zugeben muß, eben wenn man ein stolzer Demagoge ist. Daß Ludwig dichtet, obwol er König ist, beweist deutlich, daß er thut was er nicht lassen kann; sein königliches Amt aber soll kein Grund sein, ihn strenger zu beurtheilen, vielmehr soll es die Kritik zur Nachsicht stimmen, denn es ist schwer, auf dem Throne so viel Subjektivität und Selbstanschauung zu behaupten, als zum Dichter nothwendig ist.

Den königlichen Gästen zu Ehren war das aufgestaute Wasser des Sturzbaches losgelassen, wodurch ein malerischer Wasserfall erzeugt wird, den man von einem

freien Bogensteg betrachtet. Auf diesem stand dichtgedrängt die königliche Gesellschaft, und der Dichter äußerte laut sein Entzücken über das oft gesehene Naturschauspiel. Wir Liberale standen seitwärts. Den Wasserfall konnten wir nicht sehen; uns fesselte die Kehrseite der hohen Herrschaften! Wir empfanden dies und verspotteten uns selber. Einer rechtfertigte sich dadurch, daß er gestand, sein Auge sei nur auf eine besonders üppig baierische Hofdame gerichtet. In einem Busch kauerte ein Maler, eifrig mit Zeichnen beschäftigt. — »Der will sein Glück machen,« bemerkte Einer. »Oder sein Unglück,« setzte ein Anderer hinzu, »denn wer kann leugnen, daß Ludwigs Kunstsinn Manchen zum Künstler gemacht hat, der besser ein Handwerker geworden wäre.«

Wir sollten für unser servilеs Gaffen recht empfindlich gestraft werden, indem wir erfahren mußten, daß ein König liberaler sein könne, als Liberale von Profession. König Ludwig bemerkte uns nämlich, und da ihm der Gedanke fern war, wir stünden da, um ihn und seine Umgebung zu begaffen, so rief er uns freundlich zu, wir möchten doch näher herankommen, denn das Wasser verlaufe schnell und könne dann nicht so rasch wieder gestaut werden, um uns den Anblick des schönen Falles zu gewähren. Sogleich machten einige Kavaliere auf dem Stege Platz. Wir folgten der königlichen Einladung mit ziemlich plebejischer Blödigkeit. Um in der

königlichen Gesellschaft nicht völlig den Kopf zu verlieren, behielten wir instinktartig die Hüte auf; was hier bemerkt wird, ohne es übrigens für ähnliche Fälle zur Nachahmung empfehlen zu wollen, indem es leicht möglich sein kann, daß man lediglich aus Achtung vor so liebreizenden Damen, ganz abgesehen von dem königlichen Geblüte derselben, ein anderes Verfahren für angemessen halten möchte.

Nun ging es die Höhen hinan zu den berühmten Aussichtspunkten des Parkes. Die Pfade sind schmal und manchmal sehr steil; — während die Damen mühsam hinankletterten, ergab sich manche entzückende Ansicht, über die man gern die Aussicht vergaß, die der König fortwährend mit begeisterten Worten rühmte. Er sprach aber dabei nicht nach Art jener Landschaftsmaler, welche jedes schöne Stück der lieben Muttererde nicht als Bild an und für sich, sondern nur als ein auf die Leinwand zu bringendes gelten lassen, die daher das liebe Gottesbild sogleich seziren, indem sie ihren Rahmen in die Luft zeichnen, die in der Natur nicht die Seele der Welt, sondern nur Linien und Tinten sehen. König Ludwig pries die Natur wie einer, der in der leblosen Natur den lebendigen Geist sieht, dem die stumme Natur die laute Offenbarung Gottes ist. Dennoch hatte er die Schwachheit, uns zu fragen, ob wir vielleicht Maler wären.

Man kam auf der Kanzel an (wie recht im geistlichen, um nicht zu sagen pfäffischen Geschmack jener Gegend der Hochpunkt genannt wird, von dem aus man das ganze gottgesegnete Thal überblickt, in dessen Mitte sich Salzburg majestätisch aufbaut). Wer wollte es wagen, von dieser Kanzel zu predigen? Spurlos verhallen müßte das gewaltigste Wort jedes endlichen Geistes hier, wo der ewige Weltgeist durch herrliche Gotteswunder seine Allmacht und Größe verkündet.

König Ludwig, der auf dem ganzen Wege lebhaft gesprächig gewesen, verstummte auf der Kanzel. Vielleicht dachte er mit Göthe: »Es ist etwas so Unnützes, so Müßiges, ich möchte fast sagen Geckenhaftes im Reden, daß man vor dem stillen Ernste der Natur und ihrem Schweigen erschrickt.« Leicht möglich ist es auch, daß König Ludwig beim Anblick der wundervollen Gegend die entsprechende Variation zu jenem österreichischen: »Wenn es nur sein wär',« dachte. In der That kann ein Baiernfürst unmöglich Salzburg betrachten, ohne zur Erwägung des Verhältnisses zwischen Baiern und Österreich gedrängt zu werden. Und das baierische Gemüth kann dabei nicht ohne zürnende Aufregung bleiben; der Dämon des uralten Kampfes beider Nachbarn regt sich. Dieser Kampf ist auch noch lange nicht ausgekämpft, und die Festungsthürme, welche Österreich gegen die Grenze Baierns aufführte, machen auf den deutschen Patrioten einen tief betrübenden Eindruck.

Nicht Hypochondrie spricht diese Befürchtung aus, und sie wird auch nicht durch die gegenwärtigen und nächst künftigen politischen Beziehungen beider Staaten hervorgerufen; ihre Begründung liegt in der Abneigung der beiden Völkerschaften. Die Politik, namentlich die Heiratspolitik bemüht sich vielfältig, die feindlichen Elemente zu versöhnen, aber im Volksleben gilt noch immer das alte Unglückswort: »Thut man baierisch und österreichisch Fleisch in einen Topf, so springt eins heraus.« Die Regentenhäuser sind vielfach verschwägert, auf die Völker aber hat dies keinen andern Einfluß, als daß sich beide, besonders die Österreicher darüber ärgern. In Wien ist man sehr geneigt, alle Regierungsübel, namentlich die Macht des Ultramontanismus den baierischen Prinzessinnen zur Last zu legen, und in München erklärt man es laut für einen Staatsfehler, das österreichische Haus durch baierisches Blut neu zu beleben. Überhaupt irren diejenigen, welche von diesen Verwandtschaften die Beendigung der alten Feindschaft hoffen, denn die Geschichte zeigt deutlich, daß eben durch die verwandtschaftlichen Beziehungen Ansprüche erzeugt worden sind, welche die uralte Mißhelligkeit zwischen Österreich und Baiern nur steigerten. Österreich zumal, welches sonst seines Heiratsglückes wegen eben so viel beneidet als verspottet wird, hat von allen seinen baierischen Hochzeiten nicht viel politische Freude erlebt.

Deutsche Patrioten blicken mit Kummer auf den Gegensatz, der zwischen Nord- und Süddeutschland unheildrohend waltet; allein der deutsche Süden ist nicht minder feindlich gespalten, und zwar nicht durch die Natur, sondern durch ein angeerbtes, zum Theil offiziell eingepflanztes politisches Vorurtheil des Volkes. Tief schmerzlich ist es, zwei deutsche Kraftstämme, die durch Abstammung, Sprache, Sitte und Religion so gänzlich eins sind, wie die Altbaiern und Altösterreicher, in so bitterer politischer Abneigung zu sehen.

Auf Seite der Baiern ist diese Abneigung stärker, oder doch auffallender. Es waltet im Baiernvolke das dunkle Bewußtsein, daß Baiern einst größer und mächtiger in Deutschland war als Österreich, daß Baiern groß geblieben, größer geworden wäre, ohne die rastlose Nebenbuhlerschaft Österreichs. Weiß oder glaubt der gemeine Baier auch nicht, daß wirklich alle eigentlich österreichischen Länder einst Theile des alten Herzogthums Baiern gewesen, so weiß er doch, daß manch schönes und gutes Stück Baiern österreichisch geworden, und besonders sieht er mit Gram und Groll nach dem reichen Innviertel hinüber. Unmittelbar lebendig aber ist noch die Erinnerung an die Grausamkeiten der österreichischen Okkupation Baierns. Der Heldenaufstand des baierischen Volkes gegen Österreich im Jahre 1705 gilt jedem Baier als die schönste und herrlichste That seiner Geschichte; wie anderntheils wieder der Tiroler-

kampf gegen Baiern gepriesen wird. Dies nennt man deutsche Freiheitskämpfe! Was Tirol betrifft, so ignorirt man aus deutschem Patriotismus die Baiern, und spricht nur von der Fremdherrschaft, von den Franzosen.

Wenn heut die Unglücksstunde schlüge, so würde das baierische Volk abermals rufen: »Lieber baierisch sterben, als österreichisch verderben!« Die eigentlichen Nährväter dieses traurigen Volkshasses sind die Geistlichen. Bei ihnen kommt zur dynastischen Treue und altbairischen Vaterlandsliebe noch kirchlicher Fanatismus, denn Österreich ist ihnen seit Josef **II.** viel zu wenig katholisch. Da wird denn jede Gelegenheit benutzt, um auf der Kanzel wie im Beichtstuhl gegen Österreich zu wirken. Selbst der Umstand, daß in neuester Zeit die neuen Klöster Baierns mit österreichischen Mönchen bevölkert wurden, und daß Österreich den Baiern sogar die privilegirten Himmelspächter und Höllenbesitzer, die P. P. Liguorianer oder Redemptoristen zum Geschenk brachte, konnte den baierischen Klerus nicht versöhnen. »Diese österreichischen Pfaffen wollen uns österreichisch machen,« sagen die baierischen — Pfaffen. Zu dem allen kommt noch, daß der gebildetere Baier so wie jeder andere Deutsche mit Mitleid oder gar mit Verachtung auf das finstere und unfreie Österreich hinblickt. In der That, selbst der Altbaier hält sich für freier und aufgeklärter als der Österreicher, und in gar vieler Beziehung leider mit Recht.

Was die Österreicher betrifft, so haben sie neben der Wiedervergeltung keinen andern Grund zur Abneigung gegen die Baiern als den Umstand, daß diese eben Baiern bleiben wollen und es von jeher für ein Unglück hielten, österreichisch zu werden. Das österreichische Volk besitzt nämlich eine ziemliche Dosis altkaiserlichen Stolzes. Es lebt in ihm noch immer der Gedanke, daß der Kaiser der Herr aller Deutschen sei. Man hört dies in Österreich oft öffentlich behaupten, und es entstand einst deshalb eine blutige Rauferei zwischen österreichischen und norddeutschen Handwerksburschen. Auf den kaiserlichen Titel, auf den Doppeladler ist der gemeine und auch mancher gebildete Österreicher sehr stolz, deshalb begreift er nicht, wie es jemand verschmähen könne, kaiserlich zu werden. Es kann nachgewiesen werden, daß auch bei den Tirolern wesentlich die Vorstellung mitwirkte, es sei unpassend, daß sie, als Kaiserliche, Unterthanen eines Königs und obendrein eines »neugebackenen« Königs werden sollten, der eigentlich so wie sie selbst ein Unterthan des Kaisers. In neuester Zeit hat sich in den Grenzländern Österreichs die Antipathie gegen Baiern merklich gemildert. In Salzburg namentlich herrscht eher eine entgegengesetzte Stimmung. Auch von Tirol wird ähnliches behauptet, was man aber billig bezweifeln muß. Ein berühmter Tiroler, der Freiherr von Hormayr war freilich später ein begeisterter

baierischer Patriot, obwohl er 1809 gegen Baiern gekämpft.

Möge die Abneigung zwischen Baiern und Österreich enden, möge sie nie mehr zur blutigen, selbstmörderischen Unthat des Bruderkrieges führen. Die beiden herrlichen Länder sollen, wie durch das Silberband der Donau, durch herzliche Eintracht ihrer kerndeutschen Bewohner verbunden sein. Sollte, was Gott verhüten wird, noch einmal die Zwietracht der Herrscher lebendig werden, dann mögen die Baiern und Österreicher mit dem deutschesten Dichter, mit Schiller ausrufen: »Was kümmert uns, die Friedlichen, der Zank der Herrscher!«

Wahrlich, die beiden Bruderstämme sollen brüderlich in der neuen Geschichte Deutschlands wirken. Vergessen sei die Vergangenheit, deren Schuld nicht den Völkern zur Last fällt. Was Österreich und Baiern entzweite, war nicht das Wohl oder Weh der Völker, sondern der Ehrgeiz der Fürsten, wie ihn jene Zeit erzeugte und nährte. Das Haus Österreich war glücklicher, wozu jedoch die eigene Schuld des Hauses Baiern wesentlich mit beitrug. Das ist das ganze Verhältniß.

Hat der Baier aber Ursache, sich zu ärgern, wenn er in die Vergangenheit zurückblickt, so mag er sich dadurch trösten, daß ihm die Gegenwart und Zukunft freundlicher entgegenblickt als dem Österreicher. Wer die

Lage der Staaten unbefangen betrachtet und ernst beurtheilt, dem kann nicht entgehen, daß Baiern fester dasteht als Österreich. Dies mag im ersten Augenblick parador erscheinen, weil die Größe und Volksmenge Österreichs imponirt. Allein gerade diese Größe und Volksmenge ist es, wodurch Österreich nicht stärker, sondern schwächer wird als Baiern. Die überwiegende Mehrzahl aller Bewohner Österreichs protestirt gegen den Namen Österreicher. All die Magyaren, Slowaken, Czechen, Kroaten, Illyrier, Polen, Italiener weisen die Bezeichnung Österreicher mit Stolz und Zorn von sich. Was das eigentliche Österreich ausmacht, ist nicht größer, eher kleiner als Baiern. Wie gefährdet ist nun schon dadurch die Stellung Österreichs und um wie viel schwieriger wird sie durch die vielfach unnatürlichen europäisch-politischen Verhältnisse der Monarchie! Baiern dagegen steht wohlgerundet, mit kerndeutscher Bevölkerung, auf altgeschichtlicher Basis in Deutschland da; es hat nicht wie Österreich seine glänzendste Epoche schon hinter sich, sondern darf sie mit Zuversicht erwarten, wenn es seine Sendung nicht verkennt und die Gelegenheit nicht versäumt.

Ob König Ludwig dies alles erwog, als er schweigend von der Kanzel hinabblickte auf die Stadt mit den prächtigen Priesterpalästen, die jetzt Zollämter und Kasernen sind, oder ob er sich gut bairisch ärgerte, daß

auch von diesem Erzstift Salzburg der Titel und die Hauptstadt an Österreich gelangt, Baiern dagegen mit, wenn auch namhaften, so doch namenlosen Stücken abgefunden worden?

Plötzlich brach er das Schweigen und offenbarte einen ganz andern Gedankengang, indem er der Gesellschaft zurief: »Es ist doch wunderbar! was haben wir nicht schon gebaut von dem untersberger Marmor und der Steinbruch ist kaum zu bemerken!« — Die prächtigen Marmorbrüche des kolossalen Untersberg sind Eigenthum des Königs von Baiern, ein Geschenk vom verstorbenen Kaiser von Österreich. — Österreich liefert also das Material zu den stolzen, für eine größere Zukunft aufgeführten baierischen Königsbauten!

Ein herandrohendes Gewitter mahnte zur Abkürzung unserer Kanzelbetrachtungen. Abermals war König Ludwig freundlich um uns besorgt, indem er uns einlud, rasch an das Geländer heranzutreten, da von der Aussicht bald nichts mehr zu sehen sein würde. Wir folgten zum Schein, weil wir, wie gesagt, bereits alles zur Genüge gesehen hatten. Die königliche Gesellschaft machte sich eilig auf den Rückweg, und wir besaßen Seelenstärke genug, nicht abermals die Trabantenrolle anzutreten.

Seitwärts hinter einem Baume stand wieder der Maler. Der König, ob zufällig oder absichtlich, be-

merkte ihn nicht. Wir wollten den Mann entschädigen, traten auf ihn zu und waren nicht wenig überrascht durch das Bild, welches er unter dem Pinsel hatte. Eine fidele Künstlernatur! Er malte nichts von der herrlichen Aussicht, nicht den König oder die Königin, ja nicht einmal eine der liebreizenden Prinzessinnen; er malte die üppige Hofdame, die auch uns, besonders einem von uns als reizende Staffage in diesem Alpenbilde aufgefallen war. Das Porträt war genial aufgefaßt und wunderbar ähnlich. »Wird die Dame es sehen?« frugen wir den Maler, und siehe da, in diesem Augenblicke erfuhren wir ein Wunder geheimnißvoller geistiger Wechselwirkung. Niemand von der königlichen Gesellschaft bemerkte den Maler, als eben nur die betroffene Hofdame! Mit einem unendlich süßen: »Ist es erlaubt?« kam sie herangeschwebt. Wer malt den freudigen Schrecken des Malers? Der Pinsel entfiel seiner Hand. Keines Entschlusses fähig, versuchte er es nicht, das Bild zu verbergen; was übrigens ohnehin nicht gut möglich gewesen wäre. Stumm stand er da, und hielt der neugierigen fremden Dame ihr eigenes Konterfei hin. Nach dem ersten Blick darauf zuckte sie in begreiflicher Überraschung etwas zurück, allein mit der ihrem Stande eigenthümlichen stolzen Geistesgegenwart *) be-

---

*) Nach Umständen kann diese adelige Sicherheit auch Keckheit genannt werden; wie ja der Herr Staatsminister

meisterte sie sich sogleich, und wohl wissend, was sie in diesem kritischen Augenblicke ihrer Würde schuldig sei, sprach sie mit einer ganz merkwürdigen Mischung von kalt gnädiger Herablassung und tief verborgener Huld: »Kommen Sie nach Berchtesgaden, so besuchen Sie mich; ich heiße Gräfin — —« Hierauf schritt sie mit solcher Würde und Anmuth von dannen, daß wir sämmtlich in Versuchung geriethen, ihr nach Berchtesgaden nachzulaufen. Der Maler schwamm natürlich im Entzücken. Mit einem seligen Lächeln sah er der reizenden Dame nach, bis sie in den buschigen Abhängen verschwand; dann packte er seine Malerei ein. Für heute hatte er genug gethan. Dieses Bild hatte er getroffen. Er hörte nicht auf das, was wir in solchem Augenblicke ihm zu sagen albern genug waren. Er hüpfte hinunter, sah die königlichen Wagen fortsausen und bestieg wohlgemuth den Freudenhügel, um die Glut seiner Freude mit — Bier zu nähren. Wir folgten seinem Beispiel; freilich nur aus ganz gemeinem Durste.

Als Kundschafter des Zeitgeistes aber machten wir in dieser österreichischen Kneipe eine sehr interessante Erfahrung.

Eine Tischgesellschaft von Salzburgern, darunter

---

von Göthe selber bekräftigt, indem er Gretchen sagen läßt:

„Und ist aus einem edlen Haus,
Das konnt' ich ihm an der Stirne lesen —
Er wär' auch sonst nicht so keck gewesen."

ein Offizier in Uniform, war durch den königlichen Besuch zu politischem Gespräche verleitet worden. Man betrachtete natürlich das Verhältniß Baierns und Österreichs und Salzburgs zwischen beiden. Unverholen sprach man es aus, daß es mit Salzburg in jeder Hinsicht besser stünde, wenn es bairisch geblieben wäre. Man wies auf die Verlassenheit der Stadt, auf das fortwährende Sinken der Bevölkerung, auf die Verödung der sonst so lebhaften Handelsstraßen u. s. w. hin. Ein anwesender Tiroler stimmte in diese Klagen in auffallender Heftigkeit mit ein und gedachte dabei des gepriesenen Tirolerkampfes in bitter tadelnder Weise. Dabei entwickelte er eine so naturkräftige und witzige Beredsamkeit, daß einem von uns — deren Gegenwart die Sprecher durchaus nicht genirte — der Ausruf entfuhr: »Da ist ja der O'Connell des künftigen österreichischen Parlamentes!« Gegen diese Prophezeiung nun erhob sich der Offizier; aber keineswegs in einer Art und Richtung, wie man sie bei einem uniformirten Schwertträger erfahrungsmäßig vorausgesetzt hätte. Mit Eifer rief der österreichische Offizier: »Was sprechen sie von einem österreichischen Parlamente? Ein deutsches wollen wir haben, ein allgemein deutsches müssen wir bekommen! —« »Sprechen Sie die Gesinnung der österreichischen Armee aus?« frugen wir. »Eines sehr großen gebildeten Theiles derselben!« war die stolze Antwort des sanguinischen Österreichers. —

Zwei Tage später sahen wir die königliche Familie

in der Kirche zu Berchtesgaden. König Ludwig benahm sich sehr andächtig, ob zu eigener oder mehr zu Erbauung der zahlreich versammelten, öfter zum König als zum Altar aufblickenden Unterthanen, bleibe dahin gestellt. Über Ludwigs Frömmigkeit, d. h. über seine römisch-katholische Kirchlichkeit ist schon viel geklagt und gespottet worden. Die mildesten Beurtheiler wissen diesen kirchlichen Sinn nicht mit dem sonst genial antik, d. h. heidnisch klassischen Leben und Streben des Königs zu vereinigen.

Dabei muß man sich jedoch höchlich wundern, daß dieser Widerspruch eben nur beim König Ludwig bemerkt und ihm persönlich zur Last gelegt wird, da der König in dieser Beziehung in der That doch nur ein hoch stehender Repräsentant des deutschen Volkes ist. Das ganze deutsche Volk, katholischen und protestantischen Bekenntnisses, offenbart denselben Widerspruch zwischen der geschichtlichen Bildung und der kirchlichen Einbildung. Rühmen wir uns nicht schon seit drei Jahrhunderten unserer klassischen Bildung? Werden wir nicht von Kindesbeinen an zur wirklich abgöttischen Bewunderung jener klassischen Menschenmuster erzogen? Und wie paßt dennoch unser Staats-, Kirchen- und sonstiges Zopfthum zu dieser klassischen Bildung? Höchstens bringen wir es so weit, den Unterschied zwischen uns und den Alten einzusehen. Dann rufen wir aus: »Das waren M e n s c h e n!« womit das stillschweigende, traurig

resignirende Geständniß verbunden ist, daß wir nicht Menschen, sondern nur Katholiken, Protestanten u. s. w. sind. Und doch soll das Christenthum die Religion der Humanität sein! Aber sowol bei unserer classischen als christlichen Bildung gilt das Göthe'sche: »Ich finde nicht die Spur — von einem Geist, und alles ist Dressur.« Die Menschheit wird aus uns hinaus- und eine bestimmte Menge formelles Christenthum in uns hineindressirt, und damit das dermaßen entstandene Menschenzerrbild einen Anstrich von humaner Bildung erhalte, wird es mit einigen antiken Flittern aufgeputzt. An diesem Kulturübel krankt unser ganzes Volk, ja die ganze gebildete Menschheit. König Ludwig von Baiern aber ist in dieser Hinsicht gesünder als die meisten. Er hat es verstanden, die Alten nicht blos theoretisch zu bewundern, sondern sie praktisch schaffend und genießend nachzuahmen.

Die üppige Hofdame war ebenfalls andächtig, und der Maler pflichtgemäß desgleichen. Es ist etwas höchst Tragikomisches um einen solchen armen Schlucker, der in platonischer Liebesglut zu einer hochgebornen idealisirten Geliebten aufblickt. Wenn er es wüßte, wie tief gewöhnlich derlei Weiber unter dem Ideale der Weiblichkeit stehen, wie selbst das, was körperlich reizend an ihnen erscheint, in der Regel nur erkünstelter Schein ist! Wahrlich es kann einem bürgerlichen Manne kein größeres Unglück widerfahren, als in solche thörichte

Liebesvergaffung zu gerathen. Und doch geschieht es leider nur zu oft, und manches edle Streben ist dadurch vereitelt, manches freie Gemüth geknechtet worden. Denn die Frauen der vornehmen Welt üben in der That einen sehr verführerischen Zauber aus und sie sehen es auch nicht ungern, wenn interessante Menschen der untern Stände sie mit still demüthigen Glutblicken verschlingen; sie lassen sich nicht selten herab, solch Liebesgaukelspiel durch mancherlei kokette Kunst zu befördern. Allerdings verlieben sich auch anderntheils die Männer der vornehmen Stände gern und oft in bürgerliche Mädchen, allein sie haben dabei einen ganz andern Sinn und Zweck, und zur Schande wie zum Fluche des Bürgerstandes erreichen sie ihre gemeine Absicht leider nur zu leicht. Es kommt freilich wohl auch vor, daß der bürgerliche Schwärmer von seiner angebeteten hohen Dame etwas anderes wünscht und oft auch erhält, als platonisches Angaffen. Auch unser Maler gehörte zu den Glücklichen; die Gräfin hatte ihn zu einem besonders zarten Vertrauensverhältniß geladen. Er sollte sie für ihren Bräutigam malen! —

Berchtesgaden ist ein baierischer Keil im österreichischen Staatskörper. Hyperpatriotische Österreicher ärgern sich weidlich darüber, daß man mit dem schönen Berchtesgaden Baiern ein Geschenk gemacht; die Baiern betrachten es als einen Vorposten für künftige Zeiten größeren österreichischen Erwerbes. Ob diese Zeit je

wirklich kommen werde, darüber gab uns ein königlicher Beamter zu Bartholomä am Königssee eine merkwürdige Versicherung, indem er sagte: »Österreich hat viel zusammengebracht, das Beste aber davon wird Baiern erben, denn Österreich lebt nicht mehr lang.« — Es sind schon viele solche Unglücksprophezeiungen über Österreich ergangen, immer aber noch zu Schanden geworden. Österreich hat ein merkwürdiges Leben; es ist v i e l l e b i g.

Doch ist Baiern unter Ludwigs Regierung bedeutend erstarkt und selbst in solchen Gegenden populär geworden, wo es früher verhaßt war. Dies ist besonders im Berchtesgadner Hochland der Fall. Die Ankunft der königlichen Familie wird bis in die fernste Alpenhütte hinauf als ein Fest gefeiert. Dann wandern aus den abgelegensten Thälern und Hochschluchten Kinder und Greise hernieder, um den König zum ersten- oder noch Ein Mal zu sehen.

Und ganz ebenso geht es am äußerst entgegengesetzten Ende Baierns im hohen Rhöngebirge zu, wenn König Ludwig sein geliebtes Brückenau besucht. Es leben ganz andere Menschen auf diesen rauhen Höhen und sie sind keine Stammbaiern, aber sie wetteifern mit den Altbaiern in Anhänglichkeit an König Ludwig.

In Brückenau lebte der König bisher in ganz besonders liebenswürdiger Ungenirtheit. Er belebte die ganze Gegend durch Ausführung fröhlicher Gedanken.

Da sah man keinen König, sondern einen frohen genialen Naturmenschen. Wurde Ludwig auf seinen Ausflügen irgendwo als König angegangen, so wies er das mit unbeugsamer lustiger Strenge ab. »In den Fürstenbau zu Brückenau geht« — sagte er den Bittenden — »dort wohnt der König von Baiern.« — Wir sahen ihn einst bei drohendem Gewitter auf einem Leiterwagen heimkommen, auf den er alle vor dem Wetter fliehenden Damen, die er einholte, aufgeladen. Und Ludwig macht bei solchen Gelegenheiten nicht blos flüchtige Bekanntschaften, sondern setzt manche durch einen freundschaftlichen Briefwechsel fort. Nach verschiedenen Richtungen hin zeigte Ludwig immer seine Ankunft in Brückenau an und lud seine Lieblinge dahin ein. Und diese Lieblinge waren zwar Damen, aber keineswegs etwa nur lauter jugendlich reizende.

Betrachten wir nun denselben König Ludwig, den wir in Aign und Brückenau volksthümlich fidel, in Berchtesgaden landessittlich andächtig gesehen, mit geistigem Auge in andern Lebensverhältnissen.

Wir wiederholen hier, daß es die Pflicht eines stolz selbstbewußten Liberalismus ist auch bei hohen, höchsten und allerhöchsten Personen unbefangen anzuerkennen, was da Anerkennung verdient. Das Gegentheil ist wahrlich nicht die Wirkung eines freien, sondern eines gedrückten und gefesselten Selbstbewußtseins. Wer von der Berechtigung, Würde und Macht des Liberalismus

lebhaft überzeugt ist und in dieser Überzeugung den höchsten Stolz seines Lebens genießt, der wird selbst den entschiedensten Gegnern volle Gerechtigkeit widerfahren lassen, weil er zugleich einsieht, daß eben diese Gerechtigkeit das sieghafteste Kampfmittel ist.

Erinnern wir uns und ihn an seine Studentenzeit, wo er wie der feurigste junge Brausekopf für deutsche Freiheit schwärmte. Wie gar mancher Bursche, so ist auch König Ludwig bedeutend kälter geworden, als er ins Philisterleben trat, ohne daß er darum völlig zum Philister geworden wäre. Die deutschen Studenten sind die freiesten der Welt; von den deutschen Kirchen- und Staatsbeamten aber gilt nicht dasselbe. Wie anders in England! Dort bekommen die Studenten noch die Ruthe, aber aus der klösterlichen Schule treten sie als unbeugsam freisinnige Männer auf den politischen Weltschauplatz ihres beneidenswerthen Landes. Die englischen Theologen bilden freilich wieder eine Ausnahme und bleiben Mucker, wenn sie nicht gar Päpstler werden. Vielleicht ist der starke theologische Zug des deutschen Volkscharakters schuld, daß sich ein gewisses muckerisches Philisterthum auch der weltlichen Studirten bei uns bemeistert. Wenn dem nicht so wäre, wenn unsere Beamten und Pfarrer so freisinnig blieben, wie sie es als Studenten gewesen, oder wenigstens gesungen, was wäre Deutschland dann für ein Land! Es wäre vielleicht gar nicht mehr Deutschland. Und wenn König

Ludwig all die kühnen Gedanken ausgeführt hätte, die er als Student gehegt, dann säße er entweder als österreichischer Staatsgefangener auf dem Spielberg, oder er wäre Kaiser von Deutschland, ein anderer Ludwig der Baier. —

Betrachten wir den König Ludwig als kriegerischen Freiheitssänger gegen die Franzosenherrschaft. Es gehörte Muth dazu, gegen die Franzosen zu singen, denn Napoleon ließ bekanntlich auch Prinzen erschießen. Es gehörte auch Selbstverleugnung, es gehörte deutscher »Gesammtpatriotismus« dazu, denn durch die Franzosenherrschaft war Baiern größer geworden, der Franzosenherrschaft dankte Ludwig die Verwandlung aus einem Kur- in einen Kronprinzen. Leider ging es mit der kronprinzlichen politischen Poesie, wie mit dieser Gattung der Dichtkunst überhaupt; sie blieb lediglich Poesie, und zwar in demselben Maße, als ihr an und für sich Poesie fehlte. Deutschland wurde freilich frei — aber nur von den Franzosen; und Baiern blieb ein freies Königreich, allein anstatt des früheren Kaisers, um den es sich wenig kümmerte, bekam es jetzt zwei großmächtige Bundesgenossen, denen es gehorchen mußte und bis in die allerneueste Zeit wirklich nur zu viel gehorcht hat. Das waren die Siegesfrüchte des Freiheitskampfes für Baiern. König Ludwig selber spricht seine Freude über den deutschen Freiheitssieg mit den Versen aus:

»Zwar versteht das deutsche Volk zu siegen,
Doch sich selbsten muß es gleich erliegen,
Schlummert in den alten Schlaf zurück.«

Diesen Schlummer suchte man sich durch allerlei schöne mittelalterlich romantische Träumereien zu verschönern, und dazu hat nun der von Haus aus romantische Sinn Ludwigs viel, zu viel beigetragen.

Allein er suchte sich auch den heimatlichen offiziellen Schlummer durch auswärtige revolutionäre Thätigkeit zu vertreiben. Er kämpfte durch Wort und That für die Neuhellenen, obwol dieselben auf dem Kongreß zu Verona für Rebellen erklärt worden waren. Und abermals siegte die Freiheit. Die Griechen wurden frei — aber nur von den Türken. König Ludwig aber war so glücklich, einen seiner Söhne auf dem griechischen Thrönchen unglücklich zu sehen. Und selbst dieses bittern Glückes wegen muß Baiern die Mißgunst mancher Weltmacht und sogar manches deutschen Bundesgenossen erfahren. England, Frankreich und Rußland mißhandeln Griechenland, und Deutschland fühlt nicht, daß es dabei mit mißhandelt ist. Das deutsche Volk, welches einst den hellenischen Enthusiasmus des baierischen Königs theilte, schimpft jetzt auf die Griechen und auf die Baiern, uneingedenk, daß die Griechen unzurechnungsfähig und daß die Baiern Deutsche sind. Fürwahr, der deutsche Enthusiasmus bringt sich gänzlich in Verruf, denn er verfliegt wie ein Champagnerrausch.

Die griechische und polnische Begeisterung sind verschwunden, sind in einen schwarzgallichten Katzenjammer ausgeartet. Schleswig-Holstein ist vergessen, und Dänemark kann seine Gewaltthaten unbemerkt fortsetzen. Ist dies das besonnene und beharrliche deutsche Volk, welches sich sonst auf seinen soliden Charakter so viel zu gut that und die überrheinischen Nachbarn ihrer Flatterhaftigkeit wegen so gravitätisch schulmeisterte! Doch seien wir nicht ungerecht. Die Deutschen sind noch immer beharrlich in ihrer Begeisterung. Lißt, Lind und Fanny Elsler erfahren es. —

In der innern und äußern Politik Deutschlands sind wir in neuester Zeit dem König von Baiern zu Dank verpflichtet. Wesentlich sein Wort hat uns die Zwanzigbogenfreiheit erhalten, und als er wegen Schleswig-Holstein mit dem Degen den Boden stampfte, imponirte dies nicht blos dem kleinen Dänemark, sondern auch den Großmächten, die sonst Deutschlands Integrität so gering achten, daß sie eben Deutschland zum allgemeinen Ersatz- und Flickmittel herabgewürdigt. Die Mächte wissen es besser als Baiern selber, daß der baierische König kein kleiner und schwacher König ist, sobald er stark und groß sein will. Dieser König, welchen die offizielle Politik zu den kleinern deutschen Fürsten rechnet, kann ohne große Anstrengung 100,000 Krieger aus dem Boden stampfen. Wenn

aber 100,000 baierische Männer fest wollen, so sind sie unüberwindlich.

Um König Ludwig in seinen Kunstschöpfungen zu beurtheilen, machen wir in einem besonderen Abschnitt eine Fahrt nach München. Hier wollen wir uns noch einen königlichen Akt Ludwigs vergegenwärtigen, dessen Betrachtung jetzt von Bedeutung sein kann, weil er einen Wendepunkt im Leben des Königs bezeichnet, der bis zu dem neuesten Umschwunge traurig gewirkt hat, und dann weil dabei Zeitverhältnisse und königliche Worte ins Gedächtniß zurückgerufen werden, woraus man eben jetzt, wo das konstitutionelle Prinzip und der Fortschritt in Deutschland so arg geschmäht und gefährdet ist, Trost und Belehrung schöpfen mag.

Am 1. März 1831 eröffnete König Ludwig den Landtag mit folgenden Worten:

»Was in manchem andern Lande nur Wunsch ist, besitzt Baiern bereits in seiner Verfassung. Das kann ich sagen; gewissenhafter als ich hält Niemand die Verfassung. Ich möchte nicht unumschränkter Herrscher sein!«

Ein bedeutsames Wort, bedeutsamer noch durch die Zeit, in welcher es ausgesprochen wurde. Leider erfolgte auf jenem Landtage keine Verständigung, sondern feindliche Entzweiung zwischen Thron und Volk. Die Geschichte muß gerecht anerkennen, daß König Ludwig geneigt war, vieles zu gewähren; aber die Kammer

wollte Alles, nemlich die volle lebendige Wahrheit der Konstitution. Im Kampfe darum verletzte die Opposition den König persönlich, und da die Konstitution eben noch keine vollkräftige Wahrheit war, so siegte auch in Baiern die von den deutschen Großmächten dekretirte Reaktion des Absolutismus, und steigerte sich bis zur jesuitischen Despotie Abels.

Bei Lebzeiten Ludwigs hoffte niemand mehr einen Umschwung zum Bessern. Da trat er plötzlich unter Umständen ein, welche die Beurtheilung sehr erschweren, indem sie das Urtheil verwirren. Zeugniß dafür giebt die Presse, die sich in den äußersten Extremen, in schwärmendem Lobe und in bitterstem Tadel bewegt.

Unbefangen und mit gehörigem Selbstbewußtsein urtheilend muß der Liberalismus das baierische Ereigniß als ein sehr freudiges anerkennen. Nicht in Betreff der liberalen Ministerreden, ja nicht einmal wegen der Beseitigung der Ultramontanen, sondern zunächst und besonders wegen des gewaltigen und gewiß nachhaltigen Eindruckes auf die öffentliche Meinung überhaupt. In dieser Hinsicht muß man sich über jenes Ereigniß um so inniger freuen, je radikaler man ist. Wer ein Verständniß dafür hat, wird uns verstehen.

Es wurde hier ausgesprochen, daß vom König Ludwig niemand mehr einen Umschwung der Dinge erwartet hätte. Dies kann sich jedoch nur auf das öffentliche Urtheil beziehen, denn privatim haben gar viele ein=

zelne Politiker und Menschenkenner eine baldige Änderung der Dinge in Baiern nicht nur gehofft, sondern geradezu vorhergesagt. Es gibt in der That politische Propheten unter uns, und was das merkwürdig Bezeichnende dabei ist, sie befinden sich weder unter denen, welche politische Bücher und Zeitungen schreiben, noch unter denen, welche für ewige Zeiten Bündnisse schließen, Verfassungen dekretiren und Einverleibungen vornehmen; sondern die Propheten befinden sich im Volke. Wir selbst erfuhren eine solche Prophezeiung in Betreff König Ludwigs. Der Erfolg rechtfertigt die Erzählung derselben.

Als wir im lieblich einsamen Bartholomä am Königssee köstliche »Schwarzreuterln *) und Bartelmäer Mus« schmausten und dazu einige Bocksbeutel leerten, führten uns diese köstlichen Naturgaben des Baierlandes aus dem äußersten Süden und Norden natürlich zur Betrachtung und Besprechung baierischer Zustände. Wir konnten nicht anders, als das herrliche gesegnete Baierland zu loben; aber eben so wenig konnten und wollten wir nach diesem Lobe den Zusatz unterdrücken: »Nur schade, schade, daß — u. s. w. Endlich rief einer aus: »Welche Bedeutung könnte dieser König von Baiern haben, wenn er wollte, — wenn er frei sein

---

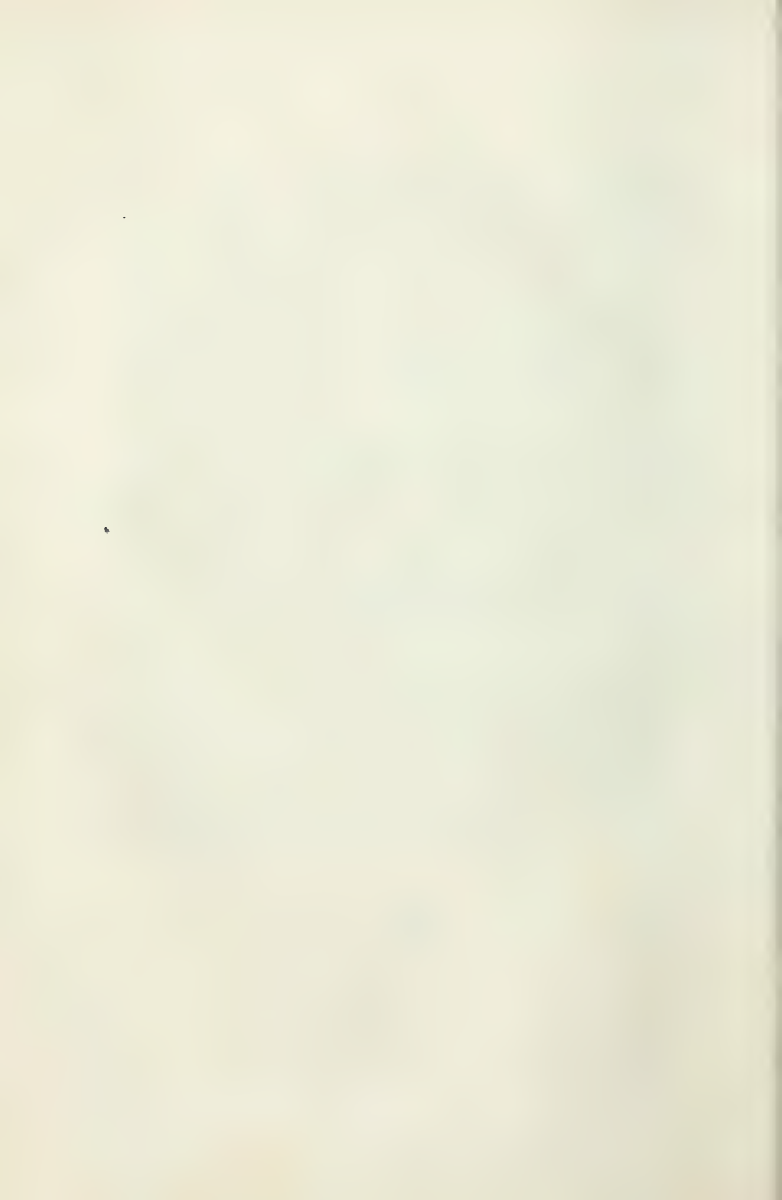
*) Kleine Lachsforellen, Salblinge, die im Königssee gefangen werden.

wollte!« — »Ludwig wird nicht mehr wollen!« setzte ein anderer halb- und kleinlaut dazu. — »Da sind Sie gar sehr im Irrthume, mein Herr!« rief plötzlich eine starke Hochlandsstimme. Wir erschraken und trösteten uns zugleich, denn ein Polizeispion schreit nicht und läßt sich noch weniger mit seinem Opfer in einen Disput ein. Ein baumstarker Mann in der Gebirgstracht, etwa ein Fünfziger von Jahren, wohlhäbig und klug aussehend, trat zu uns heran und sprach: »Nichts für ungut, aber Sie kennen unseren Ludwig nicht. Aber g'studirte Leut' sein's wahrscheinlich, und haben also vielleicht auch ein bissel in der bairischen Landtagsgeschicht' gelesen. Nun gut, wie hat's denn der Ludwig den Aufgeklärten und Freisinnigen gemacht? Er hat ihnen, weiß Gott, viel und lang nachgegeben; er wär' gern mit ihnen gut Freund geblieben. Aber sie haben ihm's zu braun gemacht. Wie's aber geglaubt haben, daß jetzt sie die Herren wären, und der König gar nichts mehr zu sagen hätt', pumps, da waren's versprengt und eingesperrt! D'rauf sind die Andern ans Bret gekommen. Ich sag' schon, die A n d e r n, denn die rechten sein's nicht, das weiß jeder Baier, der die Augen offen hat, denn wir Baiern, mit Verlaub, sein auch nicht so dumm, wie sich mancher draußen einbildt, oder wie wir meintwegen aussehen. Die A n d e r n also haben unsern Ludwig tüchtig am Bandl, aber gefressen haben's ihn doch noch nicht. Sie treiben's zu arg, das

weiß der liebe Gott; aber der Ludwig weiß es auch. Ich sag's Ihnen, es ist ihm schon lang nicht recht. Aber er weiß nicht, wie er die Kreuzherrgottsakramenter zum Teufel schicken soll. Der will sie nicht, denn von ihm sein's ja gekommen. Aber geben's nur acht, wenn die Kerle glauben werden, daß sie den alten Ludwig ganz im Sack haben, wird er ihnen mir nichts dir nichts den Sack über die Ohren ziehen; und wenn er sie in die Isar schmeißen ließ', so thät' er am besten. Aber er jagt sie davon die Fledermäus', das ist so sicher, wie's Amen im Gebet, denn es ist ein Teufelskerl, unser Ludwig.« —

Dieses karakteristische, im Munde des Freundes wie des Feindes vielsagende Volksurtheil hört man in ganz Baiern. Zieht von Norden nach Süden, von Osten nach Westen durch das ganze Land, sprechet in Hütten und Palästen, in Klöstern und Kasernen ein und bringt das Gespräch auf den König, so wird man freimüthig dies und jenes vorbringen, zuletzt aber wird Freund oder Feind, jeder in seinem Sinn sagen: »Aber ein Teufelskerl ist er doch, unser Ludwig!«

München.



Touristen und Topographen sind bereits in Verlegenheit, welchen klassischen Beinamen sie dem kunststrotzenden München geben sollen. »Deutsches Athen« ist schon zu abgenutzt. Deutsch-Athen haben wir bereits mehrfach, obwol, wie es scheint, noch immer die deutschen Athenienser fehlen. Viel leichter sind deutsche Abderiten zu finden; ja sie bewohnen sogar manches deutsche Athen.

»Deutsch-Florenz« paßt nicht gut für eine königliche Stadt, denn Florenz verdankte bekanntlich seine Kunstblüthe dem Tuchhändlerhause der Medici. Ähnliche großherzige Großhändler fehlen aber in Deutschland gänzlich, und es ist platterdings unmöglich, eine deutsche freie Stadt zu finden, die den Namen Florenz nur im entferntesten verdiente.

Am passendsten wird München Deutsch-Rom genannt. Das bezeichnet das Kunst- und Kirchenleben,

entspricht dem Namen und dem Mönch im Wappen der Stadt.

Aber auch diesen Beinamen theilt München mit andern Städten des heiligen römischen Reiches deutscher Nation: Salzburg, Koblenz, Köln; — ja man dürfte selbst im protestantischen Deutschland leicht manche Stadt finden, die, wenn auch nicht in Betreff der Kunst überhaupt, so doch durch die Kunst, alleinseligmachende Dogmen zu dekretiren, auf den Ehrennamen Deutsch-Rom Anspruch machen könnte. München seinerseits empfing diese Art Heiligsprechung schon unter Wilhelm V. von den Jesuiten, welche damals versicherten, daß die heilige Jungfrau Maria, falls sie nochmals ein irdisches Vaterland wählen sollte, gewiß nach Baiern kommen würde.

Allein was soll diese Beschimpfung deutscher Städte durch Beilegung des Namens fremder? Bei keinem andern Volke kommt sie so häufig vor, wie bei uns fremddümmelnden Deutschen. Weil wir noch immer kein eigenes selbständiges Staats- und Kunstleben haben, so nennen wir die Hauptstädte unserer Bildung nach fremden Namen. Wir setzen da Namen zusammen, wie beim Adoptiren von Kindern. Wir haben Deutsch-Rom und Deutsch-Paris. Nun ja, wir haben uns auch von Rom und Paris an Kindes statt annehmen lassen!

Viel passender und lehrreicher dürfte es sein, unsere großen Städte unter einander zu vergleichen, um da-

durch einerseits für das Leben dieser Städte, andererseits für das deutsche Gemeinwesen, welches sie in wichtigen Punkten konzentriren, Aufschlüsse und Weisungen zu erhalten.

Da tritt nun auffallend hervor, daß sich aus dem Chaos des deutschen Städtelebens eben nur drei Monarchensitze zu vorherrschender Bedeutung emporgeschwungen und in der neuen Geschichte behauptet haben. Dies ist gewiß von prophetischer Bedeutung für die Zukunft Deutschlands. Wien, Berlin und München sind die politischen Hauptstädte Deutschlands, und wenn dies von München noch nicht völlig gilt, so muß und wird es noch eintreten. Wie sich diese Königsstadt neben Wien und Berlin bereits den ebenbürtigen Rang errungen, so muß auch Baiern neben Österreich und Preußen auf den Weltschauplatz treten.

Es frägt sich nun, ob solche Dreiherrschaft dem deutschen Leben zuträglich sein werde? So viel kann man mit Bestimmtheit sagen, die Dreiherrschaft kann uns unmöglich schlimmer bekommen, als die jetzige Zweigewalt. Wir reden nämlich von der Entwickelung des deutschen Lebens zu einer Nationaleinheit. Diese wird nun, wie die Erfahrung zeigt, gar nicht befördert, wenn Deutschland durch zwei Großmächte vertreten wird, die sich dem übrigen Deutschland entgegensetzen. Es erscheint dringend nothwendig, daß eine dritte echt und rein deutsche Macht dazwischen trete und

die beiden über Deutschland hinausstrebenden Großstaaten in das deutsche Vaterland hineinziehe und sie darin festhalte. Am 10. August 1814 stand zwar im rheinischen Merkur: »Das Vaterland aber ist am besten dadurch berathen, wenn alle Kraft einstweilen in die Zweiheit zusammenläuft, da die Einheit spätern Zeiten aufbehalten bleibt.« Allein die Erfahrung von 33 Jahren hat bewiesen, daß die deutsche Kraft in der Zweiheit nicht zusammengelaufen, vielmehr durch sie weit auseinander gelaufen ist. Soll also die ersehnte Einheit nicht auf ganz späte und verspätete Zeiten hinausgeschoben sein, so ist ein dritter Einigungspunct nothwendig. Schon nach natürlichen Denkgesetzen ist ein Mittelsatz zwischen den beiden so oft entgegengesetzten Größen nothwendig, und nach der Erfahrung des gemeinen Lebens kommen drei leichter überein als zwei.

Die genannten drei Hauptstädte bilden in der That, auch abgesehen von der Politik, Centralpunkte des deutschen Lebens, wohin und von wo aus sich in weiten Radien gegenseitiger Einfluß verbreitet. Und da diese Städte zugleich den politischen Rang und Glanz haben, den nun einmal bei uns nur die monarchische Macht verleiht, so ist mit Bestimmtheit vorherzusagen, daß jene drei Machtstätten geistige und politische Kristallisationskerne für Deutschland sein und lange Zeit bleiben werden. Wir haben allerdings auch große und bedeutende Freistädte in Deutschland, aber sie üben keine

oder nur eine sehr geringe Anziehungskraft auf ihre Umgebung. Politische Sympathien für sie dauern kaum bis an die Grenze ihres Gebietes; im Gegentheil kommen im Schooße dieser Republiken häufig sehr auffallende monarchische Passionen vor. Es fehlt diesen Städten nun einmal der monarchische Glanz, der bei uns in Deutschland, und man darf wohl sagen, in Europa noch beinahe allmächtig ist.

Betrachten wir die drei deutschen Hauptstädte vergleichend näher, so fällt ferner auf, daß Wien und München geworden sind, während Berlin gemacht ist. Dadurch ist nicht ein durchgängiger aber doch ein gewisser Vorzug der beiden ersten Städte bezeichnet, ein Vorzug, der in die Augen fällt, wenn man ihre Straßen durchwandelt. Es sind im strengen Sinn historische Städte, und man weiß, was das zu bedeuten hat. Es umgiebt sie eine gewisse legitime Würde, die mehr, als man glauben möchte, auf das Gemüth der Völker wirkt. Berlin dagegen gleicht dem Äußern nach mehr einer amerikanischen, auf Spekulation gebauten Stadt. Man wird dadurch unwillkürlich geneigt, auch inneres amerikanisches Wesen in Berlin zu suchen, und da man es natürlich nicht findet, nimmt man es der Stadt übel, die doch wahrlich ganz unschuldig daran ist. In noch höherem Grade ist ähnliches in Petersburg der Fall, daher flößt diese Stadt ungeachtet ihrer Paläste doch niemanden Respekt ein. Oder es ist nur ein

Respekt, den man empfände, wenn man als Rekrut in Reih und Glied eines preußischen oder russischen Regiments stünde. Dieser Gedanke führt uns auf eine bessere Bezeichnung Berlins und Petersburgs. Sie haben schon dem Äußern nach mehr einen militärischen als einen amerikanischen Charakter; man sieht es ihnen an, daß sie auf ein Kommandowort entstanden sind, und sie stehen mit ihren geraden blanken Straßen auch wahrlich da, wie auf dem Paradeplatze. Und da sich nun viel, ja vorherrschend viel soldatisches Wesen und Unwesen wirklich in diesen Städten gewaltsam hervor- und aufdrängt, so bekommt man einen Respekt jenem ähnlich, der einen Rekruten zum Desertiren verleitet. Kaum der urechteste Berliner ist gern in Berlin, d. h. so gern, wie der Wiener in Wien, der Münchner in München.

Betrachten wir unsere drei Städte wieder von einem andern Gesichtspunkt aus, so können wir sagen: Wien repräsentirt die Natur, München die Kunst, Berlin die Wissenschaft. Natürlich wird dies nicht ganz ohne Einschränkung gelten können. Die Wiener Natur wird durch politische Kunst gezügelt, damit sie nicht zu üppig wuchere; in München wehrt sich eine derb kräftige Natur gegen Überkünstelung der Kunst; in Berlin wird die Wissenschaft künstlich getrieben, wo ihr in mancher Richtung der natürlich fruchtbare Boden fehlt. Manche sagen auch, in Wien und München herrsche das Gemüth, in Berlin der Verstand. Allein dagegen läßt sich

vieles einwenden. Man kann in Wien und München höchst ungemüthliche Tage verleben und über den Berliner Verstand den Verstand verlieren. Überhaupt muß es rechterdings verworfen werden, Süddeutschland als dem Gemüthe unterworfen, Norddeutschland dagegen als vom reinen Verstand regiert darzustellen. Die verständigen Norddeutschen lassen sich an der Nase führen so gemüthlich wie die Süddeutschen, und diese beweisen wie jene den eigensinnigsten Verstand eben in unverständigen Dingen. Der echte deutsche Verstand und das wahre deutsche Gemüth sind weder hier noch dort vorzugsweise zu finden, sondern ausnahmsweise überall, im gewöhnlichen regelmäßigen Lauf der Dinge aber weder hier noch dort, wie dies der gewöhnliche regelmäßige Verlauf der deutschen Geschichte sattsam beweiset.

Gustav Adolf, der sich — beiläufig gesagt — den norddeutschen Unverstand und die süddeutsche Gemüthlosigkeit zu Nutzen machen wollte, um das reiche Deutschland in die leere schwedische Tasche zu schieben, Gustav Adolf, der schwedische Schutzpatron der vermeintlichen angeblichen, eingebildeten Glaubensfreiheit der verständigen Norddeutschen, verglich, als er die gemüthlichen Süddeutschen züchtigte, München mit einem goldenen Sattel auf magerem Rosse. Dieser königlich unpoetische, wahrhaft schwedische Vergleich paßt weit besser auf Berlin, als auf München. Wenn in Berlin auch nicht

alles Gold ist, was glänzt, so ist doch gewiß das Land, welches von und in Berlin geritten wird, ein sehr mageres Roß, was allerdings bei einem Wesen, welches mit Reden und Offenbarungsphilosophie gefüttert wird, nicht zu verwundern ist. Die Münchner Biere und Kraftsuppen gedeihen jedenfalls besser, und wer von ihnen erwärmt ist, dem erscheint selbst die Gegend um München reizend. Allein wenn wir auch — obwohl ungern — hiervon absehen, so muß dennoch jener originell schwedische Lobspruch von München auf Berlin übertragen werden, welches auch in staatskirchlicher und gustav-adolf-vereinlicher Hinsicht mit Recht ein goldener Sattel auf einem magern Rosse genannt werden muß. Und sollen wir etwa noch den englischen Garten in München mit dem Thiergarten in Berlin, oder gar die alpengeborne lebenskräftige Isar mit der Schmutz wühlenden und Unrath wälzenden Spree, und die Starnberger Seealpen mit dem Kreuzberg-Maulwurfshügel vergleichen?!

Berlin wird die Wiege der deutschen Zukunft genannt. Fürwahr dieser Wiegenkindvergleich macht weder der Metropole deutscher Intelligenz noch der deutschen Zukunft viel Ehre. Nun, eine Zukunft hat wohl jede deutsche Stadt; für das ganze liebe Deutschland aber wünschen wir eine nicht ganz kindische. Und sollte das künftige Deutschland wirklich als Kind zur Welt kommen, so möge es nicht von Berlin allein gewiegt

werden, sonst wird es frühreif, und frühreife Kinder werden bekanntlich alt, bevor sie noch eigentlich jung gewesen. Politische Menschenkenner wollen etwas ähnliches von Berlin behaupten.

Daß München wenigstens neben Berlin eine Stadt der deutschen Zukunft ist, beweist am besten seine glänzende Gegenwart. Vor einem halben Jahrhunderte war München weiter nichts als eine Stadt mit einem fürstlichen Residenzschlosse; jetzt hat es den Rang einer europäischen Hauptstadt. Man sage dagegen nicht, das Land sei nicht in gleichem Grade gewachsen. Dies ist nur scheinbar. Baiern ist in der That so groß und stark, daß selbst eine noch größere Hauptstadt in keinem unnatürlichen Verhältniß zum Lande stünde. Baiern wird allerdings durch das Machtwort der fünf Großmächte zu den kleinen deutschen Staaten gerechnet, aber es leidet diese Zurücksetzung in der That nur so lange, als es dieselbe eben duldet. Baiern hat das Recht und die Rechtsmittel, neben den Großmächten, zumal neben den beiden deutschen, in der Weltpolitik das Wort zu führen.

München hat freilich nur 110,000 Einwohner, während Wien 400,000, Berlin sogar etwas über 400,000 Seelen zählt. Allein das Bevölkerungsverhältniß Münchens ist viel natürlicher, also solider, als jenes von Wien und Berlin. Mehr als die Hälfte der Einwohner Wiens sind Fremde, die sich nicht als

Wiener betrachten, die sich nach einer andern Heimat sehnen, die sich mit Stolz Ungarn, Böhmen, Italiener, Polen nennen und zu den eigentlichen Wienern absichtlich einen Gegensatz bilden. In Wien sieht man, wie auf einer Musterkarte, die gefährliche Zusammensetzung der österreichischen Monarchie, eine Zusammensetzung, bei deren Betrachtung das Auseinanderfallen wahrscheinlicher wird als das Zusammenwachsen. In Berlin findet ein ähnliches Mißverhältniß statt, wenn auch in geringerem Maße. Dazu kommt, daß Berlin künstlich, ja gewaltsam groß gemacht worden ist. Es herrschte und herrscht eine wahre Wuth, Berlin zur größten deutschen Stadt zu machen. Um dies zu erzwecken, zählte man lediglich die Köpfe, ohne auf die Fähigkeit derselben irgend Rücksicht zu nehmen, ja ohne auch nur zu bedenken, daß zu jedem Kopf auch ein Magen gehört. So forcirte man Anbau und Ansiedlung und verkündigte alljährlich triumphirend den großen Zuwachs von berliner Seelen. Über der Freude, Berlin mit Riesenschritten zur Größe der Kaiserstaat Wien heranwachsen zu sehen, vergaß man gänzlich, daß jene zuwachsenden Seelen größtentheils hungerige Leiber mit sich brachten, die von dem Ruhm, Berliner d. h. Repräsentanten der deutschen Intelligenz zu sein, nicht satt wurden. Gegenwärtig ist das stolze Ziel erreicht, Berlin ist größer als Wien, was jeder echte Berliner, vom Schlosse bis zur Vagabundentaberne, mit Begeisterung hervorhebt. Allein

man scheint noch nicht genug Proletarier in Berlin zu haben, man will mit aller Gewalt noch ein neues Stadtviertel erzwingen, und wird dadurch nichts erreichen, als daß die Welt ein Elendquartier mehr haben wird. München dagegen ist nicht auf den Schein und auf Spekulation vergrößert worden. Es hat das richtige naturgemäße Verhältniß einer Stammbevölkerung; es wächst langsamer, weil es naturgemäß wächst.

Und so war es mit München seit seinem Ursprung in grauer Urzeit des deutschen Reiches. Die baierischen Fürsten waren zwar auch eifrig bemüht, ihr München zu heben, aber sie erkünstelten und erzwangen dabei nichts und sie gründeten die Größe Münchens nicht lediglich auf den Hof- Beamten- und Soldatenstaat, sondern vorzugsweise auf ausgiebige bürgerliche Nahrung. Vom Jahre 780 bis 1158 war München ein armes unbekanntes Dörfchen. Da beschloß Heinrich der Löwe in lücklicher Vorahnung, diesen Ort zu heben. Aber er that es nicht etwa durch Erbauung einer glänzenden Burg und durch verschwenderische Hofhaltung, sondern durch Anlegung einer Münzstätte, einer Salzniederlage, einer Marktgerechtigkeit.

Bis zum Jahre 1255 blieb München ein kleiner bürgerlich gewerbsamer Flecken. Die Straßen waren eng und ungepflastert, die Häuser von Holz. Aber schon bargen sie bürgerliche Wohlhabenheit und

Lebenslust. Dies bewog den Herzog Ludwig, welcher nachher der Strenge zubenannt wurde, seine Wohnung nach München zu verlegen. Er baute sich einen Fürstensitz, aber zugleich den Bürgern gute Handelsstraßen nach Reichenhall, Augsburg und Innsbruck. Da zogen viele Kaufleute in München ein, es behielt ungeachtet der herzoglichen Residenz seinen bürgerlichen Charakter und wurde kein Lustlager für Hofschranzen und Söldlinge.

In demselben unveränderten Grundwesen machte München seine bedeutendsten Fortschritte unter Pfalzgraf Rudolf und unter Kaiser Ludwig. Jener zog viele wohlhabende Bürger in die Stadt, indem er derselben ein freies Gemeinderecht gab, kraft dessen sie ihre Angelegenheiten, ihre Steuern selber anordnen und ihr eigenes frei erwähltes Gericht haben durfte. Diese Bürgerfreiheit bevölkerte München so sehr, daß es sich fast um die Hälfte vergrößerte, worauf der Pfalzgraf im Jahre 1301 neue Mauern und Gräben um die gewerbreiche Stadt führen ließ. Noch mehr und ebenso bürgerfreundlich sorgte Ludwig der Baier für sein München, welches unter ihm zur deutschen Kaiserstadt emporgestiegen. Die Bevölkerung wuchs, indem der Kaiser durch die umsichtigsten Verordnungen für guten Erwerb und sichern Lebensgenuß sorgte. Er vermehrte die Marktgerechtigkeit Münchens und verbot, den Marktplatz durch Gebäude zu verengen, damit er »Herren,

Bürgern und Gästen gemächlicher und lustsamer« würde und Handel und Wandel daselbst fröhlich von statten gehe. Kaiser Ludwig führte nicht Prachtbauten für sich auf, sondern sorgte zunächst für das Nächstnothwendige, daß nemlich die Bürgerhäuser aus Steinen gebaut und mit Ziegeln gedeckt würden, um den Schätzen des Bürgerfleißes sichere Stätten zu bieten. München wurde sogar ein Asyl der persönlichen Freiheit. Lebte nemlich ein Leibeigener ein Jahr lang in München, ohne von seinem Herrn verlangt zu werden, so wurde er frei und konnte sich »verbürgern.« Mit besonderer Sorgfalt war vorgesehen, daß dem Volke nicht nur gesunde, unverfälschte, sondern auserlesene Genußmittel geboten würden. So war z. B. den Bäckern, deren es Süß- und Sauerbäcker (»süzzpekhen und sawrpekhen«) gab, befohlen: »zu Pretzeln und Semmeln vom besten Weizenmehl zu nehmen, das sie haben mögen.« Den Schänkern war streng verboten, Wein oder Meth zu färben. Damals wurde in München noch mehr Wein als Bier getrunken, und zwar nicht nur Wein vom Rhein, Neckar, Main, sondern sogar griechischer und Malvasier. Letztern liebte vorzüglich auch Herzog Ludwig, der Reiche. Die Geschichte bewahrt darüber folgenden interessanten Sittenzug. Als Herzog Ludwig einstmal die ihm feindliche Stadt Augsburg belagerte, ging ihm während des langwierigen Kampfes — denn die Bürger wehrten sich ritterlich — sein Lieblingswein aus. Doch der Herzog,

vertrauend auf deutsche Bürgergastlichkeit, wußte sich zu helfen. Während er täglich zweimal die Thore Augsburgs scharf berennen ließ, sandte er zugleich jeden Abend einen Trompeter mit silbernen Flaschen in die Stadt, und ließ den Senat freundlich bitten, ihm dieselben mit gutem Malvasier zu füllen. Und die Bürger erfüllten dieses fürstliche Verlangen gastfreundlich, wehrten sich aber sonst so tapfer gegen den herzoglichen Gast, daß er endlich unverrichteter Sache abziehen mußte. — Unter Kaiser Ludwig erfreute sich München der größten bürgerlichen Wohlhabenheit und Lebensfreudigkeit. Die Bürger wohnten stattlicher als in manch anderem Lande die Fürsten. Sie kleideten sich in die feinsten Tücher von Brüssel, Mastricht, Mecheln und Löwen, »davon die Elle 50 Pfennige kostete.« Die Frauen gingen in Sammet und Seide, mit Gold-, Silber- und Perlgeschmeide und ließen die kostbarsten Stoffe in langen Schleppen auf dem Boden nachrauschen. Bald artete dies aus, und im Jahre 1405 mußte verboten werden, daß eine Bürgersfrau mehr als anderthalb Mark Silber am Leibe trage.

In der Folge herrschte am baierischen Hofe zu München allerdings auch französelnder Fürstenpomp, und nistete sich zugleich volkaussaugendes Pfaffenthum ein. Dennoch verschwand der bürgerliche Charakter Münchens nie so gänzlich wie in andern deutschen Hofstädten. Das Volksthum blieb immer vom Hof- und

Kirchenthum getrennt in selbständiger Eigenthümlichkeit. Durch glückliche und unglückliche Zeiten rettete München den Charakter bürgerlicher Solidität und Gehäbigkeit, der ihm auch heutzutage noch eigen ist. Wie viel königlichen Schmuck München auch erhalten hat, es ist dennoch immer eine Bürgerstadt geblieben, mehr als jede andere deutsche Hauptstadt. Namentlich vor Berlin zeichnet sich München hierdurch in herzerfreuender Weise aus.

Durch König Ludwig **I.** wurde die kerndeutsche Volksstadt zur ersten Kunststadt Deutschlands. Und da es sich in München nicht blos um die todte Kunst, um das Sammeln von Produkten früherer Kunstperioden, sondern um die lebendige Kunst, um Eröffnung und Erfüllung einer neuen eigenthümlichen Kunstära handelt, so ist München dadurch im gegenwärtigen Augenblick unstreitig die erste und bedeutendste Kunststadt der Welt.

Neid und Unverstand haben viel über diese Stellung des sonst vielfach über die Achsel angesehenen München gespottet und gejammert; ja selbst wohlwollende und einsichtsvolle Beurtheiler sind durch das Außerordentliche dieser Kunsterscheinung so sehr aus der Fassung gebracht worden, daß sie die Unbefangenheit zur richtigen Beurtheilung verloren.

Es giebt bis zu diesem Augenblick Leute, die alles gesagt zu haben wähnen, wenn sie die Münchner

Kunstschöpfungen eine kostspielige Liebhaberei des Königs nennen. Solchen Leuten läßt sich nichts erwiedern. Es ist eben auch eine Liebhaberei von unserm lieben Herrgott, solche Käuze leben zu lassen.

Andere sind billig und geben zu, König Ludwig habe nach großen Ideen Großes ins Leben gerufen, allein sie bedauern ihn, sie meinen, er habe vergebens gestrebt, denn die Baiern seien nicht das Volk für solches Kunstverständniß. Dabei werden dann bekannte und unbekannte Witze über den ewigen Bierdusel des baierischen Volkes gemacht, und damit soll das ethnographische und ästhetische Urtheil über Neu-München vollendet sein. Allein wenn diese Leute wirklich Recht hätten, wenn die Baiern wirklich von Haus aus so unkünstlerisch, so roh natürlich wären, dann rechtfertigte ja gerade dies das Streben des Königs, sein Volk ästhetisch zu bilden. Die alten Griechen sind auch nicht als Kunstenthusiasten vom Himmel herabgefallen, und die Italiener haben Kunstsinn, weil sie von Jugend auf herrliche Kunstwerke sehen. Daß aber das baierische Volk vorderhand wenigstens Augen hat für die Kunstwerke seines Königs, davon kann sich jeder Volkskritiker in München durch den Augenschein überzeugen. Die Baiern wallfahrten nun nicht mehr allein nach Altötting, sondern auch nach München, wo sie mit andächtiger Feierlichkeit die Gebilde vaterländischer Kunst betrachten. Und vaterländische Kunst im engern und wei-

tern Sinn blüht in München, man mag dagegen spötteln, so viel man will und kann. Es ist zunächst baierische Kunst, denn ein baierischer König hat diese Werke gedacht, Baierns Geschichte, Land und Volk bot Stoff und Mittel zur Ausführung, und in hervorragendem Grade war dabei baierischer Kunstsinn und Kunstfleiß thätig. Wenn dadurch keine einheimische Kunst dargestellt wird, so möchte man fragen, wie, wo und wodurch anders dies geschähe. Der baierische Volksgeist hat doch gewiß mehr Antheil an den Kunstschöpfungen des Königs, als der sächsische Volksgeist an der Gallerie zu Dresden! Und warum ist denn ungeachtet dieser berühmten Gallerie doch in Sachsen nie eine nur irgend bedeutende Malerschule entstanden? Oder ist etwa das preußische Volk das deutsche Kunstvolk, weil in Düsseldorf eine Malerschule blüht, und Düsseldorf unter preußischem Scepter steht? Warum ruft man aber Künstler aus München nach Berlin? — Was hat man denn für einen Grund, dem baierischen Volke den Kunstsinn abzusprechen? In Baiern stehen Kunstdenkmäler, wie sie Deutschland früher nie gesehen, und zwar nicht etwa blos aus Rom, Athen oder Ägypten herbeigeschleppte Werke verklungener Zeiten, sondern Kunstdenkmäler, die unter den Augen der jetzt lebenden Generation und von dieser Generation vollendet wurden. Und doch hat Baiern keinen Kunstsinn! Andere Länder aber prahlen mit Kunstsinn, haben jedoch keine Kunstwerke. — Hat

das baierische Volk etwa deshalb keinen Kunstsinn, weil nicht jeder baierische Bauer oder Münchner Proletarier ein Winkelmann oder Lessing ist? Sucht doch im Elb-Florenz und im Spree-Athen, und Winkelmänner werdet ihr freilich genug finden, aber schwerlich einen Winkelmann. Aber, noch einmal sei es gesagt, wenn das baierische Volk auch wirklich in Kunstsachen so weit zurück wäre, wie die Spötter meinen, so hätte König Ludwig das rechte Mittel getroffen, dem Übel abzuhelfen, und da die andern deutschen Stämme, wie der Augenschein zeigt, dem baierischen Volk durchaus nicht voraus sind, so wäre es gut, wenn die andern deutschen Fürsten das Beispiel Ludwigs von Baiern nachahmten und den Volksgeist durch öffentliche Kunstwerke veredelten, die aber freilich glücklicher ausfallen müßten, als die Polka-Kirche*) in Berlin und das Franzensdenkmal oder die neue Kirche der Jägerzeile in Wien.

Aber wie traurig ist es, daß wir hier immer von Baiern im Gegensatz zu Preußen, Österreich, Sachsen sprechen mußten, um preußischen, österreichischen, sächsischen Spezialpatriotismus abzufertigen. Fast wären wir dabei in baierischen Separatismus verfallen, obwol wir kein Kind der baierischen Nation (!) sind und auch den patriotischesten Rednern des baierischen Landtags

*) Eine abenteuerlich geschmacklose Hofkirche neben dem Thiergarten wird vom Volkswitz „Polkakirche,“ auch „Unsers Herrgotts Sommerwohnung“ genannt.

rathen möchten, sich zu begnügen, ein kräftiger Urstamm der großen deutschen Nation zu sein. Aber warum spricht man von den baierischen Kunstwerken so, als ob das, was in Baiern steht, nicht in Deutschland stünde. Hat etwa König Ludwig nur für Baiern gebaut? Gewiß nicht, eben so wenig, als nur baierische Kräfte die königlichen Gedanken ausgeführt. Liebe zum ganzeu deutschen Vaterlande erwärmte, der Ruhm des deutschen Namens begeisterte den baierischen Fürsten, als er die Gedanken seiner Kunstschöpfungen faßte, und der Hinblick auf ganz Deutschland und auf die Zukunft Deutschlands tröstete ihn, wenn seine Umgebung, wenn die Gegenwart sein Streben verkannte und mißgünstig bemäkelte. Der Genius des deutschen Volkes wirkte durch König Ludwig; was er geschaffen, ist Ehrengut von ganz Deutschland, wie auch deutsche Kräfte aus allen Gauen des großen Vaterlandes dabei mitgewirkt. In München ist eine neue deutsche Kunstepoche eröffnet und in herrlichen, ewiger Dauer würdigen Schöpfungen vollendet worden. Gestehen muß jeder unbefangene Deutsche, daß solche Kunstblüthe in Deutschland früher nie dagewesen, daß gerade wir Deutsche sie überhaupt und besonders in dieser Zeit nicht für möglich gehalten. Aber ein deutscher König hielt sie für möglich und machte sie durch sein mächtiges Wort und durch sein Vertrauen auf deutschen Kunstsinn wirklich. Darum sind die baierischen Kunstwerke Ehrendenkmäler Deutschlands und

Ehrendenkmäler unserer Zeit. Auf einer solchen Kunsthöhe stand Deutschland zur Zeit seiner tiefen politischen Erniedrigung, solche Werke schuf es in einer Zeit, wo sonst überall die geistlosesten materiellen Interessen alle Kräfte verschlangen. So wird die Geschichte urtheilen, und Deutschland wird sich bis dahin beflissen haben, den genialen Schwung, den es durch die baierische Kunst genommen, auch in der Politik zu erreichen. Wäre also auch wirklich alles, was in Baiern geschaffen worden, lediglich eine Befriedigung höchstpersönlicher königlicher Passionen; nun so müßte man doch vom Grund des Herzens beten: »Herr, gieb allen unsern Fürsten solche und ähnliche und keine andern Passionen!«

Aber wer bei dem Wirken des Baiernkönigs die höhere künstlerische und politische Idee nicht bemerkt, der hat überhaupt für Ideen kein Verständniß. König Ludwig hat für den Ruhm und für das Wachsthum Baierns gewirkt und zugleich die deutsche Einheit verherrlicht, indem er sie in den Schöpfungen deutscher Kunst darstellte. Bisher freuten wir uns nur des einen geistigen Bandes, der Literatur. König Ludwig hat die Kunst dazu gefügt. Und sie ist ein mächtiges Einigungsmittel, das mit wundervollem Zauber wirkt. Sie hat in München einen glänzenden Mittelpunkt erhalten. Möge diese fröhliche Stadt fortan in künstlerischer Beziehung das deutsche Rom sein, wie es dies bisher leider im pfäffischen Sinn gewesen. Damit soll aber

keineswegs gesagt sein, daß in München ein artistischer Papst residiren solle. Selbst wenn König Ludwig auf die Idee käme, in Kunstsachen unfehlbare Machtsprüche zu erlassen, müßte man im Interesse der Kunst den Ungehorsam, den Abfall, ja die Revolution provoziren. Es haben sich allerdings schon einige papistische Inklinationen in München kundgegeben. Ein oder der andere Meister wollte manchmal den Papst spielen; allein wenn er auch einige blindgläubige Schüler fand, das Künstlervolk, die Kunstwelt konnte er doch nicht unter den Pantoffel bringen, denn die Künstler sind von Haus aus ein revolutionäres Völkchen; — womit wir sie aber um Gottes willen nicht politisch denunziren wollen. Das wäre in der That auch die allerniederträchtigste Denunciation, denn die Künstler, die deutschen zumal, sind politisch höchst unschuldig. Und wer kann es ihnen übel nehmen, daß sie sich im Reiche des Schönen zu glücklich fühlen, als daß sie ein Verlangen haben sollten, das Unglück der Politik kennen zu lernen.

König Ludwig wollte für den geistigen Ruhm seines geliebten Baierlandes wirken. Er wußte, er fühlte es mit Schmerz, daß Baiern — Mangel an geistigem Ruhm habe. Aber es lastete ein fremdes Prinzip auf Land und Volk, auf Thron und Fürsten, ein Prinzip, welches in seinen unglücklichen Konsequenzen zeitgemäßen geistigen Ruhm unmöglich macht. Da blieb allerdings nur die Kunst übrig, die ungeachtet der Herr-

schaft jenes geisttödtenden Prinzips in andern Regionen einst die höchste Schönheit erreicht hatte. Ludwig vertiefte sich in großartige Kunstbestrebungen, und um dem ultramontanen Geist ein Gegengewicht zu setzen, wurde das klassisch ästhetische Alterthum in Kunstgebilden lebendig gemacht. Aber der Zeitgeist und die Volksnatur wirkten ein höchst erfreuliches Wunder. Während Hellenismus und Ultramontanismus um den Vorrang, um die Herrschaft stritten, siegte die Nationalität und die humane Idee der Zukunft. Dadurch gewinnt die münchner Kunst ihre kulturgeschichtliche Bedeutung. Sie geht ins klassische Alterthum zurück, wecket den Humanismus jener Zeit für nacheifernde Geschlechter, geht verklärend, poetisch versöhnend unsere mittelalterliche Bildung und Verbildung durch und erhebt sich zu trostreichen Ahnungsgebilden einer edlern Zukunft. Wunderbar offenbart sich in diesem Kunststreben das allmächtige Walten des Zeitbewußtseins.

Viele verurtheilen das gesammte Kunstwirken des Königs von Baiern, weil, wie allerdings nicht zu leugnen, sich die ultramontane Richtung bedeutend vordrängte, so daß die Annahme begreiflich und verzeihlich wurde, es handle sich in München eben um nichts anderes als um eine Nachahmung jener großen Kunstepoche, durch welche das römische Kirchenthum verherrlicht wurde, als es auf dem Gipfel seiner Herrlichkeit angelangt war. Allein man bedenke wohl, daß

dieser Gipfel zugleich der Wendepunkt des Romanismus war, von wo an er fortwährend tiefer herab kam. Unmittelbar nach jenen künstlerischen Triumphen kamen die geistigen und politischen Niederlagen des Romanismus. Dieses hat sich nun wahrhaftig in München wiederholt. Die Kunstverherrlichung des Ultramontanismus war nicht die Vorläuferin eines Sieges für denselben, sondern einer Niederlage.

Und das ultramontane Prinzip war schon früher in der münchner Kunst selber besiegt. Das nationale Element gewann den Vorrang, und was in Deutschland national ist, das kann nicht römisch sein, denn der Kampf gegen Rom ist die ununterbrochene Geschichtsthat des deutschen Volkes. Daß aber das neue Kunstleben auf die gesammte Lebensthätigkeit des baierischen Volkes Einfluß geübt, das kann nur der verkennen, der überhaupt die tiefen geistigen und politischen Wirkungen der Künste verkennt, und sie etwa lediglich für Luxusgegenstände hält. Schon jetzt sind die veredelnden und geistig befreienden Wirkungen der Kunst in Baiern sichtbar; aber lassen wir erst neue Generationen im Anblick dieser edlen Werke heranwachsen. Was unsere Zeitgenossen wirken, betrachten wir mit allzu profanem Auge. Das Alter muß es erst heiligen, und dann wirkt es heiligend. Gewiß, es wird ein neues Geschlecht, ein edleres Geschlecht unter diesen Kunstdenkmälern wan-

deln; und es wird sich, wie klar zu Tage liegt, der veredelnde Einfluß nicht auf das baierische Volk allein beschränken. Schon die Gegenwart mischt die deutschen Völker ganz wunderbar; die Zukunft wird es noch mehr thun.

Was aber König Ludwig geschaffen, das ist, wie alles wahrhaft Große, eben mehr für die Zukunft als für die mäkelnde und schachernde Gegenwart bestimmt. Ein künftiges Baiern erst wird die volle Ehre und auch den vollen Nutzen dieser Kunstwerke genießen. Gegenwärtig rechnet man wol nach, wie viel Fremde der Sehenswürdigkeiten wegen nach München kommen und wie viel Geld sie mitbringen; in Zukunft aber wird man den Werth dieser Kunstschätze nach großen kulturgeschichtlichen und politischen Maßstäben schätzen.

König Ludwig hat eine Hauptstadt geschaffen, die für das gegenwärtige Baiern zu prächtig und stolz ist. Darin liegt eine Hinweisung auf die Zukunft, und in den Kräften des Landes und Volkes, in der Lage und Stellung des baierischen Staates liegt die Möglichkeit, ja die größte Wahrscheinlichkeit, daß die Zukunft Baierns der Gegenwart Münchens entsprechen werde. Baiern ist berufen größer zu werden, innerlich und äußerlich. Dies spricht nicht baierischer Provinzialpatriotismus, sondern die Hoffnung des großen deutschen Allvaterlandes aus.

Die Nebenbuhlerschaft zwischen Baiern und Öster-

reich ist alt und heftig. Für viele Niederlagen nun hat Baiern einen Sieg über Österreich gefeiert durch die Erhebung Münchens zur deutschen Großstadt und zur ersten Kunststadt Deutschlands. Sonst übte in Süddeutschland nur Wien eine starke großstädtische Anziehungskraft aus. Daß eine solche von großer politischer Bedeutung, das bedarf keines Beweises, und in Wien wußte und benutzte man dies bis zur neuesten Zeit sehr gut. Nun ist München ein gefährlicher Nebenbuhler Wiens geworden. Es bietet materielle und gemüthliche Lebensgenüsse wie Wien, und dazu noch die wahrhaft einzigen Kunstgenüsse! Kommt dazu noch, wie man freudig hoffen darf, eine freiere Lebensbewegung im allgemeinen, so wird München mit Wien die Herrschaft in Süddeutschland theilen, vielleicht sogar der Kaiserstadt den Rang ablaufen.

Diese Anerkennung der hohen Bedeutung Neu-Münchens hindert nicht zu bemerken, daß die baierische Kunst eben jener Bedeutung wegen verpflichtet wäre, noch mehr, als es bisher der Fall war, das Feld der heimischen Geschichte und zwar der allgemeinen deutschen d. i. der deutschen Weltgeschichte zu veranschaulichen. Bei aller Preiswürdigkeit trifft die baierische Kunst doch auch in bedeutendem Maße der Tadel des Fremdthümelns, welches leider die allgemeine Lebenskrankheit der Deutschen ist. Dem Griechenthume ist in München viel zu viel Raum gestattet, und es ist dies noch weit

mehr zu beklagen, als das Breitmachen des Ultramontanismus. Denn wenn man sich in jene Zeiten vertieft, wo Rom in Deutschland allmächtig war, so kann dies wol einzelne schwächliche Seelen zu ultramontanen Schwärmern machen, auf jeden kräftigen Sinn dagegen wird es erbitternd einwirken, wird zur Opposition bewegen. Das Liebäugeln mit dem Griechenthum aber kann höchstens dieselbe Wirkung haben, wie unser langwieriges philologisches Studiren d. h. fast gar keine, oder die entgegengesetzte von der, die es haben sollte.

Um ferner die angedeuteten Wirkungen der Kunst so viel als möglich zu popularisiren, sollte man besser, gemeinfaßlicher und wohlfeiler (für's eigentliche Volk geradezu unentgeldlich) für die Erklärung der Kunstwerke, namentlich der vaterländisch geschichtlichen sorgen. Es thut dem Volksfreund im Herzen weh, wenn er den gemeinen Mann vor solchen und ähnlichen Kunstwerken stehen sieht, ohne daß die sehnsüchtige Wißbegierde, die das Volk auszeichnet, irgend hinreichend und zweckmäßig gestillt wird. Daß diese Klage auch auf andere Orte paßt, daß sie in Betreff der ganzen Volksbildung gerechtfertigt ist, braucht hier nicht weitläuftiger dargethan zu werden.

Übrigens irren diejenigen sehr, welche in ihren Tadel über König Ludwigs Kunststreben auch die Bemerkung mischen, es sei dies Streben auch in dem

Sinne übereilt, daß es ohne stufenweise Vorgänge mit einemmale vollendet fertig ins Volksleben treten gewollt. Die Kunst hat in München ihre Geschichte. Die Wittelsbacher zeichneten sich vor vielen deutschen Fürstengeschlechtern durch Kunstsinn aus, und während namentlich die österreichischen Habsburger für Wien in Betreff der lebendigen Kunst fast gar nichts thaten, waren die Wittelsbacher oft beflissen, sich durch Kunstschöpfungen über das Mißlingen politischer Unternehmungen zu trösten. So gehörten unter Herzog Albrecht IV. († 1508) einheimische und fremde Meister der verschiedensten Kunstzweige zum Ehrenhofstaat und genossen fürstliche Pensionen. In allen größern Städten lebten Maler, Bildhauer und Bildschnitzer. Sie bildeten Zünfte mit besonderen Privilegien. In München mußte der Maler sein Meisterstück, ein Marienbild, vor dem Rath und vor vier Kunstgenossen aufstellen. Eigene Gesetze waren zur Regelung der Kunstinnungen erlassen, z. B. die »Malersäcz« von 1458.*)

Noch freigebiger und geistreicher pflegte Albrecht V. die Künste. Um einheimische Talente zu begeistern, ließ

*) Herzog Albrecht liebte auch die Musik und hatte an seinem Hofe den blinden Orgel- und Lautenspieler Konrad Paulmann aus Nürnberg, der als ein Wunder seiner Zeit gepriesen wurde. Ein wahrer Lißt des 15. Jahrhunderts, der ebenfalls mit fürstlichen Ehrenzeichen überhäuft wurde. Vom Herzog von Baiern bezog er jährliche 80 fl.!

*

er herrliche Kunstmuster aus Rom nach München bringen und hatte die Freude, eine tüchtige Malerschule erblühen zu sehen, an deren Spitze Christoph Schwarz und Hans Milichs standen. Weniger als Maler und Musiker waren die Schriftsteller bei Albrecht V. in Gnaden, obwol sie sich in hündischer Wegwerfung zu seinen Füßen krümmten. Eben darum verachtete er sie — versteht sich mit Ausnahmen. Westenrieder theilt in seinen Beiträgen zur baierischen Geschichte ein Hofausgabenverzeichniß aus jener Zeit mit, worin folgende scharf bezeichnende und lehrreiche Verfügung des Herzogs vorkömmt: »Dem Magister Valentino, Professor zu Ingolstadt von wegen macherei eines Buches und dessen Dedicirerei 20 fl.« — »Item einem Buffon oder narreten Kurzweiler umb seine narreteytreibung 15 fl.«

Wahrhaft ein Vorgänger des jetzigen Königs war Kurfürst Ferdinand Maria durch reiche, mitunter bereits geschichtlich bedeutsame Kunstpracht. Leider vernichtete der große Brand des Schlosses am 9. April 1674 den größten Theil jener Kunstwerke. Besonders gerühmt wurden die Bilder der Heldenthaten Otto's von Wittelsbach.

Auch Wilhelm V. that ungeachtet seiner jesuitisch pomphaften Spielereien doch viel für echte Kunst. Er verwendete regelmäßig jährlich 400 fl. auf den Ankauf neuer Gemälde, er sandte talentvolle Baiern nach Rom

und rief berühmte Maler nach München. Zum Schmuck der Kirchen ließ er viele Gemälde und kostbare Schnitz- und Gußwerke anfertigen. So sandte er z. B. nach Loreto einen vierundzwanzigarmigen Hangleuchter, achtzig Pfund Silber schwer, dann die Flucht Josephs aus Ägypten von Silber und Ebenholz, eine Auferstehung Christi von Gold und Diamanten. Den Jesuiten baute er einen so prächtigen Palast, daß Fremde behaupteten, nur der spanische Escorial übertreffe das baierische Prachtgebäude. *)

Karl Albert (Kaiser Karl **VII.**) wollte seine Vorgänger durch Kunstsammlungen und Prachtbauten übertreffen. Aber ein furchtbarer Brand (14. Dezember 1729) vernichtete den größten Theil der gesammelten Kunstschätze und richtete einen Schaden von 5 Millionen an.

Ungeachtet der schweren Zeiten, die über Baiern einbrachen, geschah doch von den unmittelbaren Vorgängern Ludwigs fortdauernd vieles für Kunst und Kunstsammlungen, so daß die neuen Bestrebungen zwar alles frühere weit übertrafen, aber es doch als Vorbereitung vorfanden. —

Einen ganz eigenthümlichen Reiz erhält München

*) Von übler Vorbedeutung für den Jesuitenstolz war es, daß der Thurm dieses Triumphbaues einstürzte und einen großen Theil des Gebäudes zertrümmerte, so daß die Vollendung um einige Jahre hinausgeschoben wurde.

dadurch, daß sich hier die Zauberwelt der Kunst, die idealen Gebilde aus verklungenen Zeiten und das frische Treiben der Volksnatur, die derbe kernhafte Wirklichkeit unmittelbar an einander reihen. Man ergeht sich in Prachtbauten, in Prunkgemächern, die ihresgleichen nicht haben, man schwärmt in die schöne Sagenwelt der Griechen zurück, man sieht die kraftvollen Gestalten der deutschen Vorzeit lebendig vor sich, die Dichtungen unserer größten Sänger werden zur schönen Wirklichkeit — und unmittelbar aus dieser Feenwelt steigt man in einen der klassischen Bierkeller oder mengt sich in das tobende Gewühl eines Volksfestes, wo man im guten und schlimmen die Überzeugung gewinnt, daß man im Jahre des Heils achtzehnhundert so und so viel und in der gesegneten Hauptstadt des Bierkönigs Gambrinus lebt. Dies soll durchaus nicht spöttisch bemerkt sein, es kommt vielmehr aus dem treuen Herzen eines begeisterten Unterthans Sr. braukundigen Majestät. Dies führt uns zu einer Betrachtung über das baierische Bier.

Das baierische Bier.

Seit Jahren ist es Mode in Deutschland, das Bier überhaupt und namentlich das baierische als die Quelle aller unserer politischen Übel zu verdammen. Doch erinnern wir uns nicht, daß irgendwo ernsthaft darauf

angetragen worden wäre, diese Unglücksquelle zu verstopfen. Wahrscheinlich unterläßt man dies im Einverständniß mit Schiller's stolzem Wort: »Der Starke achtet es gering, die Quelle zu verstopfen, weil er dem Strome mächtig wehren kann.« Und dem Bierstrom, der fortwährend über Deutschland dahinschäumt, wehrt der Deutsche kraft des alten Trinkspruches: »Vieltrinken ist rühmlich, betrunken sein schimpflich.« Doch wird in und außer Deutschland fortwährend über den ewigen Bierdusel geschimpft, der das deutsche Volk um alle frische und freie Lebenskraft bringen soll.

Jean Paul aber, der in Bierangelegenheiten gewiß ein kompetentes Urtheil hat, sagt: »Eine vernünftige Betrunkenheit kommt dem asketischen und poetischen Enthusiasmus unglaublich zu statten,« und ferner nennt er die Dichter geradezu »betrunkene Philosophen.« Da nun aber das deutsche Volk in kirchlicher und politischer Beziehung ein asketisch frommes Volk ist, da wir es sehr selten zu einem andern als poetischen Enthusiasmus bringen, da wir unsere Dichter-Philosophen und Philosophen-Dichter als die ruhmvollsten Repräsentanten der deutschen Nationalität preisen, und da sich die Deutschen, philosophische wie unphilosophische, seit alten Zeiten am vernünftigsten mit Gerstensaft berauschten, so dürfte es kein ganz unvernünftiger Schluß sein, das Bier das Nationalgetränk der Deutschen zu nennen.

Da nun bekanntlich die Baiern für den urechtesten deutschen Stamm gelten, so ist es ganz natürlich, daß eben sie im Besitz des National-Braugeheimnisses sind. In der That ließe es sich sonst auch gar nicht natürlich erklären, warum gerade Baiern und nur Baiern das Land des besten Bieres ist. Wandert von Culmbach bis Tölz, von Aschaffenburg bis Passau, überall, allüberall das köstlichste Bier! Und ringsum in den nächsten Grenzländern, namentlich in Oberösterreich, Böhmen, Thüringen, Schwaben behält das Bier noch einen Nachgeschmack des baierischen; aber je weiter von Baiern entfernt, desto schlechter wird es. Schon dadurch widerlegt sich die gemeine Annahme, das Wasser bedinge die Vortrefflichkeit des baierischen Bieres. Wie verschieden muß das Wasser sein im Rhön- und Fichtelgebirge, im fetten Mainthal, auf dem dürren fränkischen Landrücken, in den Moosgründen und auf den Alpenhöhen Baierns, und dennoch überall vortreffliches Bier! Wie prosaisch ist auch die Annahme, das Wasser wirke das baierische Bierwunder! Nein, der ureigene deutsche Geist braut den geheimnißvollen Zauber dieses Getränkes. Wahrlich eine Erscheinung, die auf einer der nächsten Germanistenversammlungen reiflich erwogen werden sollte.

Ist aber das baierische Bier in der That ein echtes Produkt des ureigenen deutschen Geistes, dann dürfen wir der frohen Hoffnung leben, daß sich rein deutsches

Wesen überall hin verbreiten werde — durch baierisches Bier. Dies tröstet zunächst und besonders in Betreff Berlins. In all den trockenen und staubigen Straßen dieser Hauptstadt laben bereits baierische Bierquellen und baierische Originalnymphen kredenzen den Trank deutscher Unsterblichkeit. Berlin in Baiern, oder Baiern in Berlin? möchte man fragen, wenn man am philosophischen Ufer der tiefgründlichen Spree diese allerliebste baierische Wirthschaft sieht. Dies tröste diejenigen, welche wegen mancherlei neuerer und neuester Ereignisse an Berlin verzweifeln wollen. Der Augenschein zeigt, daß an Berlin — Hopfen und Malz nicht verloren ist.

Gleichen Trost wie bei dieser echt königlichen Königsstadt gewährt König Gambrinus in unserer größten freien Freistadt. Hamburg wird immer deutscher. Die englischen Passionen verschwinden daselbst in demselben Maße, als Grog, Porter und Ale durch baierisches Bier verdrängt werden. Das baierische Wappen glänzt an hundert Bierkellern, unwiderstehlich einladend Republikaner zum monarchischen Genusse. Und das baierische Wappen ist weiß und blau; weiß aber ist bekanntlich die Farbe der Unschuld und blau die Farbe der Treue. Liebliches Sinnbild!

Ja selbst in Cassel ist ein Felsenkeller eröffnet, aus dem baierisches Bier fließt. Hier muß man jedoch wünschen, daß diese Quelle im Lande selber versiege,

damit nicht etwa kurfürstlich hessen-cassel'sches Deutschthum sich in Deutschland verbreite.

In den nordalbingischen Herzogthümern ist das Deutschthum in Gefahr. Ganz Deutschland kämpft für dasselbe; Baiern steht an der Spitze und kann des Sieges gewiß sein. Nicht des königlichen Ausspruches wegen, nicht durch die Geldsammlung für Beseler, sondern durch den braunen germanischen Nektar. Dänemark bietet den Herzogthümern Grütze, Deutschland baierisches Bier! Da kann der Erfolg nicht zweifelhaft sein. Ja selbst in Kopenhagen feiert Gambrinus Triumphe, und während die dortigen Federhelden grimmig auf Baiern schimpfen, schlürfen sie gierig den baierischen — Geist.

Selbst in den Franzosen wird das germanische Element ihres Ursprungs lebendig und sie befreunden sich von Jahr zu Jahr eifriger mit deutscher Philosophie und baierischem Bier. Auch deutsches Brot haben sie sich backen lassen, nemlich wiener Kaisersemmeln. Anfangs sollen sie freilich davon Leibschmerzen bekommen haben, aber sie werden sich in dem Maße daran gewöhnen, als ihre Konstitution von Jahr zu Jahr deutscher wird. Sie werden es noch zu echt germanischem Phlegma bringen, während wir durch ihren Champagner immer windbeuteliger werden. So mag die Bestimmung beider Nationen in Erfüllung gehen, sich gegenseitig zu ergänzen.

Wenn aber Börne im Jahre 1832 aus Paris schrieb, ein münchner Bierbrauer ginge mit König Otto nach Griechenland, um dort baierisches Bier und russischen Despotismus einzuführen, so beweist diese Stelle eben nur, daß der sonst so vortreffliche Börne nicht rein germanischer Race war. Er vergaß überdies, daß der Despotismus kein deutsches Produkt ist, nicht einmal ein russisches. Er ist in Frankreich erfunden worden; die Freiheit dagegen, wie selbst Montesquieu bekennt, in den deutschen Wäldern; (weshalb es sehr zu bedauern ist, daß die deutschen Wälder so stark ausgerodet worden sind.) — In den freien Wäldern aber haben die Deutschen auch das Bier erfunden. Es können also Bier und Freiheit recht gut neben einander bestehen. Wir aber haben nur die eine Erfindung unsrer Vorfahren kultivirt — das Bier. Die Freiheit haben wir andern überlassen. Die alten Deutschen tranken viel Bier und waren frei bis zur Berserkerwut. Sie tranken ihr Bier aus den Schädeln ihrer Feinde.

Dies wäre etwa die politische Bedeutung des deutschen Bieres; die kirchliche hat neulich ein baierischer Professor (Sepp) dahin ausgesprochen, das Bier mache katholisch — der Schnaps protestantisch. Der scharfsinnige Gelehrte wurde als Professor der Philosophie nach Bamberg versetzt; man hätte ihn aber besser in Nürnberg auf der Himmelsleiter oder im

Jammerthal *) als Kellner anstellen sollen, da könnte er den eifrig protestantischen Nürnbergern das alleinseligmachende Getränk kredenzen, welches sie so vortrefflich zu brauen verstehen und so gern trinken, ohne doch bisher Lust bekommen zu haben, katholisch zu werden. Übrigens kann sich der bierkatholische Professor zu Bamberg im »Blümlein« überzeugen, daß die heldenmäßigsten Biertrinker eifrig gegen pfäffische Verdummung protestiren, obwohl sie katholisch sind.

Und hat denn der Herr Professor, als er jene Behauptung hinschrieb, nicht an den ersten Protestanten, an Luther gedacht? War Luther etwa ein Schnapstrinker? Als der große Gottesmann zu Worms vor Kaiser und Reich seinen gewaltigen Protest verkündigt und in der Hitze des gedrängt vollen Saales eine stundenlange begeisterte Rede ununterbrochen deutsch und lateinisch vorgetragen hatte, da sandte ihm Herzog Erich von Braunschweig einen Becher Eimbecker Bier zur Stärkung, und Luther erlabte sich daran und nahm diese Gabe so hoch auf, daß er sagte: »Wie sich der Herr Herzog meiner erinnerte in dieser schweren Stunde, so möge in seiner Sterbestunde Jesus Christus seiner gedenken.« Und fortan, wenn sich der Reformator den Tag über in Schrift und Rede müde protestirt hatte, stärkte er sich im Kreise seiner Familie und seiner

*) Zwei berühmte Bierwirthschaften.

Freunde durch einen Krug Bier zu neuen Protesten. — Davon, daß auch Baiern ungeachtet seiner Bierseligkeit für die Proteste Luther's begeistert war und nur durch Feuer und Schwert und Jesuiten katholisch erhalten wurde, davon freilich schweigt die Geschichte, welche von den ehemaligen münchner Professoren geschrieben wird.

Somit dürfte auch in kirchlicher Beziehung die Ehre des deutschen Bieres gerettet sein. Dies ist keine Beleidigung gegen den Katholizismus, vielmehr eine Ehrenrettung desselben, denn die Behauptung Sepp's, das Bier erhalte den alleinseligmachenden Glauben, übertrifft im Munde eines Ultramontanen alles, was je der erbittertste Ketzer gegen Rom vorgebracht.

Eine besondere politische Bedeutung unsers Bieres besteht darin, daß es in jüngster Zeit das münchner Volk zu einigen Straßenkrawallen hingerissen. Darüber wurde in Deutschland viel gespottet, besonders in Berlin. Allein die Sache steht so: die Berliner machten einen Kartoffel=, die Münchner einen Bierkrawall. Die Münchner haben also jedenfalls einen bessern Geschmack.

Was endlich diejenigen betrifft, welche behaupten, das Bier verdumpfe und verdumme den Geist, so sind sie durch die Geschichte des deutschen Geistes widerlegt. Das deutsche Volk ist das Biervolk Europas, aber es ist zugleich das Volk der scharfsinnigsten Gelehrsamkeit, der kühnsten Philosophie, der idealsten Poesie. Schiller

trank in der Periode seiner genialsten Schöpferkraft täglich seine Flasche Bier. Jean Paul war ein großer Biertrinker, und wer übertrifft ihn an Witz, Humor, Phantasie? Als Göthe in seiner Jugend noch gern Merseburger Bier trank, da war er voll Leidenschaft, da schrieb er Werther und Götz, da dachte er seinen Faust. Später trank er nur Burgunder und versank dennoch in antik marmorne Kälte. Und wer bildet denn den gewecktesten, fröhlichsten, freisinnigsten, muthigsten Theil unsers Volkes? Sind es nicht die Studenten? Und sind sie nicht rastlose Biervertilger? Daß sie später so häufig flaue Philister werden, daran ist nicht das Bier, sondern der Mangel an Bier schuld. Durch das Kandidaten- und Accessistenleben bei Wasser und Brot und amtlicher Krummschließung werden sie zahm und lahm gemacht. Und führen wir noch ein recht populäres Beispiel an: unser witzigstes Volksblatt fliegt aus München über ganz Deutschland hin, seine besten Witze sind gewiß beim Bier gedacht, und daß es nicht noch viel witziger ist, daran ist gewiß nicht das Bier schuld, sondern ein Institut, welches dort erfunden wurde, wo der Katholizismus seinen Thron hat und wo man über das Biertrinken der Deutschen spottet.

Drum bleibe unser deutsches Bier in Ehren, und München freue sich, die Metropole der deutschen Braukunde zu sein. Das berühmteste münchner Bier ist bekanntlich der Bock. Dieser Bock aber ist nichts anderes

als das veredelte altberühmte Eimbecker Bier, dasselbe, welches Luther zu Worms getrunken, und welches damals zugleich mit den Reformationsideen nach Baiern kam. Der Bock ist also ein echt protestantisches Bier. Er protestirt auch bereits. Möge an diesem Bock sich der Jesuitenteufel die Hörner abstoßen.

Wir glauben diese Bierabhandlung nicht würdiger schließen zu können, als wenn wir ein Bierlied mittheilen, womit ein österreichischer Dichter die leider noch ziemlich arme Bierpoesie bereichert.

Bierlied *).

„Es lebe
Die Rebe!
Es lebe der Wein!«
So hör' ich euch schrein.
O schämt euch, Germanen,
Und denket der Ahnen!

Bei allen
Walhallen!
Sie tranken ja Bier
Und schlürften's mit Gier
Aus römischem Schädel,
Und nannten es edel.

Die Tropfen
Aus Hopfen
Und duftendem Malz

*) Gedichte eines Österreichers. Leipzig, F. A. Brockhaus. 1845.

Sind atttisches Salz,
Entheisern die Kehle
Und klären die Seele.

Nach Gährung
Verklärung!
Nach Kämpfen der Sieg,
Und Friede nach Krieg!
Ha bräunliche Klarheit,
Gleichst männlicher Wahrheit!

Schön Zwitter
Von bitter,
Süß, herbe und mild:
Vom Leben ein Bild!
Dein perlendes Schäumen
Von menschlichen Träumen.

Bist Paarung
Von Nahrung
Und flammendem Geist,
Die tränket und speist;
Die Flamme gebärend
Und sie auch ernährend.

Der flücht'gen
Der nicht'gen
Begeisterung vom Wein
Laßt Schwärmer sich freun.
Auf, zeigt euch als Kenner,
Trinkt Bier nur, ihr Männer!

Albert Knoll.

München ist, wie bereits erwähnt, eine echte Volksstadt, es hat ein wirkliches Volk, ein unverkünsteltes Volksleben, und daher auch — fast allein unter allen deutschen Städten — wirkliche Volksfeste. Ein großer, politisch wirksamer Vorzug der baierischen Königsstadt.

In andern Ländern und Orten sind die Volksfeste fast gänzlich verschwunden, theils weil das Volk in unseliger Vornehmthuerei aufhörte, Volk zu sein, und sich gewöhnte die langweiligen Vergnügungen, die fürchterlichen Zeitvertreibungsmittel der Vornehmen nachzuäffen, theils weil die ungezwungene Freude der Volksfeste von zelotischen Pfaffen und Pfaffenknechten für sündhaft verschrien wurde, theils weil die Polizei jedes Zusammenkommen der Menschen für gefährlich hielt. In Baiern hatte sowol das Volk als die Polizei mehr Selbstbewußtsein, und die Pfaffen waren entweder menschenfreundlicher oder weniger einflußreich als an andern, selbst protestantischen, ja sogar philosophischen Orten. Daher blieben in Baiern Volksfeste der alten derb humoristischen Art und wurden neue eingeführt, in denen sich Frohsinn und sinnreiche Bedeutsamkeit vereinigen. Selbst die kirchlichen Feierlichkeiten gewinnen in München einen volksthümlichen Charakter und stellen sich als wahre Volksfeste, ernster und froher Bedeutung dar. So das Allerseelenfest, wo die Todten gleichsam auferstehen, um ihre hinterbliebenen Lieben zu sehen, die sie auf dem feierlich geschmückten Friedhof besuchen;

— und das Frohnleichnamsfest, die Christmette, die Ernteprozession u. s. w.

Folgende zwei Notizen über die Art und Weise, wie es in der guten alten Zeit mit den Volksfesten gehalten wurde, dürften manchem Leser unbekannt und der Erinnerung nicht unwerth sein. Sie betreffen ein fröhliches und ein frommes Fest. Seit alten Zeiten war in München der Rath verpflichtet, am Sonntag nach Dreikönigen, eine glänzende Schlittenfahrt zu veranstalten, wozu der ganze Hof geladen wurde. Unter Herzog Wilhelm V. bat der Stadtrath allerunterthänigst, die Schlittenfahrt unterlassen zu dürfen, weil die meisten Hausfrauen schwanger und die Straßen ohne Schnee seien. Der Herzog aber befahl unter strenger Drohung, die Fahrt zu veranstalten, »es schneie oder nicht.« — Von demselben Herzog Wilhelm bewahrt die Geschichte eine höchsteigenhändige Verordnung über das Frohnleichnamsfest. Dabei mußten alle Heiligen des alten und neuen Bundes durch Masken dargestellt werden. Adam und Eva traten in der Maske der Nacktheit auf. Gott Vater selber mußte durch die Straßen spazieren, und für ihn gab der Herzog folgende Verordnung: »Gott der Vater soll eine lange, gerade, starke, wohlformirte Person sein, welche einen ziemlich langen, dicken, grauen Bart und unter dem Angesicht schöne reslete (rosenrothe) Farb hat und nit gelb, kupferfarb oder pfinnig aussicht,

sondern glatt unter dem Angesicht sei, fast einer solchen gestallt, wie der alt Herr Doktor Sixt seligen ausgesehen. Er soll fein einen steten gang an sich nehmen, wenig umbsehen und nit sauer, auch nit lächerlich, sondern fein sittsam aussehen.« — Der heilige Augustin war auch unter den Akteurs. Für ihn verordnete der Herzog: »St. Augustinus soll ein langer, zimblich faister, molscheter Mann sein, der gar kein Bart oder nur ein wenig khnebelbärtle und fast ein gestallt hat wie der gastgeb Ainhoffer.« — Bezeichnend für den süddeutschen Marienkultus war es, daß bei diesem Feste nicht weniger als sechszehn Marien auftraten, immer eine schöner als die andere. Die letzte und schönste fuhr in Wolken und ließ den Fuß auf der Mondscheibe ruhen. In ihrer Rolle hieß es, sie solle zwar fröhlich, aber fein sittsam aussehen! —

Über München ließen sich einige Bücher komischen und ernsten Inhalts schreiben. Aber diese deutsche Stadt ist selber ein aufgeschlagenes Buch deutscher Volksgeschichte, vor vielen werth, mit deutschem Verständniß gelesen zu werden. Es ist zwar größtentheils mit der feisten und eckigen Mönchsschrift geschrieben, aber der Inhalt ist echt deutsch; und was noch mönchisches vorhanden ist, läßt sich in der That leichter ertragen als das Muckerthum anderer Städte, weil es doch auch manchen Humor der Möncherei enthält.

München wird nach »Mönch« genannt und führt

einen Mönch im Wappen, aber es ist niemals eine klösterliche Stadt gewesen, es sei denn, man mache fröhlichen Lebensgenuß zum Wesen des Klosterlebens. Dennoch muß man die Münchner an zwei interessante und bedeutsame Momente des Ursprungs ihrer Stadt erinnern und sie aufrufen, dieses Ursprungs immer eingedenk und würdig zu sein in den Versuchungen der Gegenwart und Zukunft.

München ist erstlich in Folge gewaltsamer Opposition gegen einen Kirchenfürsten, ja nach römischem Sprachgebrauch geradezu als Kirchenraub entstanden.

Otto, Bischof von Freising, erwirkte sich im Jahre 1140 von seinem Halbbruder, Kaiser Konrad, das Privilegium, daß im ganzen Umfang des Stiftes kein Markt, keine Münze und keine Zollstätte geduldet werden sollte, als wo der Bischof solche anlegen würde. Dadurch wurde nun der ganze baierische Handel dem Bischof zinsbar. Dieser legte im Flecken Vöring eine Brücke über die Isar und gründete dort Salzniederlagen, Marktfreiheiten und Zölle. Der baierische Herzog, Heinrich der Löwe, konnte sich dies unmöglich gefallen lassen. Aber fruchtlos führte er Jahre lang Beschwerde. Da überfiel er in einer Nacht des Jahres 1158 den Flecken Vöring, zerstörte ihn, brach die Brücke ab, nahm die Salzvorräthe weg und gründete dem Bischof zum Trotz weiter aufwärts an der Isar, in dem bis dahin ganz unbedeutenden Dörfchen München Markt,

Münze, Salzniederlage und Zoll. Über solchen Frevel am Kirchengut erhob der Bischof großes Klagen und Fluchen. Er beschwerte sich bei Kaiser und Pabst; aber der baierische Löwe behauptete das Recht, welches er sich mit Gewalt genommen, und seitdem blühte München zu geschichtlicher Bedeutung auf. Allein es vergaß leider seines Ursprungs, und die Kirche rächte sich für jenen Verlust dadurch, daß sie später das ganze blühende München in Besitz nahm. Besonders haben die Bischöfe von Freising den Fürsten von Baiern viel Verdruß und Unheil verursacht. Und diese Bischöfe nennen sich nun von des heiligen römischen Stuhles Gnaden Bischöfe von München-Freising! Also gedenke München seines Ursprungs und lasse sich den Pfaffenteufel austreiben, von dem es manches Jahrhundert hindurch besessen und arg gequält worden ist. Als Pfaffen-Trutz ist München entstanden; das werde es wieder und bleibe es zur eigenen wie zur wahren Ehre Gottes. Dann kann es immerhin den Mönch im Wappen führen, aber in einer andern Bedeutung als bisher. Der Sieger pflegt nämlich das Zeichen des besiegten Feindes als ewiges Triumphmal im Schild zu führen. —

Als Salzniederlage hat München seine erste Bedeutung in Deutschland erhalten. Auch Kaiser Ludwig der Baier zeichnete sein München durch den Salzhandel aus. Nun, die geistige Bedeutung des Salzes ist ja

bekannt! Ist München durch seine Kunst das deutsche Athen, nun so versehe es sich und Deutschland auch mit attischem Salz!

Schiller läßt bekanntlich in seinen Flußepigrammen die Salzach sich also vernehmen:

»Aus Juvaviens Bergen ström' ich, das Erzstift zu salzen,
Lenke dann Baiern zu, wo es an Salze gebricht.«

Dies werde widerlegt, und zwar auch (noch) durch anderes Salz als jenes ist, welches die »fliegenden Blätter« durch ganz Deutschland verbreiten.

Damit aber der Mönch im Wappen der Stadt München ein Zeichen des Sieges über die Möncherei werde, muß das baierische Volk sich durch eine fromme Wallfahrt zum Kampfe begeistern und stärken.

Eine baierische Wallfahrt.

Nicht nach Altötting geht die Fahrt, aber auch nicht nach einem profanen Orte. Wir wallfahren in die Liebfrauenkirche zu München. Sie ist eine wichtige und geheiligte Stätte in der Geschichte Baierns, und seit Jahrhunderten predigt dort eine hohe Gestalt den Baiern Erkenntniß ihres Berufes.

In der Frauenkirche zu München steht ein Denkmal, an welchem, wie an einem heiligen Vaterlandsaltar jeder Baier und jeder Baiernfürst einen Schwur ablegen sollte, wie ihn einst Hannibal gegen Rom geschworen!

Ja gegen Rom, ungeachtet des liberalen Pabstes! Was fruchtet uns Deutschen der päbstliche Liberalismus? Ist für Deutschland je etwas Gutes aus Rom gekommen? Ist namentlich Baiern nicht im ganzen Verlauf seiner Geschichte immer als ein Sclave der römischen Herrschsucht mißhandelt worden? Und hält sich nicht Pius IX. eben jetzt für berechtigt, zu Gunsten der römischen Kirche in Baiern gegen die Verfügungen des neuen Ministeriums einzuschreiten? In seinem Staate weist Pius jeden fremden Einfluß zurück, und mit vollem Recht; die Reformen eines deutschen Königreiches aber wagt er zu stören, indem er sie als der römischen Religion feindlich verdächtigt. Er sendet Ermahnungen an die baierischen Bischöfe und tritt dadurch offen als Mitregent in Baiern auf. Welches Unheil solche päbstliche Einmischungen anrichten, hat Baiern wie ganz Deutschland schon oft genug erfahren, und auch jetzt wird die verderbliche Wirkung der päbstlichen Protestation nicht ausbleiben. Welches Gewicht bekommt nun die gestürzte ultramontane Partei, da sie dem Volke im Beichtstuhl einflüstern kann, daß der Pabst, der freisinnige Pabst mit der neuen Richtung der baierischen Regierung unzufrieden ist. In Rom unterdrückt Pius IX. die Partei, die katholischer sein will als der Pabst; in Deutschland aber sanktionirt er das finstere Treiben derselben Partei. Das ist päbstlicher Liberalismus in der Anwendung auf Deutschland. Rom sei frei von deut-

scher Herrschaft, aber auch Deutschland frei von römischer Knechtschaft. Annoch aber sind 26 Millionen Deutsche in der That Knechte Roms. So lang dies der Fall ist, bleibt Deutschland beschimpft, zerrissen, in seiner Existenz bedroht. Und dies trifft zunächst und besonders Baiern, welches unter allen deutschen Ländern am ärgsten vom Fischernetze des römischen Bischofs umstrickt ist. Und doch ist eben Baiern zunächst berufen und gedrängt, die brüderliche Einigung zwischen katholischen und protestantischen Deutschen zur politischen Wahrheit zu machen.

Deshalb wallfahrte jeder Baier, der seine Heimat liebt, der für die Ehre des baierischen Namens begeistert ist und Deutschlands Freiheit wünscht, er wallfahrte in die Frauenkirche zu München zum Grabmahl **Ludwigs des Baiern**.

Unter einem Triumphbogen steht die erhabene Gestalt des großen Kaisers, aber das Siegeszeichen gilt in der That nicht ihm, sondern der römischen Kirche, die ihn sein ganzes Leben hindurch verfolgt und gequält. Mit Grund begrub man den Kaiser in der Kirche, denn all sein Lebensglück, seine Hoffnungen, der Ruhm seines Hauses und die Größe Baierns liegen ebenfalls in der Kirche begraben.

Und kennt denn das baierische Volk, welches in dem frommen Glauben erzogen wird, die Freundschaft zwischen Rom und Baiern sei im Evangelium begrün=

det und eine Quelle dies- und jenseitigen Heiles, kennt das baierische Volk den Kampf des größten Baiernfürsten gegen Roms geistliche und weltliche Tyrannei? Wir können die Wallfahrt zu seinem Grabe nicht würdiger feiern, als wenn wir uns seines Lebens erinnern, welches jedem Baiernfürsten, jedem Baier zum Muster dienen soll. Wenn das katholische Volk die Altäre und Gräber seiner Heiligen besucht, so werden ihm die Legenden von den Thaten derselben vorgepredigt. Ludwig der Baier aber gehört unter die Heiligen des deutschen Volkes, die deshalb heilig sind, weil Rom sie verdammte. Er ist ein Märtyrer der deutschen Freiheit und des freien Christenthums. Wir können uns hier sein Leben und Leiden nur mit kurzem Wort vergegenwärtigen, aber Ludwig der Baier verdient es, daß jeder Deutsche ihn erkenne in dem, was er gethan und gewollt, und eben in dieser unserer gegenwärtigen Zeit wäre eine solche Erkenntniß wohlthätiger als je.

Ludwig der Baier stand als Kaiser, als Christ und Mensch rein und erhaben da, und dennoch war Rom sein unermüdlicher, hämischer und giftiger Feind. Und warum? Weil Ludwig als Fürst von Baiern wie als Kaiser der Deutschen frei sein wollte von der Vormundschaft des römischen Bischofs, weil er kräftig gegen die Anmaßung Roms auftrat, welches das deutsche Reich zu einer Pfründe des römischen Bisthums machen wollte, weil er der Geldgier Roms und seiner Sendlinge

Schranken setzte, weil er an seinem Hofe die Geistlichen und Gelehrten schützte und auszeichnete, welche gegen die angemaßte Gewalt und gegen die Irrlehren Roms die Feder führten. Deshalb bannten und verfluchten drei Päbste (darunter auch ein liberaler, Benedikt **XII.**) Kaiser Ludwig den Baier, besoldeten Verräther und Empörer gegen ihn, unterstützten seine Gegenkönige, vereitelten alle großen Pläne, welche Ludwig für die Hebung Baierns wie für die Befreiung Deutschlands von fremder Herrschaft gefaßt hatte. Unter Ludwig war Baiern auf dem Gipfel der Macht und Ehre; durch die Feindschaft Roms wurde es gestürzt und dergestalt in Verachtung gebracht, daß es sich nie mehr zu einer auch nur ähnlichen Stellung emporarbeiten konnte.

Dreiunddreißig Jahre kämpfte Ludwig der Baier gegen Rom, und das baierische Volk war ihm treu, obwol er mit zehnfachem Fluch der römischen Kirche beladen war. Noch kurz vor seinem Tode suchte ihn Clemens **VI.**, der den Baier immer Baurus anstatt Bavarus nannte, durch einen fürchterlichen Fluch zu vernichten. Am Ostersonntage des Jahres 1346 erließ der Stellvertreter Christi folgende gotteslästerliche Bulle: »Im Staube flehen wir zum allmächtigen Gott, diesen Sünder Ludwig zu Boden geschmettert den Händen seiner Verfolger zu überantworten. Sein Aus- und Eingang sei verflucht. Die Hand des Unendlichen schlage ihn mit

Wahnwitz, Blindheit und Raserei. Der Himmel verzehre ihn durch seine Blitze. Der Zorn Gottes verzehre ihn in dieser und jener Welt. Die ganze Erde waffne sich gegen ihn. Der Abgrund der Hölle thue sich auf und verschlinge ihn lebendig. Sein Name bleibe nicht über ein einziges Glied, sein Andenken erlösche auf ewig, sein Geschlecht verschwinde von der Erde. Alle Elemente seien ihm zuwider. Sein Haus werde wüste. Seine Kinder sollen aus ihren Wohnungen vertrieben und vor den Augen des Vaters von seinen Feinden getödtet werden.«

So fluchte der Pabst, und die Römlinge wagen noch heutzutag die Behauptung, jener Fluch sei an Baiern in Erfüllung gegangen. Und fürwahr, er ist es dadurch, daß sich die Nachfolger des großen Kaisers im baierischen Stammlande zu demüthiger Furcht vor Rom einschüchtern ließen, so daß sie fortan in römischer Dienstbarkeit ihr Heil suchten. Von da an sank Baierns Macht und Ansehen immer tiefer und nie mehr erhob es sich zu einer selbständigen Rolle in der Geschichte; es wurde Mittel und Werkzeug fremder Mächte.

Schon die Söhne des Kaisers warfen sich vor Rom in den Staub. Demüthig flehten sie um Lossprechung vom Banne, opferten Rechte und Güter dafür hin und ließen über dem Grabe des kaiserlichen Vaters den Triumph der Priesterherrschaft feiern. Das Fürstenhaus, Land und Volk wurden vom Bann befreit, aber die Asche des Kaisers blieb unter dem römischen Fluche, und

der Bischof von Freising war so freck, die Kaiserleiche aus dem Grabe reißen lassen zu wollen. Da mahnte das Murren des Volkes die Söhne an ihre Pflicht und sie wehrten dem pfäffischen Fanatismus.

Recht in seinem verwirrenden und verblendenden bösen Zauber offenbarte sich der römische Fluch an Baiern dadurch, daß Kurfürst Maximilian **I.** dem Kaiser Ludwig das Denkmal in der Frauenkirche baute. Was dachte wohl jener Jesuitenfürst, als er dem großen Ketzerkaiser das Ehrenmal setzte!? Max, der alle Kraft seines Lebens und Landes daran gesetzt, die Herrschaft Roms in Deutschland aufrecht zu erhalten, richtet in der Frauenkirche das Standbild des Kaisers auf, der sein ganzes Leben hindurch gegen Rom gekämpft. Max, der die Schuld trägt, daß die so dringend nothwendige Kirchenreform in Süddeutschland unterdrückt wurde, ehrt den Kaiser, der durch Wort und That die Reformation begonnen. Derselbe Max ließ auf dem Schrannenplatze zu München die marianische Säule aufrichten. Auf der 20 Fuß hohen Säule steht die Jungfrau Maria; vier Engel bekämpfen Pest, Krieg, Hunger und Ketzerei; letztere ist durch einen Drachen dargestellt. Max errichtete dies Denkmal zur Feier des Sieges am weißen Berge, eines Sieges, den Baiern zum eigenen Nachtheil für Österreich und Rom gegen den blutsverwandten Wittelsbacher Friedrich von der Pfalz erkämpft! —

In der Liebfrauenkirche zu München steht das

Standbild des größten Baiern, der je gelebt. Aber seine Größe war seinen Nachkommen zu groß. Ludwig hatte sein Baiern zum deutschen Kaiserland erhoben; jetzt gehört es zu den kleinen deutschen Bundesstaaten. Ludwig der Baier konnte sich den Namen Ultramontan als Ehrennamen beilegen, denn er war über die Alpen gestiegen, um den römischen Bischof zu demüthigen; unter seinen Nachfolgern aber wurde der Ultramontanismus für Baiern das Zeichen fremder Dienstbarkeit. Ludwig der Baier lud als Herr der Christenheit Frankreich und England vor die Schranken seines Gerichtes; unter seinen Nachfolgern aber wurde Baiern ein unterthäniger Schützling Frankreichs, und eben jetzt wird es von England in Griechenland beschimpft und gequält.

In der Liebfrauenkirche zu München steht das Standbild Ludwigs des Baiern *), aber er ist den Baiern kein Vorbild geworden. Drei Baiernfürsten, Wilhelm, Albrecht und Max, alle drei Jesuitensclaven, beschäftigten sich mit dem Denkmal des großen, freisinnigen Kaisers. Welche Gedankenverwirrung! Sie glaubten sein Andenken zu ehren, wenn sie sein Bild aufrichteten. Wol steht er hoch und erhaben da, aber

*) In derselben Kirche hängt auch der Hut des Kardinals Klesel, eines Münchners, der die Heiligsprechung des Ignaz von Loyola mit unterzeichnet. Bekannt ist der protestantische Witz: „In diesem Clesel stecken 150 Esel“ (CLesel).

sein Werk liegt in Trümmern, zertreten von den Pfaffen. Nur wenn ihr es aufrichtet, wird der Kaiser ein würdiges Denkmal haben.

Fürsten und Volk von Baiern! aus dem Grabe des größten Mannes eurer Geschichte vernehmet den mahnenden Geistesruf:

»Wann ersteht aus meinen Gebeinen ein Rächer? Ein Rächer durch Befreiung Baierns von jeglicher fremden Herrschaft, ein Rächer durch Fortsetzung und Vollendung des Werkes, welches ich begonnen?

Fürsten und Volk meines Stammes, warum seid ihr müßig oder nur dienstbar thätig gewesen ein halbes Jahrtausend hindurch? Vor einem halben Jahrtausend war Baiern weiter als jetzt! Welch ein beschämender Vorwurf für euch!

Damals war Baierns Kaiserhof eine Freistätte kühner Denker, die an der Erlösung der Menschheit fortarbeiteten im Geiste dessen, der als ein Licht in die Welt gekommen. Damals war dem kindischen und trugvollen Aberglauben die Maske des Glaubens abgerissen, Hab- und Herrschsucht der Pfaffen lag in Fesseln, frömmelnder Müßiggang war verachtet, Gott allein war Herr über das Gewissen. Mein baierisches Volk hing in Lieb und Treue an mir, obwol drei Päbste mich verfluchten; die giftigen Pfeile pfäffischer Verleumdung prallten wirkungslos ab von mir, weil mein freidenkendes Volk mit seinem Vertrauen mich schützte.

Gott dienten wir in vernünftiger Andacht, darum waren unsre Kirchen Tempel wahrer Frömmigkeit, obwol das päbstliche Interdikt sie veröden wollte.

Damals war Baiern mit der Kaiserkrone geschmückt und behauptete sie in Heldenkämpfen gegen Österreich, Frankreich und Rom. Kein deutscher Stamm stand mächtiger und herrlicher da als mein baierischer. Baierns Banner herrschte in Tirol, in Brandenburg, im Hennegau, in Holland! Englands König holte vor meinem Throne sich Recht gegen Frankreich.

Fürsten und Volk von Baiern, wie steht es jetzt mit Euch? Wie tief seid ihr herabgekommen, weil ihr ein halbes Jahrtausend hindurch fahrlässig, blindgläubig, zaghaft und dienstbar denjenigen gewesen seid, die ihr unter meiner Führung beherrschtet. Auf! geht ein halbes Jahrtausend zurück in der Geschichte, damit ihr Mittel und Wege erkennet zum würdigen Vorwärtskommen. Nicht zur Gewalt ruf ich euch auf, nur zur Freiheit. Gebt und gönnt euch die Freiheit, die politische, kirchliche, geistige Freiheit; und die Vernunft wird siegen, ohne daß den annoch Schwachen Gewalt angethan werden müßte.

Ihr rühmt euch vor vielen deutschen Stämmen des reinsten deutschen Blutes. Wohlan denn, beweist es! Euer deutsches Blut empöre sich gegen jegliche fremde Herrschaft. Seid weder französisch-politisch, noch römisch-christlich, seid in jeder Beziehung deutsch. Lasset euch

durch vorübergehenden römischen Freisinn nicht verführen unfrei zu sein. Ahmt jenen Freisinn nach; seid patriotisch freisinnig, dann werdet ihr nicht römisch, sondern deutsch sein.

Noch lastet der Bann des Ultramontanismus auf unserm schönen, zur freiesten und fröhlichsten Lebensentwickelung berufenen Baiern. Zersprenget die Fesseln dieses Bannes, Fürsten und Volk von Baiern! Noch steht ihr wie Unmündige unter dem römischen Interdikt des freien Vernunftgebrauches; machet euch frei davon, damit ihr durch freien Vernunftgebrauch den edelsten Gottesdienst übet. Rom war es, welches dem Hause Baiern die Kaiserkrone vom Haupte riß; ach, warum habt ihr nun auch den Glanz der neuen baierischen Königskrone trüben lassen durch das römische Concordat?! Hat euch dieser Friedensvertrag mit Rom etwa Frieden gebracht? Nein, Zwietracht! Zwietracht im Staat, Zwietracht vor dem Altar Gottes, Zwietracht in der Familie!

Fürsten und Volk von Baiern, schließet ein Concordat mit dem Zeitgeist und mit dem Genius der deutschen Nation, dann wird der römische Bann gelöst sein, der mich bis ins Grab, der Baiern durch die Jahrhunderte verfolgte, dann wird Baiern die Höhe der Selbständigkeit und Freiheit erreichen, zu der es berufen ist!«

Weimar, Jena, Erfurt, Wartburg.



Ein Peitschenknall weckte uns aus leichtem Reiseschlummer. »Wir sind auf weimar'schem Gebiet!« rief der Kutscher, und wir empfanden Andachtsgefühle, als ob wir in ein Heiligthum einzögen. Es war frühestes Dämmerlicht, leichte Morgennebel schwebten geisterhaft über die stillen Flächen hin; uns dünkten sie grüßende Gedankengenien aus Deutschlands Dichterhimmel. Schweigend blickten wir über die kahlen Felder hin; uns erschienen sie im Schmucke wundervoller Blumen der Phantasie.

Das Morgenroth glühte empor und vergoldete die Höhen am westlichen Horizont. — »Sehen Sie, links dort das hohe Holz, das ist der Park von Belvedere und grad vor uns die Höhe, das ist der Ettersberg,« erklärte unser Wagenlenker. Wir grüßten die classischen Orte mit sehnsüchtigen Blicken.

Es werden vielleicht manche Leser über diese unsere kindliche Pietät lächeln, denn es ist in gewissen Kreisen Mode geworden, jede Pietät überhaupt zu

bespötteln, und namentlich hat man in der Literatur der Gegenwart, je kleiner sie selber geworden, ein Heldenthum daraus gemacht, die große Vergangenheit zu verkleinern. Wer aber irgend ein Gefühl für Großes und Schönes hat, der wird Ehrfurcht empfinden, wenn er den Boden betritt, auf welchem unsre größten Geister gewandelt.

Wir kamen zum Webicht, einem Fasangarten, dessen äußere Laubgänge zum Lustwandeln frei sind. Hier erging sich Goethe gern, hier sprach er am Spätabend seines Lebens beim Anblick der untergehenden Sonne seine herrlichen Gedanken über Unsterblichkeit aus. Wir verließen den Wagen und schritten schweigend durch den geweihten Hain. In der grünen Tiefe des Ilmthals zeigte sich uns Tieffurt, der Lustgarten, wo so oft die Götter herniedergestiegen zum fröhlichen Verkehr mit göttlichen Menschen. Hier waltete eine wahre Fürstin unter den Frauen, die Herzogin Amalie, ewig berühmt durch die Begeisterung, mit der selbst Schiller zu ihr aufgeblickt. Der freudetrunkene Brief, welchen er nach seiner ersten Unterredung mit der Herzogin geschrieben, bleibt ein ewiger Beweis für die Seelenschönheit der hohen Frau. Mag auch immerhin selbst ein Schiller nicht ganz frei gewesen sein von dem Vorurtheil, womit der Bürgerliche zu fürstlichen Personen aufblickt, jenem Vorurtheil, welches jede Tugend (aber ebenso auch jedes Laster) der Hohen zehnfach vergrößert

sieht; so viel ist doch gewiß, jene Frauen des Weimarer Hofes brauchten dieses Vorurtheil nicht, um als erhabene Frauengestalten zu erscheinen. Sie waren es in der That und ihnen verdanken wir gewiß einen großen Theil des Dichtersegens, der von dem stillen Weimar in so reicher Fülle über Deutschland ausgeströmt. Jene Frauen waren in vieler Beziehung die Musen unsrer größten Dichter. — Und daß eine edle Frau edler erscheint, wenn sie auf der Höhe der Gesellschaft sich befindet, ist ja ganz natürlich. Dort oben kann die reine Blüthe der Weiblichkeit sich entfalten, unberührt und unbefleckt von Frost und Brand, von Schmutz und Ungezieſer des gemeinen Lebens. Und in der That hat die Weiblichkeit in jenen Regionen die lieblichsten und reinsten Menschenblumen geoffenbart. Selbst der entschiedenste Demokrat muß anerkennen, daß unter den Frauen, welche Hoheiten und Majestäten titulirt werden, wirklich zu allen Zeiten wahrhaft majestätisch hohe Gestalten gewesen sind, mit segensreichem Zauber gewaltet und manche von den Sünden der Männer jener Geschlechter gesühnt haben.

Je näher wir an Weimar kamen, desto lieblicher fanden wir auch hier den Vorzug kleiner Residenzen bestätigt. Es ist über sie eine gewisse Hof-Eleganz verbreitet. Selbst in den entlegensten Theilen findet sich nicht die schmutzige Vernachlässigung, welche in großen Residenzen einen so traurigen Gegensatz zu der Pracht

der privilegirten Stadttheile bildet. Auffallend schöne Gebäude hat Weimar gar nicht, selbst das neue Rathhaus kann nur in solcher Umgebung auf Bewunderung Anspruch machen. Das Schloß ist ein ganz unbedeutendes dürftiges Gebäude, das man eher für ein Kloster oder eine Kaserne halten würde, als für den Wohnsitz eines durch Kunstsinn ausgezeichneten Herrschergeschlechtes. Dies soll nicht tadelnd bemerkt sein, es freut uns vielmehr innig, daß in Weimar das Rathhaus schöner und imponirender ist als das Schloß.

Vom Bergabhang betrachteten wir uns die ewig berühmte Stadt — eigentlich ein Städtchen nur, und doch die Residenz der größten Geistesfürsten der deutschen Nation. Es wird so viel geklagt in Deutschland über den Mangel einer großen Centralstadt nach dem Muster von Paris; aber wir sehen doch, daß der deutsche Genius unsre Großstädte verschmäht und in abgelegenen kleinen Städtchen seinen Thron aufschlägt. Welche deutsche Großstadt kann sich mit dem kleinen Weimar, mit dem noch kleineren Jena messen? Auffallend bleibt es aber, daß der Thron unserer Poesie doch neben einem Fürstenthron und unter dessen Schutze stand, ja daß der dichterische Götterthron zum Zierrath des fürstlichen Menschenthrönchens gerechnet wurde. Überhaupt ist die Poesie aller neuen Völker mehr oder weniger eine Hofpoesie und trägt selbst der freieste Theil derselben irgend ein Stück der Hoflivrei an sich. Eine

wahrhafte Volkspoesie fehlt noch in der Kulturgeschichte der neuen Zeit, freilich wol aus keinem andern Grunde, als weil auch ein wahres freies Volksthum noch fehlt. Jetzt, wo die Anfänge zu diesem lebendig werden, beginnen auch die Anfänge der Volkspoesie. Aber freilich beweist sich in diesen beiden Beziehungen mehr als irgendwo die Wahrheit des Wortes: Aller Anfang ist schwer.

Wir schritten über die Brücke, unter welcher die liebliche Ilm über ein Wehr hinabschäumt. Herrliche Baumgruppen schmücken die Ufer, eine buschigte Insel, von befiedertem Wasservolk bewohnt, lächelt aus dem grünen Spiegel. Oft stand Goethe sinnend am Brückengeländer und las in diesem lieblichen Naturbilde poetische Offenbarungen. Hier sang er sein zaubervolles: »Das Wasser rauscht, das Wasser schwoll.« Wären doch recht viele Orte und Gegenstände bekannt, die den großen Dichtergenius zu Offenbarungen angeregt. Man nenne diesen Wunsch nicht einen abgöttischen. Orte, wo zum ersten Mal Gedanken aufgeleuchtet, die jetzt Lieblings- und Verklärungsgedanken des deutschen Volkes sind, und es bleiben werden, so lang dieses Volk bleibt, solche Orte sind geheiligt. Die Bewohner Weimars aber wissen von solchen Heiligthümern wenig zu erzählen, desto mehr Anecdoten von der übermüthigen, oft tollen Lustigkeit, von der terroristischen Derbheit, worin Goethe ebenfalls groß gewesen. Doch dürfte es

seine Größe überhaupt nicht beeinträchtigen, wenn auch solche Charakterzüge gesammelt und bekannt gegeben würden.

Auf dem Marktplatze herrschte reges Leben, wenig anziehend jedoch wegen der höchst traurigen Tracht des thüringischen Landvolks. Die Männer in ihren spießbürgerlichen langen blauen Röcken, die charakterlose Mütze auf dem Kopf, die Weiber durchaus in trüb dunklen Farben, mit den riesigen schwarzen Haubenschleifen, als wären sie als Klageweiber auf dem Kirchhof versammelt, dazu fast durchgehends kümmerliche, dürre Gestalten, farblose, tiefgefurchte Gesichter — fürwahr man sollte bei solchem Äußern nicht glauben, daß dieser Volksstamm einer der tüchtigsten des deutschen Vaterlandes ist, daß auch er unter traurig ernster Hülle einen reichen Schatz deutscher Fröhlichkeit und Lebenskraft hegt. — Vom Balkon des Rathhauses tönte eine lustige Polka. Es ist eine sehr nachahmungswerthe Sitte, die Geschäfte des Marktes durch fröhliche Musik zu beleben.

Wo ist Schillers Haus? frugen wir und man wies uns nach der — »Esplanade!« Ob es für die Straße, in welcher Schiller gelebt und gestorben, keinen passendern Namen gäbe, lassen wir unerörtert, um dem patriotischen Wirken derer nicht vorzugreifen, die eben jetzt das schlichte Wohnhaus des Dichters zu einem deutschen Nationaltempel machen wollen. Schiller bewohnte ein

ärmliches Haus und in einem Dachstübchen arbeitete der Riesengeist.

Von da ließen wir uns vor Goethe's Haus führen. Es ist einfach, aber aristokratisch; es war ja auch die Wohnung nicht blos des Dichters, sondern auch des Staatsministers Goethe. Auf die Frage, wer es jetzt bewohne, nannte man uns den — russischen Gesandten, einen Herrn v. Maltitz, aber nicht den pfefferkörnigen. Goethes Haus steht auf dem Frauenplan — treffend bezeichnend für den Dichter des »Ewig-Weiblichen,« der durch seine poetischen Verherrlichungen des weiblichen Wesens gut machte, was er als Mensch gegen das zarte Geschlecht gesündigt.

Herder bewohnte ein düsteres Haus hinter der melancholischen Stadtkirche. Diese Äußerlichkeiten charakterisiren ganz die althergebrachte lebensscheue und naturfeindliche Auffassung des Christenthums; aber in diesen dunkeln Räumen waltete ein Geist, dessen Lebenslosung Licht, Liebe, Leben war, der als Generalsuperintendent das herrliche Christenwort predigte: »Kein sclavisches Volk, das sich ewig unter dem Joch krümmt und an Ketten windet, sollte nach dem Christenthum das Menschengeschlecht sein, sondern ein freies, fröhliches Geschlecht, das ohne Furcht eines machthabenden Henkergeistes das Gute des Guten wegen, aus innerer Lust, aus angeborner Art und höherer

Natur thun, dessen Gesetz ein königliches Gesetz der Freiheit, ja dem eigentlich kein Gesetz gegeben sei, weil die Gottesnatur in uns, die reine Menschheit, des Gesetzes nicht bedürfe.«

In einem ziemlich altväterisch aussehenden Hause wohnte Wieland, der die deutsche Literatur von der spröden und blöden Altväterlichkeit befreit, ihr den Zopf abgeschnitten, obwol er ihn selber getragen.

Solche vier Riesengeister wirkten in dem kleinen Weimar, arbeiteten unter dem Schutze eines kleinen deutschen Fürsten an der Erlösung einer Nation von vierzig Millionen Menschen! Auf der Stadtkirche hängt in einem Thürmchen eine kleine Glocke, welche das Geisterglöckchen genannt wird. Die Sage meldet, es habe einst, als die Stadt in Gefahr war, von Feinden überrumpelt zu werden, von selbst geläutet und die Bürger zur Vertheidigung geweckt. Aber im hohen ewigen Musentempel Weimars hängt die große Geistesglocke, die Auferstehung geläutet dem deutschen Volke, und sie läutet noch immer Auferstehung allen, die da Ohren haben zu hören. —

Am Markte nicht weit vom Stadthause steht Lukas Kranachs Haus, wo Luther mehrmal bei dem innig befreundeten Meister geweilt, der uns die Züge des Reformators verewigt. Darauf, daß die größten Meister jener Zeit eifrige Anhänger der Reformation waren, sollen unsere Künstler hingewiesen werden, die so trau=

rig katholisiren und der Reformation den Vorwurf machen, sie habe die Kunst getödtet. Mögen sie lesen, was Heinrich Leo — gewiß kein Lobredner neuer Richtungen — in seiner Geschichte Italiens über das Verhältniß der italienischen Kunst zur deutschen Reformation schreibt. Es lautet: »Wie ein Pflanzenkeim, der sich entwickelt, die unvollkommeneren Umhüllungen, die eine Zeit lang das allein Sichtbare an ihm waren, absterben läßt, sobald vollkommenere Theile genugsam erstarkt sind, um jener nicht mehr zu bedürfen: so hat der Mensch im Verlauf der Geschichte gewisse Perioden vorzugsweise gewissen Richtungen gewidmet, die dann, nachdem sie durchlaufen waren, eben dadurch, daß sie, die früher von unendlicher Wichtigkeit waren, weil ihr Ende und ihre Schranken unbekannt waren, jetzt nicht mehr als allem geistigen Leben Bewegung und Bedeutung verleihend, sondern selbst als einzelne Bewegung erschienen, nicht mehr das Streben der Zeit, das höchste Interesse des Geistes ausmachen konnten. Das sicherste Kennzeichen, daß eine Tendenz in einer Zeit auf die angegebene Weise dominirt, daß man von ihrer Verfolgung die Befriedigung der höchsten Wünsche des Geistes erwartet, ist ihre innige Verknüpfung mit der Religion. Zugleich aber ist dies ein Beweis, daß die Tendenz nach ihren letzten Resultaten noch dunkel ist. — Es ist also das erste Erscheinen einer Richtung als höchstes Interesse der Zeit ein Zeichen, daß der Mensch in

dieser Hinsicht noch geistig gebunden, noch unwissend ist, daß er aber ein Bewußtsein über seine Unwissenheit gewonnen hat, daß sie ihn drückt und er deshalb Anstrengungen macht, auf dieser Bahn fortschreitend, das Ziel, zu dem dieselbe führt, kennen zu lernen. Solange auf derselben noch eine lange Strecke in Dunkel gehüllt vorliegt, tritt zugleich der Reiz einer gewissen Sehnsucht, die dieses Dunkel mit dem Höchsten, über welches die Phantasie gebietet, erfüllt, ein und so gehen äußere Ungeschicklichkeit und jene gebundene Religiosität, die Andacht, gleichen Schritt. Nur während solcher geistigen Zustände vermögen Bilder, wie das alte Crucifix in **Santa Maria Novella** zu Florenz, eine ganze Stadt nicht blos in Bewegung, sondern sogar dahin zu bringen, daß die Vollendung des Gemäldes in allem Ernst als eines der größten Zeitereignisse angesehen wird. Wie die äußere Ungeschicklichkeit allmälig abnimmt, der Mensch freier über das Material, in welchem er das, was ihn geistig beschäftigt, darstellen will, gebietet, wird auch das religiöse Bewußtsein ein freieres und die Vollendung der Kunst ist zugleich eine Befreiung für den Gedanken. Dies ist es, was den Gebildeten auszeichnen soll in jeder Beziehung, daß er das Allgemeine, Bedeutung Enthaltende seinem Auge nicht durch verhüllende Namen entrücken lasse. Die großen italienischen Künstler haben

ebenso viel gethan für die geistige Befreiung und Entwickelung der Welt als die deutschen Reformatoren: denn solange jene alten, düstern, strengen Heiligen- und Gottesbilder noch die Herzen der Gläubigen fesseln konnten, solange in der Kunst die äußere Ungeschicklichkeit noch nicht überwunden war, war darin ein Zeichen gegeben, daß der Geist selbst noch in einer engen Beschränkung, in drückender Gebundenheit beharrte. Die Freiheit in der Kunst entwickelte sich mit der Freiheit des Gedankens in gleichem Maße, und beider Entwickelung war gegenseitig bedingt. Erst als man an der Kunst wieder ein freies Wohlgefallen fand, war man auch wieder fähig die Klassiker der alten Welt aufzunehmen, sich an ihnen zu erfreuen, und in ihrem Sinne weiter zu arbeiten; und ohne die Aufnahme der alten klassischen Literatur wäre die Reformation nie etwas anders geworden, als ein kirchliches Schisma, wie das der Hussiten war. Als sich das Interesse jedes freieren Strebens des Geistes mit der Reformation verbinden konnte und verband, ward sie ein Panier für Alles, was sich geistig seit jener Zeit ausgezeichnet hat. Die Beziehung der Kunst und Wissenschaft zur Religion war also in der damaligen Zeit keineswegs, wie sich manche Protestan-

ten vorstellen mögen, eine künstliche; sondern ein unzerreißbares Band umschlang und verband beide und nur gleichen Schrittes konnten sie der Befreiung entgegengehen.«

Möchte diese goldene Geschichtslehre von unsern Kunstmeistern und von den Mäcenen derselben beherzigt werden! Jene großen Muster, in deren Nachahmung und Nachäffung sie sich verzweifelnd abmühen, wirkten nicht mehr im altkirchlichen Sinne; ihre Werke waren vielmehr künstlerische Offenbarungen eines neuen Kirchengedankens. Und nun wollen die Meister des neunzehnten Jahrhunderts vorwärts kommen, wenn sie sich wieder in die schon im sechzehnten Jahrhundert geistig überwundenen Anschauungen versenken! Da schließen sie die Augen und quälen sich mit wirren Träumen, sehen aber nicht den frischen Lebenskeim, der sich im Sonnenlichte der Gegenwart entwickelt, und dessen prophetische Herolde die Künstler sein sollen. —

Nicht weit von dem Hause, wo Luther geweilt, steht das Haus eines Katholiken italienischer Abstammung, der sich rühmen kann, daß unter seinem Dache einst der Ablaßkrämer Tetzel gewohnt. Als im Jahre 1845 Ronge in Weimar war, und der Gastfreundschaft des Hofbuchhändlers Hoffmann genoß, der das Kranach'sche Haus besitzt, ereignete sich ein Vorfall, der wol erzählt zu werden verdient. Das Volk von Weimar begrüßte den muthigen Priester, und Ronge hielt von

einem Fenster der Stube, welche einst Luthern beherbergt, eine Rede an das Volk. Während derselben gellte aus dem Tetzelhause ein anhaltendes Pfeifen. Der erste Verdacht fiel auf den katholischen Eigenthümer des Hauses, und das Volk zerschmetterte die Fenster desselben. Die Polizei vermittelte, und da wies es sich denn aus, daß der Katholik unschuldig, und daß derjenige, in welchen Tetzels Geist gefahren, ein hochkirchlicher englischer Gentleman war. Man wollte es nicht glauben, denn die Engländer stehen in großem Ansehen in Weimar, aber es war wirklich so, der Sohn des freien Englands gestand seine Büberei selber ein. Als interessante Notiz für deutsche Hofkalender bemerken wir hier beiläufig, daß in Weimar die Engländer als solche hoffähig sind, sobald sie mit ausgiebigen Wechseln, einer anständigen Garderobe oder gar mit irgend einer Phantasie-Uniform versehen sind. Auf den gedruckten Gastlisten des großherzoglichen Hofes befinden sich neben den höchsten und hohen Herrschaften als stehender Artikel die »Herren Engländer« schlechtweg.

Zu ganz traurigen Betrachtungen über eine sonst viel gepriesene Erscheinung unsrer Zeit wurden wir genöthigt, als wir vernahmen, daß sich die Bevölkerung Weimars in fünf oder sechs exclusive Gesellschaften sondert. Der hochgerühmte Associationsgeist ist in der That nichts als ein modernes Mittel der Zersplitterung

des Volksthums. Jetzt, wo der Zeitgeist endlich die Ahnenprobe des Adels verwirft, und die Meisterstücke der Zünfte zu schanden macht, wo man sich der Hoffnung hingeben wollte, es würden endlich alle Stände in dem einen Staatsbürgerstande verschmolzen, und fortan keine andern Vereine mehr sein als der eine große Volksverein; jetzt tritt die Absonderungssucht in moderner Gestalt auf, bildet in jeder Stadt und in jedem Städtchen für hunderterlei zwecklose Zwecke Vereine als neue Kasten, über deren Zweckwidrigkeit man sich dadurch zu trösten und zu täuschen sucht, daß schwelgerische Festessen mit liberaler Redebrühe gehalten werden. Am langweiligsten sind in der Regel diejenigen Vereine, welche die Langeweile vertreiben sollen. Sie scheinen in der That nur gestiftet zu sein, damit man sich nicht je allein, sondern in Gesellschaft und nach ausführlichen Statuten langweile.

Eine rühmliche Ausnahme von diesen Vereinen bildet die weimarer Erholungsgesellschaft ungeachtet ihres aristokratischen Charakters. Wir waren zu einem Festball geladen, und fanden in lieblich überraschender Weise die bekannte Behauptung bestätigt, daß die Frauen und Jungfrauen es sind, auf welche sich der poetische Geist Weimars vererbt. Die Stadt erfreut sich in dieser Beziehung einer wahrhaft wunderbaren Auszeichnung. Mitten in einer Gegend, wo die Natur sonst auf die Menschenschöpfung eben nicht viel Kunst

verwendet, blüht in Weimar ein Zaubergarten der lieblichsten Menschenblumen. Edle Gestalten, feiner Geschmack in der Kleidung, eine gebildete Sprache und jene anmuthige Leichtigkeit im Umgang, die sonst gewöhnlich nur aristokratischen Frauen eigen ist, verklären die weimarer Frauenwelt bis zum kleinen Bürgerstand hinab. Dabei lebt in diesen holden Wesen eine Lebensfreudigkeit, die den stillen Vergnügungen Weimars einen Reiz gewährt, wie ihn Städte ersten Ranges bei all ihrer Genußfülle nicht bieten können. Dieser lebendige Zauber Weimars wirkt gewiß nicht minder mächtig als der Ruhm der großen Todten. Um diesen zu huldigen, kommt man hierher, schwärmt aber gar bald in ganz andern Huldigungen. Und die großen Todten nehmen dies gewiß nicht übel; sie haben es ihrerzeit eben so gemacht, namentlich der größte darunter. Man vergißt sie auch nicht über diesem Tribut, der dem süßesten Leben gezollt wird; im Gegentheil, sie sind es, die durch den ewigen Zauber ihres Waltens in unsterblicher Dichterhuld das Heiligthum des weiblichen Herzens öffnen. Was sie Schönes und Großes gedacht, es lebt in den Frauen Weimars, und die Lust an diesem Ewig-Schönen vermittelt und verklärt vergängliche Lebenslust.

Im Saal der Erholung vergnügten sich die holdesten Göttinnen aus Weimars Liebeshimmel. Das waren die lebendigen Abbilder der Frauengestalten

unsrer großen Dichter. Dort die geisterhafte Mignon und die lebenglühende Eboli; das kindliche Gretchen und die wunderstrahlende Jungfrau von Orleans. Und immer neue Zaubergestalten tauchen aus dem blumig bunten Gewühle, schweben auf und ab, walzen, polken, galoppiren! Wahrlich, dort schwebt Klärchen, die herrlichste Verkörperung der Liebe! Uns erfaßte märchenhafte Begeisterung. »Sie nahen, sie kommen die himmlischen alle!« jubelten wir innerlich und wollten uns hineinstürzen in den Wirbel dieser Seligkeit.

Da mahnte uns die freundlich ernste Stimme eines Wächters dieses Paradieses: »Entschuldigen Sie, meine Herren, man tanzt hier nur im Frack!«

Der Zauber flieht, die Erde hat uns wieder! Heilige Erde, was sind deine Götter ohne Frack? Heilige Gastfreiheit, was giltst du, wenn dich der Frack nicht legitimirt? — Wie konnten wir aber auch solche Schwärmer sein, uns mitten in Mitteldeutschland und in der »guten Gesellschaft« *) einer großherzoglichen Residenz unter poetisch freie Wesen versetzt zu wähnen. Wußten wir denn nicht, daß wir überhaupt in einer Zeit leben, in welcher wie beim Wein so auch beim Menschen nur die Etiquette geschätzt wird? Und wenn auch die holden

*) Gute Gesellschaft hab' ich gesehen, man nennt sie die gute,
Wenn sie zum kleinsten Gedicht keine Gelegenheit gibt.
Göthe.

Weimaranerinnen so zauberisch erschienen, daß sie unsere Besonnenheit entführen konnten, so hätten uns doch die amtspedantischen Accessisten und Assessoren und die paradesteifen Lieutenants und die krummgebogenen Hofschranzen eine praktische Anschauung der Gegenwart aufnöthigen müssen. Nun erkannten wir diese holde praktische Gegenwart, und »ach, wie ganz anders, anders war es da!« Die feinen Damen der weimarer guten Gesellschaft waren freilich noch immer reizend schön, aber sie schienen uns nun sämmtlich nur Spott über die tölpelhaften Fremdlinge zu lächeln, die zu einem Ball der Erholung in Weimar zu viel poetische Schwärmerei und dabei noch um eine halbe Elle Tuch zu viel mitgebracht hatten. Vergebens forschten wir in allen den holdseligen Mienen nach einer Spur von natürlichem Bedauern unsers Mißgeschickes, nach einem Bekenntniß: Ich hätte mich lieber von Euch umarmen lassen als von manchem hier schwitzenden Frack oder Waffenrock. Eitles Hoffen! Einer von uns, den dichterische Tanzlust schon früher in dieses Anstandstreffen geführt, hatte schon vor jener offiziellen Zurückweisung von der schönsten der Schönen einen Korb bekommen voll ungnädiger Blicke, in denen sich die höchste Indignation über solche Verletzung des salonmäßigen Anstands aussprach. Wußte denn diese Dame, welcher höchst unanständigen wollüstigen Begierde einer französischen Maitresse die heutige Anstandsuniform des

Frackes ihren Ursprung verdankt!? — Vergebens suchten wir die frühere poetische Stimmung zurückzurufen. Ein boshafter Satyr verscheuchte sie. Dort galoppirt die majestätische Jungfrau von Orleans mit einem steif gedrillten Lieutenant; wir erblickten auf ihrem blonden Lockenkopf die preußische Pickelhaube. Da wiegt sich das liebe Gretchen mit einem mephistophelischen Kriminalaccessisten in gravitätischer Assessorshoffnung. Seht dort die reizende Eboli in den Armen eines wattirten Kammerherrn! In ihrem Feuerauge funkelt nicht das süße Geheimniß der Liebeslust, sondern die Sehnsucht, daß ihr der Kammerherrenschlüssel bald den siebenten Grad des Heiligthums der Hofgeheimnisse öffnen werde. Und hier die ätherische Mignon als großherzogliche Kammervirtuosin mit einem kritischen Regierungsrath das Honorar abwalzend für einen Lobartikel in der allgemeinen Theaterchronik! — Vorbei! vorbei! das Zaubermärchen war hier für uns zu Ende; wir flohen in den Garten.

Dieser gehörte einst dem Märchendichter Musäus. In einem dunklen Laubgange steht sein bemoostes Denkmal. Dorthin rettete uns aus dem Tempel des Frackes und vor dem kalten Druck der Glacéhandschuhe der Genius der Poesie.

Es war eine rechte Märchennacht. In den duftenden Tannen lispelte es geisterhaft. Vom Sternenhimmel funkelten lichte Ahnungen ni das Dunkel der

heiligen Weltruhe. Selbst die fernher tönende Musik des prosaischen Ballmärchens steigerte durch den Gegensatz die Weihe des Naturlebens, welches uns mit poetischem Zauber umwob. Wir lehnten am Denkmal des deutschen Märchendichters, da kam sein Geist über uns und erzählte uns

Volksmärchen der Deutschen.

Es war einmal ein großer dichter Wald. Drin wuchsen riesige Eichen, und die Eichen waren alle lebendig. Wenn es stürmte, so schüttelten die Eichen ihre Äste, und das Rauschen ihrer Kraft übertäubte den Sturm. Wenn es blitzte, so fingen die Eichen den Blitz auf und entflammten, ohne zu verbrennen. Und die Früchte der Eichen dienten nicht freßgierigen Thieren zur Mästung, sondern erzeugten neue Eichen. Und die alten Eichen waren jung, die jungen alt an Kraft; es war eine Welt voll Eichenkraft. Und neben den Eichen blühten liebliche Blumen und waren ebenfalls lebendig. Nicht Blumen von zärtlicher schwächlicher Schönheit, die im Aufblühen schon verblüht; es waren Blumen von kräftig dauernder Blüthenpracht, es waren Eichenblumen. Und die Eichen neigten sich ehrfürchtig liebevoll zu den Blumen herab und erlauschten in ihrem Blüthenauge das heilige Geheimniß ihres liebverwobenen Naturlebens. Die Blumen umrankten

die Eichen und so stellten sie das Götterbild vereinter Kraft und Schönheit dar. Und diese Eichen und Blumen waren heilig; nicht dadurch, daß sie sich in den Staub bückten in scheuer Demuth, sich selber Kronen und Blüthen abschlugen aus furchtsamer Verzagtheit, sondern heilig dadurch, daß sie kräftig und freudig zum Himmel aufstrebten, so viel Lebenskraft und Blüthenlust in ihnen war, daß sie sich ihrer Kraft und Schönheit bewußt waren und dieses Bewußtsein genossen als die Fülle und Vollendung ihres Lebens. Und wollte ein Feind einbrechen in dieses Eichenleben, dann brausten die Eichen erschreckenden Donner, dann blickten die Blumenaugen flammende Blitze; und Grauen überwältigte den Feind, er floh aus der schauerlichen Welt der Naturriesen und blickte aus ängstlich verschanzter Ferne mit scheuer Ehrfurcht auf das wunderreiche Heiligthum jener Waldeswelt hin.

Dies war die Eichen-Blumenperiode des deutschen Volkes.

Mit allmächtiger Stimme rief der Weltgeist den Wanderruf in den heiligen Eichen-Blumenwald, und die blumengeschmückten Eichen begannen zu wandern. Unter ihren Tritten erbebte die Erde, und ringsum brachen die Mauern, hinter denen verzwergte Geschlechter, leiblich und geistig siech, in krankhaften Gelüsten

schwelgten. Und frisch belebender Waldesodem durchströmte die Welt. Unzählige hatten keine Empfänglichkeit mehr in der kranken Brust für das neue Leben; sie starben hin, und der Naturgeist frohlockte über den Untergang der entarteten Geschlechter. Wer aber nur noch den Keim der Naturkraft in sich gerettet hatte, der gesundete in dem frischen Lebenshauch, schloß sich den Riesen an, und ein verjüngtes Menschengeschlecht erfüllte die Erde. Unerschöpflich strömte die Kraftquelle des deutschen Eichenwaldes, flutete brausend nach Osten, Süden und Westen, eine Sündflut dem Gräuel des entarteten Alten, ein befruchtender Segensstrom einer neuen Schöpfung.

Das waren die Wanderjahre des deutschen Volkes.

Eine neue Welt der Naturkraft war entstanden, und die Schöpfer dieser Welt freuten sich ihres Werkes. Aber die alte Welt war in ihrer Sünden-Blüthe getödtet worden, daher konnte ihr Geist nicht eingehen zur ewigen Ruhe, sondern stieg aus des Grabes Nacht als böses Rachegespenst ins Licht empor. Und das Gespenst kroch als nagender Wurm an die Wurzel der Rieseneichen, klammerte sich als vampyrartiges Schlingkraut an ihren Stamm, bedeckte als giftiges Ungeziefer ihre Äste und Zweige. Aber das

Leben war stärker als der Tod. Die Riesen freuten sich des Feindes um des Kampfes willen. Sie zertraten das Gewürm, zerhieben die Schlingen, schüttelten das Ungeziefer ab. Und hoch und herrlich stand die deutsche Rieseneiche, die Kaisereiche. Ihr Stamm war die Veste der neuen Ordnung, ihre Zweige schirmten die Erde, ihre Krone war die Krone der Welt.

Das waren die Meisterjahre des deutschen Volkes.

Aber das Rachegespenst der alten Welt hatte sich den Herrschern der neuen zu heuchlerischem Dienste unterworfen, hatte ihnen ein verderbliches Geschenk gereicht, eine vergiftete Krone, die den klaren Geist der Träger verwirrte. Mit dämonischem Reiz zog es sie immer und immer nach dem Lande hin, wo die alte Welt gefallen war. Dort war der Boden getränkt mit dem giftig kranken Blute, war die Luft erfüllt vom Pesthauch des Alten. Dort hatte sich das böse Rachegespenst als Pfaffengeist verkörpert. In Rom saß der Großpfaffe, vergiftenden Segen spendend, und in alle Welt trugen seine Trabanten den verwirrenden und entmannenden Zauber. In jenem Lande kränkelte die deutsche Eiche, weil ihre Wurzeln, dem heimischen Kraftquell entrissen, Gift aus jenem giftgedüngten Boden sogen, weil ihr Stamm von gierigem Ungeziefer angebohrt und durchwühlt wurde, weil ihr dürstendes Laub nicht Lebens=

luft, sondern Verwesungsbrodem trank. Die herrlichsten Eichen brachen dort zusammen, und immer neue rissen sich von der Lebenswurzel los, um die gefallenen zu rächen und den Riesenwurm zu zertreten. Aber sie zerbrachen ebenfalls. Verwirrung wuchs im Eichenlande, das Gewürm bäumte sich zu Riesenschlangen auf, mit Basiliskenblicken selbst den deutschen Ur in Feigheit bannend, daß er den Schlangen in den Rachen lief. Da schlug ein Zwerg dem letzten Sprößling der Kaisereiche das Haupt ab, und mit seinem Blute verrann die deutsche Herrlichkeit, gierig vom welschen Boden verschlungen.

Das war das Ende der deutschen Riesenzeit.

Das Gespenst nahm die abgefallene Krone auf, entriß ihr allen Schmuck, ließ ihr aber alles Gift, und setzte sie einem seiner Geschöpfe auf, einem Kaiser, der fortan über die ehemaligen Riesen wie ein Schulmeister über wilde Buben herrschte. Und der Schulmeister kroch mit seinen Jungen in den Zwinger der Kirche. Da wurden sie mit Weihrauch benebelt, mit Rosenkränzen gefesselt und zu Sclaven geschoren. Und sie gingen sämmtlich hin, entmannten sich selber und gingen ins Kloster. Und die Welt wurde ein Kloster, voll klösterlicher Finsterniß, Unzucht und Heuchelei. Zwar erwachte von Zeit zu Zeit in dem Einen und Andern der alte

Riesengeist und wollte dem Kloster entspringen, allein es war unmöglich, solang die ganze Welt ein Kloster war. Wie ein der Schule entlaufener Junge wurde der Flüchtling zurückgebracht, oder wie ein wildes Thier zu Tod gehetzt. Und wie die Schuljungen in Ermanglung besserer Kraftübung sich untereinander prügeln, und wie die Mönche sich selber geißeln, so prügelten und zerfleischten sich die ehemaligen deutschen Riesen.

Dies waren die Klosterschuljahre des deutschen Volkes.

Aber was noch wachsen kann, entwächst endlich der Schule, und Kerkerluft nährt den Freiheitsdrang. Also erging es auch dem deutschen Geiste. Im Kerker der engen Klosterzelle wuchs er riesengroß empor, daß er endlich die Zelle und den klösterlichen Zwinger der Welt zersprengte. Und plötzlich ragte eine neue geistige Riesen-eiche vom deutschen Boden zum Himmel auf und rauschte das belebende Wort einer neuen Zeit über die Welt hin. Und die Erde erzitterte vor dem deutschen Donnerworte und wurde fruchtbar zur Erzeugung eines neuen Geschlechtes.

Das war die erste Wiedergeburt des deutschen Volkes.

Aber die Geburt war eine Frühgeburt, und das im Kloster geborne Kind war ein Wunderkind. Daher trug

seine Kraft den Keim einer tödtlichen Schwäche in sich, und diese Schwäche wurde vorwaltend, nachdem die Kraft im Feuer des ersten Schöpfungsdranges erschöpft war. Was ursprünglich Freiheit gewesen, schlug in neue Knechtschaft um, die Weisheit wurde zum starren Eigendünkel, der Riesenkampf zum Pfaffengezänk. Und das alte Rachegespenst erholte sich von seinem Schrecken und sah mit höllischer Freude, daß das Werk der Rache nun erst recht üppig gedeihen würde. In neumönchischer Verkörperung mengte es sich unter die in neuen Glaubensschlaf versinkenden Riesen und träufelte ihnen Gift in Ohren und Herzen. Da fuhren sie auf und waren wahnsinnig und redeten irr und tobten toll. Um den Himmel stritten sie sich, statt sich der neuerrungenen Erde zu freuen, und anstatt das Vaterland gegen die Feinde zu vertheidigen, fielen sie wüthend über einander her, um sich selber zu erschlagen und auszurotten. Da sank der letzte Rest deutscher Herrlichkeit in Trümmer, Raubthiere brachen würgend ein, Deutschland wurde zur Wüste, Todesgrauen lagerte über dem Eichen-Blumenlande, und was vom alten Riesengeiste noch lebte, flackerte in wirren, äffenden Irrlichtern unter den Gräbern umher.

Das war die Leidens- und Sterbenszeit des deutschen Volkes.

Da ging die Riesenaufgabe der Weltbeherrschung auf ein anderes Volk über. Triumphirend erhoben sich

die neuen Riesen und schufen ein neues Weltleben. Es weckte auch Deutschland, aber die alten Riesen entwickelten sich nur zu kindischen Affen der neuen. Die deutschen Eichen trugen Perrücken und Zöpfe, die deutschen Blumen waren statt des Himmelsthaues mit Schminke und Puder geschmückt. Der deutsche Geist saß in der französischen Schule auf der hintersten Schandbank und spielte in der Weltkomödie die dummen Jungen und die pedantischen Alten. Das steigerte den Muth der neuen Weltriesen zum Übermuth. Sie wollten den Himmel stürmen und die ganze Erde unter ihre Füße treten. Zuerst traten sie Deutschland, das ihnen ja schon längst zu Füßen lag. Sie traten lang und schwer, und Deutschland erstarb unterthänig unter den Fußtritten der Fremden.

Das waren die Todesjahre des deutschen Volkes.

Aber wo eine Kraft ist, da ist sie unsterblich, und der scheinbare Todesschlaf ist ihr nur eine kräftigende Erholungszeit. Das bewährte die deutsche Kraft; als sie gänzlich und für immer erstorben schien, war sie dem neuen Leben am nächsten. Und plötzlich waren die deutschen Eichen wieder lebendig, all ihre Zweige wurden Waffen und ihr Rauschen wurde zum Schlachtendonner. Und die deutschen Blumen zitterten nicht vor diesem Donner, sondern sangen begeisternde Lieder drein und

flochten in freudiger Ahnung den Siegerkranz. Die Feinde zerstoben; Deutschland war frei, und ein neues Riesengeschlecht stand auf der freien deutschen Erde.

Das war die zweite Wiedergeburt des deutschen Volkes.

Es war eine schwere gefährliche Geburt, und die gute Mutter, die gute alte Zeit mußte dabei sterben. Das wiedergeborne Kind aber war ein Riesenkind; sein erster Laut war Freiheitsruf, seine erste Kraftübung ein siegreicher Riesenkampf. Alle Welt bewunderte das neue Zeitkind und wartete in Bangigkeit der Dinge, die da kommen würden. Das alte Rachegespenst aber zitterte und fluchte und verweigerte dem Neuweltkinde die Taufe. Doch siehe, da kamen Meister der Quacksalberei heran, nahmen das Kind in amtlichen Augenschein und erklärten, es sei noch unreif, es müsse wieder in den todten Mutterleib der alten Zeit hinein, um reif zu werden. Und sogleich begannen sie die offizielle Operation, und das Rachegespenst half ihnen dabei getreulich. Das Kind aber — — —

Da fuhren wir, von einem herben Frösteln durchschauert, aus unsern Traumgesichten auf. In den Bäumen säuselte der Morgenwind, und der erste Frührothschein vergoldete das Denkmal des Märchendichters. Sein Geist war entschwunden. Aber ein freundlicher alter Herr kam aus dem Tanzsaal zu uns heran. Er

lud uns zu sich, um uns eine seltene Merkwürdigkeit zu zeigen, für die wir, wie er meinte, Sinn haben würden, da wir lieber bei Musäus den Morgen erträumt, als im Saale das krankhafte Erbleichen der übernächtigen Freude im strafenden Morgenschein abgewartet hätten. Wir folgten dem Freundlichen durch die stillen Straßen in sein Haus. Er führte uns in sein Studierstübchen, zündete ein Licht an und stellte es auf ein Tischchen. Es brannte gar dämmerlich, als schämte es sich vor dem Morgenroth, das durch die Fenster schimmerte. Das gab eine sonderbare geisterhafte Beleuchtung; uns wurde ganz träumerisch, fast unheimlich zu Muthe. Schweigend ließen wir den alten Herrn walten. Er öffnete einen Schrank und nahm etwas heraus, das uns aus der Ferne wie ein Todtenkopf erschien. Er legte es neben das Licht und winkte uns mit feierlichem Ernste näher. Wir traten hin und blickten in Schillers Todtenantlitz. Wehmuth durchschauerte uns. Welch ein edles Gesicht, vom Tod nicht entstellt, sondern verklärt! Nur die etwas verzogenen Lippen verriethen die Bitterkeit des Todes. Wir opferten tief aus dem Herzen aufquellende Thränen, und jeder von uns machte in stiller Seele das Gelübde, diesem großen Geiste nachzustreben mit all unsrer, wenn auch nur kleinen Kraft. Als wir dem lieben alten Herrn für den weihevollen Anblick dieses Heiligthums dankten, erzählte er uns manches aus der letzten Zeit des Unsterblichen;

unter anderm auch, daß es Mühe gekostet, für Schiller ein nur etwas feierliches Begräbniß zuwege zu bringen. Um ihn nicht von den gewöhnlichen Leichenmännern hinaustragen zu lassen, hatte der alte Herr, der damals das erste Stadtamt bekleidete, ein Circulare an diejenigen gesandt, von denen er voraussetzte, daß sie sich herbeilassen würden, Schiller zu Grabe zu tragen! Wir sahen dieses Circulare, lasen die Namen der Aufgeforderten und lasen auch, daß sich viele mit mancherlei Geschäften entschuldigt! — Auch ein Volksmärchen der Deutschen! —

Nachdem wir nun die »Gesellschaft« Weimars gesehen, bekamen wir neugierige Sehnsucht nach dem Weimarer Volke.

Wo sieht man denn hier das Volk? frugen wir.

Das Volk? Wen meinen Sie da? war die Antwort. Etwa den Pöbel? Wir haben, Gott sei Dank, gar keinen eigentlichen Pöbel in Weimar.

Wir meinen eben das Volk, den eigentlichen Bürgerstand.

So! da lassen Sie sich in die Armbrust-Gesellschaft einführen.

Also wieder eine Gesellschaft! Der Name klingt freilich nicht übel; er deutet eine Bürgergesellschaft an, die sich in Waffen übt. Arm und Brust sind auch die

besten Waffen des Bürgers. Wenn er rüstig schafft und das Recht schützt, so weit sein Arm reicht, wenn er sein Recht verlangt, so laut, als seine Brust es vermag, wenn er sein Ehrgefühl, sein Lieben und Hassen nicht feig grollend in der Brust verschließt, sondern sie offen ausströmen und zugleich die Arme nicht sinken läßt, wo es gilt, das höchste Gut, die Freiheit zu erreichen, dann bürgt der Bürger für die Freiheit und Ehre Aller, dann ist der Bürger Meister im Staate, wie er es sein soll.

Wir gingen aber doch nicht in die Armbrust-Gesellschaft, die mit mittelalterlichen Waffen spielt, sondern ließen uns lieber in den Rathskeller führen.

In einem Winkelgäßchen hinter dem Rathhause ist der Weimarer Rathskeller. Sonst sind diese Orte, wo Bachus Bürgermeister ist, gewöhnlich unter den Rathsstuben. Dies oder jenes, beides kann bedeutsam sein, wenn die deutschen Bürger die löbliche Sitte der alten Deutschen nachahmen. Diese zechten nämlich bei der Berathung, um die Aufrichtigkeit zu beleben, beschlossen aber erst, nachdem sie nüchtern geworden. Daß deutsche Bürgerberather unserer Zeit berauscht sind, hört man wohl manchmal, ohne zu wissen, wodurch die Berauschung erzeugt ist. Daß nicht durch Wein, dürfte man daraus schließen, daß diese Berauschung selten die Wahrheit zu Tage fördert. Die Beschlüsse aber fallen in der That meistens sehr nüchtern aus.

Der Rathskeller in Weimar hat, was Lokalität und materielle Genüsse betrifft, ziemlich das Aussehen einer Volkskneipe. Aber das Volk suchten wir auch hier vergebens.

Doch erquickte uns hier der Anblick einer echten Tochter des Volkes. Eine hoch gewachsene, blühend gesunde Jungfrau, mit edel geformten milden und verständigen Zügen. Mit freundlichem, aber zugleich Respekt einflößendem Wesen versah sie ihr Geschäft, welches für ein Mädchen von nur einigem Zartgefühl ein sehr schweres ist. Uns aber that es wohl, hier wieder einmal nach süddeutscher Gewohnheit von einem schmucken Mädchen bewirthet zu werden, statt der dummdreisten »Garçons,« welche eine eckelhafte Unsitte mit der Kinderjacke bekleidet, wenn sie auch schon alte ungeschlachte Kerle sind. Ein Gast mit einem Beamtentitel bemerkte unser Wohlgefallen an dem Mädchen. »Sehen Sie sich's nur recht an,« flüsterte er uns zu, »dieses Mädchen hat vom Großherzog, königl. Hoheit, eine Verdienstmedaille erhalten!« — »Wofür denn?« frugen wir mit Schrecken. — »Sie hat mit Muth und Besonnenheit eine Feuersbrunst unterdrückt.« Eben kam die Jungfrau heran. Da sprach der Mann halblaut, daß sie es hören konnte: »Ja diese Feuersbrunst hat sie gelöscht, aber gar viele andere hat sie schon angezündet.« Dabei blinzelte er so lüstern nach den über den Tisch gebogenen üppigen Schönheiten des Mädchens, daß wir deutlich sahen, der Mann gehöre selber zu den Feuersbrünstigen. Das

Mädchen aber schien durchaus nicht gewillt, diese Flamme zu nähren; dies zeigte das verächtliche Schweigen, mit dem sie den oft gehörten Witz hinnahm.

Endlich kam zwar nicht das Volk, aber der Volksvertreter von Weimar, der Buchbinder und Schriftsteller Adam Heuß, Landtagsabgeordneter der Residenzstadt Weimar. Eine sehr interessante Persönlichkeit. Dieser Mann aus dem Volke hat mit einem Philosophen (Krug) und mit einem Bischof (Pfaff in Fulda) literarische Lanzen gebrochen und ist im Sattel geblieben. Er hat schon im Jahre 1828 den Gedanken einer deutschkatholischen Kirche ausgesprochen und gründete gleich im Jahre 1845 eine Gemeinde. Obwol kein eingeborner Weimaraner (Heuß stammt aus Mainz) und nichts weniger als reich, wurde er doch zum Vertreter Weimars gewählt und wieder gewählt. Als solcher machte er verschiedene volksthümliche Anträge, die aber leider fast keinen andern Erfolg hatten, als daß Heuß in eine Criminaluntersuchung verwickelt wurde, um seine Unbescholtenheit und dadurch sein Volksvertretungsrecht zu verlieren. Das Stadtgericht in Weimar verurtheilte ihn auch wirklich treugehorsamst, aber das Oberappellationsgericht in Jena wahrte die eigene Unbescholtenheit durch Freisprechung des unbescholtenen Bürgers. Heuß hat tüchtige Lehr- und Wanderjahre im Leben durchgemacht und erzählt davon ausführlich und lehrreich in seiner bei Frommann in Jena erschienenen Selbstbiographie.

Wir stellten uns dem wackern Volksmann gleich in der Kneipe vor und vertieften uns mit ihm in sehr verwickelte Kannegießereien, mit denen wir aber rasch und gut zum Schluß kamen, obwol kein diplomatisches Protocoll darüber geführt wurde. Dieser politische Buchbinder hat viele Bücher nicht blos eingebunden, sondern auch gelesen. Heuß weiß sehr viel, und wenn er sich auch nicht alles zu recht zu legen versteht, so leitet ihn doch ein glücklicher natürlicher Trieb, immer zu rechter Zeit das Rechte herauszufinden. Und dieser glückliche Naturtrieb mangelt gar vielen hochgelehrten und hochgestellten Herren. Es macht sich noch immer ein sehr hochmüthiges Vorurtheil gegen die sogenannten Autodidakten breit, d. i. gegen die sich selbst belehrenden, sich selbst schaffenden Geister; aber es ist gewiß ein glückverkündendes Zeichen der Zeit, daß diese Autodidakten immer zahlreicher, und dagegen die eigentlichen Zunftweisen immer seltener werden. Die zünftige Abgeschlossenheit der Wissenschaft selber hat bisher veranlaßt, daß ziemlich das ganze Volk Autodidakt sein, d. h. sich mit seinem natürlichen Verstande selber helfen mußte, und überall, wo dieser natürliche Volksverstand waltete, da gingen die Sachen gut, und wo die graduirte und privilegirte Schulweisheit herrschte, da kam verkehrtes wirres Zeug zu Tage. In demselben Grade, als die Gelehrten jetzt anfangen, Autodidakten, d. i. Menschen mit eigenen Gedanken und natürlichem Selbstbe-

wußtsein zu werden, nähern sie sich auch unwillkürlich dem Volke, und aus dieser Vereinigung der Wissenschaft mit dem gesunden Volksverstande und Volksgefühle ist all das Gute entsprossen, dessen unsere Zeit sich bereits erfreut, und all der Same gestreut worden, dessen Früchte die Zukunft erquicken werden.

Es war eine herrliche Mondnacht. Uns zog es noch in den Park. Dort eilten wir vor allem zu der klaren Quelle, die aus künstlichen Felsen sprudelt, und tranken in vollen Zügen Vergessenheit der prosaischen Wirklichkeit. Dann wandelten wir feierlich bewegt in den von Goethe gedichteten Laubgängen auf und nieder und bis gegen Belvedere hin. Fast bekamen wir Lust auf den Höhen Belvederes den Sonnenaufgang abzuwarten, um Weimar im Glanz der Morgenröthe zu sehen. Aber das Mondlicht umwob uns mit Zaubergewalt und zog uns zurück in die magisch erhellten Gehege des Parkes, wo wir auf heimlichen Buschpfaden, vom Lichtstrahl, der im Wehen des Nachtwindes durch die Zweige niederhüpfte, langsam geleitet, den Windungen folgten, in denen die grüne Ilm selig durch dieses Eden schweift. Sie verschwand manchmal unsern Blicken gänzlich in der Tiefe der Schatten, dann glänzte sie plötzlich in der Mondhelle wie ein Silberstreif auf, oder ihr smaragdener Spiegel funkelte uns aus ferner Laubhülle wie ein verborgener Edelstein entgegen. Oft machten wir Halt, wo an naturgeweihten Plätzen Bänke

angebracht sind. Da blickten wir in träumerischer Verzückung in das mondverklärte Naturgeheimniß, und unsre Gedanken und Gefühle gaukelten auf Lichtstrahlen wagend und zagend zum Himmel auf.

Unfern der Quelle füllt ein Wiesenplan eine tiefe Krümmung der Ilm aus. Im Winkel der Krümmung, hart am Ufer des Flusses bildet ein vielstämmiger Baum eine Laube, und sinnig sind darin lieblich verborgene Sitze angebracht. Dort wollten wir die Mondnacht verträumen.

Jenseits der Ilm liegt wieder ein großer blumiger Wiesenteppich ausgebreitet, von einem weißen Straßenbande anmuthig durchflochten. Weiter hin senkt sich ein Gartenhügel ins weiche Grün hernieder, und am Hang dieses Hügels steht Goethes einfach ländliches Sommerhaus.

Solch ein Bild hatten wir vor uns! Mit schweigendem Entzücken nahmen wir es in die Seele auf; wir hatten nicht Worte, kaum Gedanken für den Zauber, der die tiefsten Geheimnisse unsers Seelenlebens wohlig fieberisch aufregte. Da hatten wir

Eine Vision.

Die Thür des Dichterhauses ging auf. Er trat heraus. Wir sahen die hohe Gestalt, im langen Oberrock, die Arme auf dem Rücken gekreuzt, lebendig vor uns.

Sein Haupt war unbedeckt und leuchtete lichtumflossen. Wir sahen den Glanz seines Götterauges. Und er ging über den kleinen Gartensteg an den Wiesenrand vor und blickte sehnsüchtig zum Himmel auf. Da schwebte der Mond, da schwebten alle Sterne näher und näher herab, und Himmelshelle erfüllte die Gegend. Mond und Sterne umkreisten ihn huldigend, und er stand mitten im Sternenkranze wie eine himmlische Lichtgestalt. Wir sahen es deutlich, wie er Licht empfing und Licht spendete. Himmelsstrahlen senkten sich in sein Auge, und aus seinen Augen strömten Lichtgedanken als neue Sterne in den Weltraum. Da hielt er sich plötzlich die Hand vor die Augen, als hätte er zu lang und zu scharf ins Licht geschaut. Da wurde es wieder dunkler, und Mond und Sterne leuchteten wieder in weiten Fernen.

Er aber senkte nun den Blick zur Erde nieder, zu den Gräsern und Blumen. Da wehte wundervolle Bewegung durch die Halme und Kelche. Blumen und Gräser sproßten hoch und höher empor und umrankten ihn schmeichelnd und kosend. Alsbald stand er im lieblichsten Blumengarten wie ein bekränztes Götterbild. Und wir sahen deutlich, wie er fragend in die Blumenaugen blickte und ihrem Duftgeflüster emsig lauschte. Er sprach mit den Blumen. Wir vernahmen niegehörte Töne, aber wir verstanden sie nicht.

Und liebreich abwehrend drängte er sich durch die Blumenumarmung bis zum Ufer der Ilm vor. Da

hüpften die Wellen kräuselnd empor und streuten Perlen zu seinen Füßen, und ihr leises Rauschen wurde zu wunderbarem Gesange. Und Fischlein schnellten fröhlich auf, um ihn zu grüßen, und in den Zweigen der Uferbäume erwachten die Vögel und riefen ihm ihren zärtlichsten Liebeslaut zu. Die Bäume aber neigten sich vor ihm und umflochten seine Stirn mit ihrem jüngsten Laube. Und er verstand all diese Liebesstimmen und erwiederte sie mit liebreichen Blicken und Gedanken.

Da scholl aus der Ferne wirrer Lärm. Näher und näher brauste er, und plötzlich brach aus den Gebüschen eine tolle Rotte wilder Gassenjungen. Sie stürzten auf ihn zu und umschwärmten ihn wie Mücken ein Licht. Wir sahen einige von ihnen ganz deutlich und sie kamen uns bekannt vor, als hätten wir sie im Leben oder im Bildniß gesehen. Selbst Namen tauchten in unserm Gedächtniß auf, aber sie klar zu denken hielten wir für unheilig in der Nähe des Hohen. Die tolle Rotte aber wagte sich immer frecher an ihn heran. Sie schimpften und kreischten, ballten die Fäuste gegen ihn, wollten ihn mit schwarzer Flüssigkeit beschmutzen. Er aber stand ruhig erhaben da und lächelte. Dann trat er plötzlich mitten unter die Jungen, die vor Schreck erstarrten und zitternd zu ihm aufblickten. Er aber packte nun Einen beim Schopfe, einen andern am Kragen, hob sie hoch auf, hielt sie in der Schwebe, ihr Gewicht prüfend, und schnellte sie dann leicht weg, wie man eine Stech-

fliege von der Hand schnellt. Dann faßte er ein ganzes Dutzend auf einmal, streckte seinen Arm straff und ließ die kleinen Kerle allzumal auf seinem kleinen Finger tanzen. Väterlich sorgsam stellte er sie dann wieder auf den Boden nieder und öffnete den Mund zum Sprechen. Aber schon vor dem ersten Hauch seines Mundes stürzte der ganze Schwarm zur Erde nieder und purzelte und kollerte in wirrem Knaul durcheinander. Auf allen Vieren rafften sie sich dann auf und stoben heulend auseinander. In der Ferne vertönte ihr kindisches Geplärr; durch die Lüfte aber rauschte es sonderbar, wie wenn welke Blätter im Wirbelwind herumtreiben. Und wirklich schwirrten allerhand wunderliche Papierfetzen durch die Lüfte. Er aber fing einige auf und reinigte sich damit die Hand von der Berührung mit dem Gesindel.

Nun aber wandte er sich gegen uns. Mit wehmüthigem Ernst stand er vor uns und sein gewaltiger Blick drang vorwurfsvoll, wie eine Weltgerichtsfrage in unsre Seele. Da erfaßte uns unnennbare Bangigkeit. Es trieb uns, aufzuspringen und auszurufen: Hoher Geist, wir gehören nicht zu D e n e n! — Aber die Erscheinung war verschwunden.

Drüben stand Goethes Haus, ausgestorben still und leer. Der Mond war hinter Wolken gesunken; Nebel schwebten über dem Wiesengrün; die Ilm hüllte sich in graue Schleier, und die Bäume weinten frostige Thränen auf uns herab. Wir gingen schlafen.

Tags darauf empfingen wir den Besuch eines Weimarer Literaten. Wir sprachen natürlich von den großen Todten. Schiller ließ er gelten. Schiller ist auch schon viel länger todt als Goethe. Aber Alles, was er Schillern ließ, glaubte er Goethen rauben zu müssen. Goethe war servil und deshalb hat er dem deutschen Volke mehr geschadet als genützt! dies war das Urtheil des Weimarer Literaten und dabei recitirte er uns ziemlich alles, was Börne und andere gegen Goethe gefehlt, was Wolfgang Menzel gegen ihn gefrevelt. Kennen Sie die Briefe, welche Goethe an Gentz geschrieben, um sich ein Privilegium für seine Werke zu erbetteln! frug endlich der Vermenzelte. Und ohne eine Antwort abzuwarten, fuhr er fort: Ich habe sie kopirt, ich habe sie bei mir, sie sollen in einer Zeitschrift gedruckt werden, das ist eben jetzt sehr zeitgemäß und wird dem Goethekultus hoffentlich ein Ende machen! Und er kramte aus und las uns die beiden Briefe vom 11. und 16. September 1825 vor, in denen Goethe allerdings etwas zu bescheiden seine hohe Stellung bei Seite setzt und sich ganz als unterthäniger Bittsteller ausspricht, wo es ihm z. B. »zudringlich erscheinen wollte, Ihro des Herrn Fürsten von Metternich Hochfürstliche Durchlaucht nochmals anzugehen,« und wo er sogar glaubte, »es möchte doch kaum schicklich sein, vor Höchst Denenselben die Gefühle des Dankes lebhaft auszusprechen.« — Ist das nicht servilste Wegwerfung? Und solch ein Mann

soll der größte Dichter Deutschlands sein? Nein! das deutsche Volk muß von diesem Götzen befreit werden, und diese Briefe werden dazu beitragen. Meinen Sie nicht auch, meine Herren? So donnerte der kleine Feind des großen Goethe. Wir antworteten ihm nicht; aber jeder von uns dachte stille bei sich: Das ist auch einer von D e n e n!

Eine holde Jungfrau erschloß uns später das Heiligthum der Fürstengruft. Wir wünschen allen Reisenden, daß ihnen dasselbe Glück zu Theil werden möge. Es macht einen wundersamen Eindruck, von einem so liebreizend verkörperten Engel des Lebens zur Todesstätte geführt zu werden. Es erweckt die tröstliche Zuversicht, daß auch die Todten nur scheinbar todt sind.

Wir standen vor den drei Särgen. Mögen die Spötter spotten, aber wir hatten ein Gefühl, als ob wir niederknien sollten und beten.

Die zwei größten deutschen Dichter, und zwischen ihnen ein kleiner deutscher Fürst, der groß wurde dadurch, daß er die Größe jener erkannte und ehrte, daß er denen als Mensch ein Freund war, die ihm als dem Fürsten Diener waren. Er wollte, daß die, denen im Leben e r zur Seite ging, im Tode neben ihm ruhen sollten. Im Leben konnte er sie nicht völlig sich gleich stellen; aber im Tode that er es, und er hat dadurch erst seine Fürstengruft wahrhaft gefürstet, denn wo in aller Welt wäre eine zweite Gruft, wo solche Fürsten ruhen!

Weimar wird die Stadt der großen Todten genannt, und es gibt Leute, die dies spöttisch auffassen und es dem lieben Weimar alles Ernstes zum Vorwurf machen, daß sich daselbst die Göthe, Schiller, Herder und Karl August nicht fortpflanzen wie andere Menschenkinder. Weimar könnte dagegen ganz bescheidentlich fragen, wo denn jetzt in Deutschland die Stadt der großen Lebendigen sei? Ja wenn alle groß wären, die sich groß dünken, wenn sich die Größe machen, dekretiren, durch Diplome, Orden und Pensionen allergnädigst ertheilen ließe, dann gäbe es Große genug in Deutschland. So aber thun gar manche groß und dick, und sind doch nur gebläht und geschwollen. Und in Weimar sind die Großen freilich menschlicherweise gestorben, aber in ganz Deutschland leben sie und werden ewig leben. Das kleine Weimar ist also die Stadt der ewig lebendigen Großen.

Zwei schwere Fragen drängen sich an ihren Särgen auf. Die erste lautet:

Ist in der Fürstengruft zu Weimar mit den beiden größten Dichtern Deutschlands wirklich die Kraft des deutschen Geistes, noch Größeres zu schaffen, für immer begraben?

Viele haben diese Frage mit einem trostlosen Ja beantwortet. Mit Goethe und Schiller soll die deutsche Poesie ihren Gipfel erreicht haben, über welchen hinaus

kein Höherkommen mehr möglich sei. Daher ginge auch seit dem Tode jener Großen das poetische Leben der Deutschen fortwährend abwärts, wie die schöne Literatur der Gegenwart sattsam beweise.

Wäre dies wirklich so, dann stünde es nicht vereinzelt in unsrer Geschichte, dann hätte das ganze Leben des deutschen Volkes seinen Höhenpunkt bereits erreicht und müßte nun unaufhaltsam jenseits hinab dem Untergang zu! Wer aber, dem nur einiges Verständniß für das geistige Leben der Gegenwart eigen ist, wird eine so klägliche Behauptung wagen? Allerdings steigt die deutsche Literatur seit Schiller und Goethe von den Höhen in die Fläche nieder; aber nur, um die Worte der Riesen auch den Zwergen verständlich zu machen. Es ist die Aufgabe der Gegenwart und wol auch noch einer nicht kurzen Zukunft, die Himmelsgüter, welche jene großen Geister im weiten Vorausflug für unser Volk erobert, zu wirklichen Erdengütern zu machen, deren sich auch alle die erfreuen, die nicht fliegen können, sondern an der Scholle kleben. Allerdings haben jene großen Dichter die ganze Vergangenheit unsrer Geschichte abgeschlossen, aber sie sind zugleich als echte Dichter die Herolde einer neuen Zukunft geworden. Die Völker haben das himmlische Vorrecht, mehrmal jung zu sein. Wir fühlen jetzt den Lebensdrang einer solchen Verjüngung in uns, und jene Dichter haben die neue Jugend ihres Volkes geistig geschaut und vorbereitet. Sie sind

wesentlich Schöpfer dieser Jugend und zugleich ihre ersten Geschöpfe. Und welche Vergangenheit, welche Gegenwart hatten sie! Damals war Grund vorhanden zu klagen, das deutsche Volk sei alt geworden und wanke dem Tode zu. Und doch erhob es sich in diesen Dichtern zu einer so kräftigen, kühnen, schwungvollen Jugend! Wenn der deutsche Geist nach den Gräueln jener Vergangenheit und mitten in der Erbärmlichkeit jener Gegenwart so große Dichter schaffen konnte, sollte er dann nicht eben so große und größere zeugen können, wenn die Zukunft zur Gegenwart geworden sein wird, die jene Dichter prophetisch verkündigt? Gewiß, er wird es! In der Fürstengruft zu Weimar ist nicht der Geist des deutschen Volkes begraben, und jene großen Todten waren nicht Todtengräber, sondern Auferstehungsherolde.

Die zweite Frage, welche die Särge der Fürstengruft anregten, lautet:

Ist hier wirklich auf ewig die Freundschaft zwischen Dichtern und Fürsten begraben?

Der erbitterte Zwist der Gegenwart will diese verhängnißvolle Frage mit Ja beantworten. Wir sind bei all unsrer stolz demokratischen Gesinnung nicht gewillt, uns darüber zu freuen. Wir würden uns im Gegentheil recht herzlich freuen, wenn Schillers schöner Gedanke recht vollständig und allgemein in Erfüllung ginge, wenn

unsre Dichter und Fürsten auf den Höhen der Menschheit immer Hand in Hand gingen und walteten, und dadurch die Menschheit auf immer höhere und lichtere Höhen erhoben würde. Wer ist nun schuld daran, daß dem nicht so ist? Müssen die Dichter anders werden oder die Fürsten? Petrarka rechnete unter seine höchsten Glückseligkeiten, daß er durch den Umgang mit Fürsten und Königen und die Freundschaft Vornehmer beneidenswerth ausgezeichnet worden. Dagegen singt sogar Zedlitz:

»Was soll der Dichter in der Fürsten Hallen?
Kann er dem Ort, kann ihm der Ort gefallen?«

Und dann noch stärker:

»Daß nichts ich bin in solchen Tagen,
Hat immer mich zumeist gefreut:
Wenn Thiere hohe Würden tragen,
Dann, Bester, ist nicht meine Zeit.«

Horaz, der doch gern mit Fürsten schmauste und schwelgte, sang dennoch: **Principibus placuisse viris non ultima laus est.«** (Fürsten zu gefallen ist nicht das höchste Lob.) Das ist gewiß wahr; gegenwärtig aber scheint es so weit gekommen zu sein, daß Fürsten zu mißfallen das höchste Lob ist! Die Dichter der Gegenwart buhlen nicht um den Beifall der Fürsten, viel lieber um den Beifall des betäubten Haufens, dessen Reden artikulirtes Schnarchen ist und der die Dichter gebraucht wie ein holländischer Matrose, der zu seinem Häring

eine kostbare Tulpenzwiebel verzehrt, — um mit Jean Paul zu reden und unparteiisch zu sein. Wer ist nun schuld daran? wer ist schuld, daß das horazische: »Omnes hi metuunt versus, odere poëtas« (Diese alle fürchten die Verse und hassen die Dichter) auf unsere Fürsten angewandt wird? Die Schuld scheint wirklich darin zu liegen, daß unsre Fürsten den Dichtern das uralte Privilegium des schwärmerischen Wagens allzusehr beschränken. Die poetische Licenz, dies offen auszusprechen, sei uns hier gestattet. Es ist in der That bei uns so traurig weit gekommen, daß den Dichtern kein anderes Recht und keine andere Freiheit mehr bleibt, als die Horaz mit den Worten bezeichnet: »Sit jus liceatque perire poëtis!« (Den Dichtern sei Erlaubniß und Recht, zu Grunde zu gehen.*)

Der liebenswürdige Lebensengel der Fürstengruft gab uns holdselig die Erlaubniß, Blätter von den Kränzen der Särge mitzunehmen. Wir aber thaten es nicht; wir begnügten uns mit dem Seelenangedenken.

Aus der dunklen Gruft wanderten wir auf eine lichte Lebenshöhe. Wir stiegen den Ettersberg hinan

*) Wir führen noch den Spruch an: Punitis ingeniis gliscit auctoritas, neque aliud reges, nisi dedecus sibi atque illis gloriam peperere.« Wir übersetzen ihn nicht, weil er nur für die Fürsten und Minister angeführt ist, die ja alle Latein verstehen.

weilten auf »Herdersruhe,« einem lieblichen Plätzchen durch das Wort Herder, welches von einer Steintafel spricht, zu einem Tempel der Humanität geweiht. Hie rastete der Priester derselben auf seinen einsamen Naturwallfahrten. Hier mag er Gedanken gelebt haben, die er nicht aufschreiben und noch weniger predigen durfte. Der Herrliche, Liebbegeisterte! der den Glauben hegte, es sei »keine Schwärmerei, zu hoffen, daß wo irgend Menschen wohnen, einst auch vernünftige, billige und glückliche Menschen wohnen werden.« — Der praktische Göthe dagegen meinte: »Die Vernunft wird niemals populär werden.«

Über das weimarer Theater — es ist auch äußerlich nicht mehr dasjenige, wo die ewigen Gestalten unsrer Nationaldramen zuerst lebendig geworden — hatten wir so viel Entheiligendes gehört und gelesen, daß wir uns, so viel wie möglich, aller schwärmerischen Pietät entledigten, als wir in dasselbe eintraten. Wir thaten wohl daran, müssen aber ebenso aufrichtig aussprechen, daß wir keine ungewöhnliche Ursache zu Klagen fanden. Es beweist sich hier verhältnißmäßig wie überall — auch in Wien und Berlin — der Verfall unsrer dramatischen Kunst. Es ist geradezu thöricht, von dem kleinen Weimar etwas zu verlangen,

was selbst die größten Städte nicht leisten, und zwar nicht leisten können, wenn sie es auch wollen. Wem der vorübergehende Verfall der Bühnenkunst ein beklagenswerthes Unglück ist, der darf dieses nicht den Höfen, Intendanten, Directoren, Schauspielern und Dichtern Schuld geben, sondern einzig und allein der Zeit. Die Zeit ist der dramatischen Kunst nicht hold, weil sie dramatische Thaten verlangt. Wenn unser Volksleben schwungvoll dramatisch geworden sein wird, dann wird auch die verklärende Kunst wieder neues Leben erhalten. Unser öffentliches Leben concentrirt sich nicht mehr wie ehedem nur im Theater, wir haben andere Anliegen zu besprechen als neue Stücke. Unsre Gegenwart will und braucht nicht Theaterhelden, sondern Helden des Nationallebens. Wir selber alle miteinander debütiren jetzt auf der Weltbühne als jugendliche Heldenspieler. Satyrisch betrachtend findet man auch, daß jetzt im politischen, kirchlichen und socialen Leben so viel Komödie gespielt wird, daß für die eigentliche Komödie gar kein Stoff übrig bleibt.

Wir gingen, in schuldiger Rücksicht auf unsre salonwidrige Reisetracht, ins Parterre, und wunderten uns gleich weidlich darüber, daß ganz vorn zwei wachthabende Husaren aufgestellt waren, die einen unausstehlichen Stallgeruch verbreiteten. Doch wir sollten der Wunder noch mehr sehen. In der Hofloge wurde

dreimal stark gepocht — da durchlief eine feierliche Bewegung die Versammlung, der ganze Balkon erhob sich, und auch im Parquet standen die meisten auf, machten Kehrt, und neigten sich gegen die Hofloge. Wir flüsterten uns einige Bemerkungen zu, da kommandirten die Husaren: Pst! Pst! die Herrschaft ist da! — Wir verstummten und wunderten uns über diese strenge Etiquette, die selbst in königlichen und kaiserlichen Theatern nicht vorkömmt. Allein wir waren so billig, die eigenthümlichen Verhältnisse einer kleinen Residenz zu berücksichtigen, wo fast die ganze Bevölkerung entweder zur Gesellschaft oder zur Dienerschaft des Hofes gehört, und wo daher gewiß der größere Theil des Publikums aus Hofgnade im Theater ist. Ein solches Theater ist in der That ein Privattheater des Hofes. Darum darf im weimarer Theater auch nicht gezischt, kein Schauspieler mit Applaus empfangen oder herausgerufen werden, dürfen die einheimischen Blätter keine Kritik über das Hoftheater bringen. Wir trösteten uns hierüber. Aber sieh da, mitten im Stücke fuhren plötzlich die Insassen des Balkons wie auf ein Kommandowort von ihren Sitzen auf, und blieben, den Rücken gegen die Bühne gekehrt, eine geraume Zeit stehen! — Was bedeutet das? lispelten wir mit scheuen Seitenblicken auf die grimmigen Herren Husaren einem Nachbar zu. — »Ihro kaiserliche Hoheit die Frau Großfürstin-Großherzogin ist aufgestanden, um

den Sitz zu wechseln, oder eine Erfrischung zu nehmen, oder jemanden zu empfangen, und so oft dies geschieht, erhebt sich der Balkon.« — Das ist stark! Wir konnten ein sarkastisches Lächeln nicht unterdrücken, auf die Gefahr hin, von den Husaren als Majestätsbeleidiger arretirt zu werden. Nachdem wir dies erfahren, wunderten wir uns nicht mehr darüber, daß die eine Hälfte des Balkons im Hoftheater zu Weimar ausschließlich für den Adel bestimmt ist, und daß schon mehrmal Fremde, die sich dahin verirrt, gefragt wurden, ob sie adelig wären.

Das sarkastisch entgegengesetzte Extrem zu dieser Etiquette, kommt im weimarer Hoftheater zur Erscheinung, wenn die Studenten von Jena herüberkommen. Zahlreich geschieht dies nur einigemal im Jahre, wenn die »Räuber,« »Wilhelm Tell,« »Götz von Berlichingen« u. dgl. Stücke gegeben werden. Dann ziehen gegen zweihundert Burschen zu Fuß und zu Roß nach Weimar, und die ganze Residenz geräth in bange Spannung. Die Polizei bekommt eigene Weisungen, eine Kompagnie Soldaten wird unter die Waffen gerufen, und in der Nähe des Theaters im Versteck aufgestellt. Die Musensöhne, die natürlich auf dem Wege in allen Dörfern gekneipt, kommen ziemlich begeistert an. Schon von weitem hört man ihre brausenden Gesänge, und in hellen Haufen ziehen sie jubilirend durch die bangen Straßen. Dann grüßen sie gewöhn-

lich Göthes und Schillers Haus, stürzen ins Theater und vertheilen sich auf alle Plätze. Dabei behalten sie ihre Mützen auf, ihre Riesenpfeifen im Munde, und die kühnsten pflanzen sich so unmittelbar neben der Hofloge auf. Es ist wahrhaft entsetzlich! Doch nicht genug an dem! Während man sonst in diesem Hoftheater kaum zu flüstern wagt, unterhalten sich die Studenten in laut derbem Burschenton. Kommt eine Lieblingsstelle, so deklamiren sie laut mit; spricht ein Schauspieler schlecht, so wird er laut corrigirt; das Räuberlied wird im brüllenden Chor mitgesungen u. dgl. In den Zwischenakten wird die Conversation erst recht lebhaft. Da ruft man sich laut bei den Burschen-Spitznamen. Da tönt es von der Gallerie herab: Stix, wo steckst du denn? Und im Parquet schreit Einer: Hier! was guts? — Wie amüsirst du dich? — Schlecht, ich habe keinen Tabak! — Und ein Tabaksbeutel fliegt von der Gallerie herab! Das Hervorrufen der Schauspieler ist, wie gesagt, verboten. Aber die Studenten kehren sich nicht daran. Einmal gastirte Kunst als Karl Moor. Er trat im Stück zu Pferd auf. Am Schlusse wurde er gerufen, und erschien zu Fuß. Da brüllte es: Zu Pferd! zu Pferd! Der Held deprecirte mit demüthig flehenden Blicken und der Vorhang fiel. Aber was scherten sich die souveränen Burschen um die Entrüstung des Intendanten! Sie tobten fürchterlich: Kunst heraus! zu Pferd! zu Pferd! Sie machten

Miene, über das Orchester weg die Bühne zu erstürmen. Man mußte nachgeben. Der Vorhang ging auf, Kunst erschien hoch zu Roß und dankte ritterlich. — Nach dem Theater wird ein Stündchen gezecht, dann auf dem Markte das **Gaudeamus** gesungen, und fort geht's mit tosendem Lärm durch die stille Nacht. Die Residenz athmet froh auf.

Wir folgen den Studenten nach Jena.

Der Weg dahin ist ziemlich einförmig, bis man hinter Kötschau die waldigen Höhen überblickt, zwischen denen sich der Weg nach Jena hinabzieht. Bald erblickt man am Horizont den abenteuerlichen Fuchsthurm, eins der Wahrzeichen Jenas, und auch ragt schon aus der dunstigen Saaltiefe der Stadtthurm auf, der in komisch bezeichnender Weise einer steinernen Bierflasche ähnelt. — Man wandelt auf der sogenannten Schnecke einer mehr kostspielig als zweckmäßig gebauten Kunststraße in den Thalbruch hinab und befindet sich plötzlich zwischen traurig kahlen Sandhügeln. Alles ist öd und todt umher, und man wird versucht, dies bildlich auf manche Zweige der Wissenschaft anzuwenden, die in Jena verblüht. Aber bald wird es besser, und der satyrische Anflug verschwindet. Reiche klare Quellen brechen aus dem Sandsteingeröll und beleben den Grund. Das Thal wird grün, malerische Höfe und Mühlen grüßen gastlich aus den Büschen; selbst die dürren Hügel gewinnen schon manchen grünen Natur=

schmuck und näher an Jena zu überraschen sie sogar höchst erfreulich durch ihr reiches Weinlaubgewand. Die Jenenser pflanzen mit emsigem Fleiße Wein, ohne übrigens das Trinken desselben sich selber und ihren Gästen sonderlich zuzumuthen.

Die einst so gefürchtete Demagogenstadt ist ein gar friedlicher und fröhlicher Ort, obwol der Fechtboden das besuchteste Collegium ist in allen Straßen Schläger sausen und Rapiere klirren, und auch in jedem Semester viel junges Blut angezapft wird. Wie entsetzlich klingt es, wenn man hört, daß hier in jeder Woche einige Duelle ausgefochten werden, und darunter höchst gefährliche mit Stoßwaffen! In Jena aber ist dies etwas so gewöhnliches geworden, daß man kaum davon spricht. Der Junge auf der Schule weiß was ihm auf der Universität bevorsteht, und doch ist sie das Ziel seiner stolzesten Sehnsucht; ja noch mehr, die Eltern, die Mütter kennen die blutige Ehrenpflicht des Studentenlebens, sie sehen ihre Lieblinge gewöhnlich schon nach dem ersten Semester mit einer zerfetzten Wange heimkehren, und lassen sie dennoch mit stolzer Freude nach der Universität ziehen. Darin scheint denn doch eine charakteristische Bedeutung des sonst so viel getadelten Studentenduells zu liegen. Es stellt sich als ein Überrest alter Waffenlust und Tapferkeit dar und trägt in unsrer feigen Gegenwart gewiß nicht wenig bei, ganze Geschlechter vor jener furchtsamen Weichlichkeit zu

bewahren, die vor jedem Blutstropfen schaudert und lieber Ohrfeigen und Fußtritte hündisch duldsam leidet, als das Leben für die Ehre einzusetzen. Doch ist für die gewöhnlich nur höchst geringfügig beleidigte Studentenehre der Stoßdegen jedenfalls eine zu ernsthafte und gefährliche Waffe, obwol das Stoßrapier wieder die schönste Übungswaffe ist. Gut ist's, daß die Burschen nun durch freien Beschluß daß Stoßduell abgeschafft, denn Verbote haben hier nichts gefruchtet. Die Jenenser Burschenschaft ist bis in die jüngste Zeit nur auf Stoß losgegangen, mit sogenannten Parisern, einer Waffe, mit der man bei einiger Hitze des Gefechtes den Gegner leicht durch und durch stoßen kann. Und merkwürdiger Weise sind besonders die Theologen für die Beibehaltung dieser mörderischen Waffe gewesen, aber freilich nicht aus Mordlust, sondern weil der Theologe beim Hiebduell Gesichtsschmarren (studentisch Schmieße genannt) riskirt, die ihn für seinen Friedensberuf untauglich machen, während die Wundenmale des Stoßes verborgen bleiben, aber freilich manchmal als »Lungenfuchser« so tief in der Brust verborgen, daß sie klägliches Siechthum und frühen Tod zur Folge haben! Erst vor Kurzem war dem Stoßduell ein blühendes Leben zum Opfer gefallen. Ein bereits ins Philisterthum eingetretener, in Bräutigamswonnen schwelgender alter Bursche kam zu Besuch nach Jena, kneipte mit der Burschenschaft und bekam Streit mit einem jungen

Brausekopf. Es wurde unter den gefährlichsten Bedingungen auf Pariser kontrahirt. Der alte Bursche nahm die Sache leicht, und versicherte, er würde dem Füchslein nicht sehr weh thun, sondern es nur ein wenig »spicken.« Aber die tolle Hitze des jungen Recken zwang ihn bald, sich seiner Haut zu wehren. Er rief die Secundanten zu Zeugen auf, daß er sich vertheidigen müsse, und versetzte dem Gegner einen Stoß, der glücklicherweise an einer Rippe abprallte. Der Getroffene wurde gefragt, ob er genug habe, oder weiter gehen wolle. »Weiter!« war die grimmige Antwort, und noch heftiger drang der Schmerzerbitterte auf den Gegner ein. Dieser rief abermals die Zeugen auf, fiel aus, und der Stoß saß wieder in der Brust des Gegners. Mit straff ausgebreiteten Armen stand dieser eine Secunde still und rief: »Verdammt! das brennt! Aber ich gehe weiter!« — Doch im selben Augenblicke stürzte er zu Boden und starb nach zwei Stunden. — Der unglückliche Sieger durfte nicht mehr in die Stadt zurück. Er entfloh glücklich nach Frankreich. Man denke sich in die Lage seiner Familie, seiner Braut! Später stellte er sich freiwillig dem Gerichte und sieht jetzt auf der Festung seiner wahrscheinlichen Begnadigung entgegen. Aber welch ein Gedächtniß bleibt ihm fürs ganze Leben! —

Vor einiger Zeit kam aus einer fernen Ostseestadt ein Greis nach Jena. Niemand kannte ihn; er aber

erkundigte sich nach einem alten Bürger, besuchte ihn, und ging mit ihm auf den Friedhof. Dort suchten sie emsig die Stelle, wo vor 50 oder 60 Jahren ein im Duell gebliebener Student begraben worden. Nachdem sie den Platz ausgemittelt hatten, entblößte der fremde Greis sein silberweißes Haupt, fiel auf die Knie, betete und weinte bitterlich. Es war der Unglückliche, der diesen Studenten erstochen. —

In Jena ist in der That fast jedes Haus merkwürdig. Wer zählt all die bedeutenden Männer, die hier als Lernende und als Lehrer geweilt? Keine deutsche, ja keine Stadt der Welt kommt in dieser Beziehung dem kleinen Jena gleich. Aus dieser deutschen Wissensquelle sind Ströme der neuen Geistesbewegung in alle Welt ausgegangen.

Ein ehrwürdiger Ort unsrer Geschichte ist vor allen der Burgkeller, der alte Versammlungsort der Burschenschaft, wo so hohe Träume geträumt worden sind, an denen sich bestätigte: Träume sind Schäume! Doch getrost!

Träumerische Philosophen
Nennt der Fremde uns mit Spott;
Ja, wir sind's mit stolzem Hoffen,
Unsre Träume sind von Gott!

Dort am äußersten Südwestende der Stadt steht auf einem Gartenhügel das Haus, wo Schiller gewohnt.

Der Garten senkt sich zum Rinnsaale eines Baches herab, der oft wild tobend vorbeibraust. Jetzt ist Schillers Haus eine Sternwarte! Das Gäßchen aber, welches zwischen Gartenmauern hinanführt, nennen die Jenenser das Xeniengäßchen.

Am Baumgang, der anmuthig um die Stadt führt, steht der Bärengasthof, wo einst Luther herbergte und einen ärgerlichen Streit mit Karlstadt hatte. Jetzt versammelt sich daselbst der Gustav-Adolf-Verein und es fehlt nicht an ähnlichen orthodoxen Zänkereien.

Vom reizend gelegenen Friedhof weg führt an der Weinhügellehne hin ein Buschpfad gegen Norden, welcher der Philosophengang genannt wird. Er ist sehr uneben und holperig, bietet aber Punkte, wo der Blick in reizende Fernen schweifen kann. Zuletzt aber verliert sich der Weg in wüsten Öden. Gewiß sehr bezeichnend für einen Philosophengang. Ob daher auch der wunderliche Name entstanden, ist uns unbekannt. Die heutigen Philosophen Jenas wandeln diesen beschwerlichen Pfad nicht gern. Sie schlendern lieber unten im weichen schattigen Wiesengrunde hin, und gelangen im Wirthshaus zu Löbstedt an ein erwünschtes praktisches Ziel.

Der philosophische Ruhm Jenas ist mit Fries bis auf weiteres begraben worden.

Wird wol hier wieder einmal eine philosophische Riesenf i ch t e zum Himmel aufstreben? Die philoso-

phische Fakultät scheint es nicht zu wünschen, und sorgt eifrig dafür, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen. Auch Fichte wurde nicht als Professor der Philosophie überhaupt, sondern für die Kant'sche Philosophie nach Jena gerufen. Er wuchs darüber hinaus, und da sollte er gefällt werden. Die vielen zwergigen Nicht-Ich konnten das kühne Riesen-Ich nicht ertragen. Und sie gaben vor, den lieben Herrgott retten zu müssen, während sie nur ihrer Eitelkeit fröhnten und ihre geistige Trägheit und Feigheit vertheidigten. Und sie machten Fichte flugs zum Atheisten, weil er ihre Götzen nicht anbeten wollte. Er sollte einen Verweis und den Regierungsbescheid bekommen, *daß man gewisse Dinge nicht auf dem Katheder gesagt wünsche*. Fichte vertheidigte sich als ein so stolzes Ich, daß ihm sogar Schiller schrieb: »Es ist gar keine Frage, daß Sie sich von der Beschuldigung des Atheismus vor jedem verständigen Menschen völlig gereinigt haben und auch dem unverständigen Unphilosophen wird vermuthlich der Mund gestopft sein. Nur wäre zu wünschen gewesen, daß der Eingang *ruhiger abgefaßt wäre*.« — Aber die Fichte kann nicht ruhig sein, wenn Stürme sie durchtoben und ihre Wurzel erschüttern. Fichte verließ Jena. Und der als Atheist verfolgte Philosoph schrieb bald darauf eine »Anweisung zum seligen Leben,« worin er folgenden aus seinem gottbegeisterten

Ich geschöpften Religionsbegriff ausspricht, neben welchem alle Pfaffenreligion als Gotteslästerung erscheint.

»Erhebe dich nur« — sagt der Gottesweise — »in den Standpunkt der Religion, und alle Hüllen schwinden; die Welt vergeht dir mit ihrem todten Princip, und die Gottheit selbst tritt wieder in dich ein, in ihrer ersten ursprünglichen Form, als Leben, als dein eigenes Leben, das du leben sollst und leben wirst. Und die aus dem leeren Schattenbegriff von Gott unbeantwortliche Frage: was ist Gott? wird hier so beantwortet: er ist dasjenige, was der ihm Ergebene und von ihm Begeisterte thut. Willst du Gott schauen, wie er in sich selber ist, von Angesicht zu Angesicht? Suche ihn nicht jenseits der Wolken; du kannst ihn allenthalben finden, wo du bist! Schaue an das Leben seiner Ergebenen, und du schaust ihn an, ergib dich selber ihm, und du findest ihn in deiner Brust. Der wahrhaft Religiöse lebt nur im Thun, rein als Thun, wie ihn denn in der That der Erfolg oder Nichterfolg durchaus nicht kümmert, sondern er will es darum, weil es der Wille Gottes in ihm und sein eigener eigentlicher Antheil am Sein ist. Der Mensch kann sich keinen Gott erzeugen, aber sich selbst kann er vernichten und sodann versinket er in Gott.« —

Die Gegend um Jena ist eben so lieblich im grünen Saalgrunde wie ernst großartig auf den abenteuer-

lich gestalteten Höhen. Freundlich gelegene Dörfer bieten dem Lustwaller gastliche Zielpunkte. Drei sind besonders volksbeliebt und im Studentenleben hoch berühmt: Lichtenhain, Ziegenhain und Wöllnitz. In allen dreien sprudeln frische Bergquellen, die zu einem ganz eigenthümlichen Weißbier verbraut werden, welches man aus hölzernen Kannen, Stübchen genannt, trinkt, um nicht durch den Anblick den Geschmack zu verderben. Jeder Bauer ist brauberechtigt, und fast jedes Haus eine Kneipe. Lichtenhain steht obenan, und ist auch der Hauptort des studentikosen Bierherzogs. Aber auch in den zwei andern Dörfern werden Bierstaaten gehalten, der große Kannen- und der Häringsorden vertheilt und mancherlei andere höchst ergötzliche Persiflagen auf den Staats- und Kirchenzopf verübt. Ziegenhain war einst berühmt durch die bekannten Ziegenhainer Stöcke, die neben dem freien Wort für verbotene Waffen erklärt worden. Die Sandhügelöden hinter Wöllnitz sind der gewöhnliche Schauplatz der »Paukereien.«

In Betreff des obengenannten Studentenordens wurde uns ein derber Burschenwitz erzählt. Franz Liszt, der Klavierheld des Jahrhunderts, hatte in Weimar eben den Falkenorden erhalten. Er war auf Besuch in Jena und speiste beim Regierungscurator der Universität. Da erschien während des Diners eine Studentendeputation und überreichte dem Ritter hoher Orden auch den Kannenorden ! —

Von Wöllnitz machten wir in der zu waldigen Höhen aufsteigenden Hügelschlucht einen Gang zum sogenannten Fürstenbrunnen. Es ist dies eine reiche Bergquelle, aus welcher, wie eine klassische Steininschrift sagt, der standhafte Churfürst getrunken haben soll, als er aus der Gefangenschaft des Kaisers zurückkam, der den Titel römischer Kaiser wörtlich genommen, und lieber römisch als deutsch gewesen. Wie gut wäre es, wenn diese Quelle ein Born der Standhaftigkeit geworden wäre! Dann sollten alle Deutschen hierher pilgern, und mit vollen Zügen Standhaftigkeit schlürfen gegen jede, die deutsche Entwicklung hemmende fremde Herrschaft; besonders heilsam wäre solch ein Stärkungstrank für die kleinen deutschen Fürsten und deren Minister. —

Geht man von Jena über die hochgespannte steinerne Saalbrücke und dann am Ufer links ab, so kommt man auf einem kurzen Wiesendamm in das Dorf Wenigenjena. Es hat eine alte Kirche. In ihr wurde Schiller getraut. Wir pflückten uns jeder eine aus dem alten Gemäuer hervorsproßende Blume. —

Eine ernste Pflicht jedes Deutschen, der nach Jena kommt, ist der Besuch des Schlachtfeldes. Es ist auf der Hochfläche des Landgrafenberges. Ziemlich steile Pfade führen hinan. Zuerst erquicken noch Obst- und Weingärten; höher hinauf aber wird es immer wüster und öder. Und wüst und öd liegt auch die weite Steinfläche

vor uns, auf der Preußens jugendliche, aber früh gealterte Größe zertrümmert worden. Das ganze Feld gleicht einem schauerlichen Todesacker. Unzählige Steinhaufen sind aufgethürmt wie Hünengräber nur daß eben keine Hünen darunter ruhen. War dieses Feld schon früher so melancholisch, oder wurde es dies erst, nachdem es die deutsche Schmach gesehen? Hat der Fluch es getroffen, mit dem hier Tausende starben, die gern brav gewesen wären, wenn das Regiment es zugelassen hätte?

Doch nein, das Schlachtfeld bei Jena sei dem Deutschen kein Trauerfeld, denn wer ist hier geschlagen worden? Niemand anderer als

Der deutsche Zopf.

Und um Mitternacht poltert es in dem größten Steinhaufen, die Steine rollen auseinander, und hervor steigt gravitätisch ein gewaltiger Zopf. Er hat menschliche Gestalt und kriegerischen Schmuck, ist aber Zopf vom Scheitel bis zur Zehe. Und ein glänzendes Zopfgefolge umgibt ihn. Noch einmal mustert ihn prüfend sein Leibzopfkünstler; dann geht er an das große Werk der Zopfparade. Ein wohl dressirtes Pferd wird vorgeführt, kunstmäßigen Anstands voll schwingt der Zopf sich hinauf. Wieder ein prüfender Blick des

Zopfkünstlers; — der Zopf sitzt richtig. Und er zieht den Degen Friedrichs des Großen, und weiß ihn zierlich zu schwingen, und schulgerecht sprengt er über das Steinfeld hin, das Zopfgefolge in gemessener Entfernung hinten drein. Und unter dem Hufschlag werden die Steine lebendig, recken sich, strecken sich, werden zu lauter Zöpfen der mannigfachsten Arten und Grade. Elegante Junkerzöpfchen ordnen die Schwärme in Reih und Glied. Alles, was recht feiner und regelrechter Zopf und nichts als Zopf ist, kommt vorn zu stehen; widerspänstig nachläßige Zöpfe, mancher darunter mehr Mensch als Zopf, kommen zur Bagage. Und eine Riesenarbeit ist es, die Zöpfe in Ordnung zu bringen. Sie wenden und schwenken, drängen und drehen sich in wirrem Tanze schweißdampfend auf und nieder, hin und her. Endlich rinnt der Puder in dicken Tropfen nieder und dadurch bleiben sie endlich in fester Stellung kleben. Herrlich steht nun das Zopfheer da, als wär' es ein einziger Riesenzopf. Doch das Werk ist noch nicht vollbracht. Wie rasend fliegt nun der Zopffeldherr an der Front auf und nieder, daß dichte Puderwolken hinter ihm aufwirbeln. Den Degen Friedrichs des Großen braucht er als Maßstab, die Zöpfe zu messen, auf daß kein Härchen weiter vorstehe als das andere. Noch ist nicht Alles, wie es parademäßig sein soll, da kräht ein Hahn, und Schrecken durchschüttelt die Zöpfe; die steife Ordnung ist dahin! Jetzt blitzt es, und die Zöpfe

fangen Feuer. Jetzt wird der Wald im Rücken der Zöpfe lebendig *), und die Zöpfe werden scheu, verwirren, zerraufen, zerstreuen sich. Der Hahn kräht ein lachendes Kikeriki — die Zöpfe sind verschwunden. Und tiefe Trauer senkt sich auf das deutsche Schlachtfeld nieder, daß selbst die Steine blutige Thränen weinten. Aber im fernen Osten ging die Sonne auf, küßte die Thränen weg und strahlte Funken in die Steine.

Auf dem Schlachtfelde bei Jena ist der deutsche Zopf begraben. Wenn er nur nicht wieder auferstünde!

Wir nahmen uns einen Stein vom Schlachtfelde mit. Auf diesem Felde hat Preußen den Stein der Weisen gefunden. Wenn er nur nicht wieder verloren ginge!

Von Jena wanderten wir über das lieblich im Forst versteckte Vollradisroda, dann über Magdala wieder ans Ilmufer. Das traute Flüßchen lud uns aufwärts in immer anmuthigere Gefilde, bis wir in Buchfarth in lieblichster Thaleinsamkeit weilten und eine schmackhafte Forelle verschmausten, die so gastfreundlich gewesen, sich eben für uns fangen zu lassen.

*) Auf versteckten Waldwegen des Rauhthales, welches man unbesetzt gelassen, umgingen die Franzosen die Stellung der Preußen.

In einer schroffen Felswand an der Ilm befindet sich das sogenannte Grafenschloß, tief ins Gestein gehauene Gemächer und Säle, zu denen man nur auf Leitern hinankommen kann. Ein Graf von Berka soll darin heimlicher Liebe gepflogen haben. Eine andere Sage gefiel uns besser. Einst soll in dem Fels ein reicher Berggeist gehaust haben, der sich nach bekanntem irdischem Gelüst solcher Geister in ein schönes Mädchen verliebte, welches auf dem Rücken des Berges Schafe weidete. Wenn das Mädchen nun in träumerischer Liebesahnung oben saß und den Boden betrachtete, als wollte sie die Gräser wachsen sehen, da erschloß der verliebte Berggeist ihrem Auge alle Pracht seines unterirdischen Reiches und zeigte sich selber in seiner niedlich winzigen Gestalt und winkte so zärtlich und liebevoll, daß dem Mädchen ganz wunderlich sehnsüchtig zu Muthe ward. Sie versank über diese Erscheinung in tiefe Schwärmerei und wollte nun Tag und Nacht oben die Schafe hüten. Wer weiß, was daraus entstanden wäre, wenn nicht der Winter die Schaftrift überschneit hätte. Der Winter aber brachte unten im Dorfe manch lustigen Tanz, dem die schwärmerische Schäferin doch auch nicht widerstehen konnte. Da machte sich nun ein schmucker Bursche gar zärtlich an sie, und obwol sie noch viel an den kleinen Berggeist dachte, fand sie den lebendigen Jungen doch hübscher als den gespenstigen Zwerg. Und sie ergab sich der zärtlichen Werbung des Burschen. Als

sie nun im Frühling zum ersten Mal wieder die Schafe auf die Felswand hinauftrieb, da war ihr etwas bange und sie bat deshalb den Liebsten, er möchte sie oben besuchen. Drum blickte sie diesmal auch nicht so tiefsinnig schwärmerisch in den Boden hinein, sondern lieber in die grüne Ferne, aus welcher ihr Getreuer kommen sollte. Und er kam alsbald liebevoll heran und sie kosten da oben in unbelauschter Einsamkeit, von Frühlingsdüften umsäuselt, gar traulich, während die friedlichen Lämmlein wohlgemuth grasten. Da krachte es plötzlich im Schooße des Berges ganz fürchterlich. Die Schäflein sprengten scheu auseinander, auf den Lippen der zitternden Liebenden erstarb ein unvollendeter Kuß. Was ist das? frug der Bursche. Ich weiß es nicht! flüsterte die Schäferin. Sie wußte es wol, aber sie hatte von der Mutter oft gehört, daß die Männer nicht alles zu wissen brauchten. Die Eifersucht des Berggeistes hatte da unten so fürchterlich gekracht. Aber es war ein gar edler Geist. Er rächte sich nicht anders, als daß er den Berg verließ. Alle Pracht dieses seines Wohnsitzes hatte er vernichtet und nichts zurückgelassen als die öden leeren Höhlen im Gestein.

Von Buchfarth gingen wir in den Windungen des Flußthals nach Berka, wo die Weimaraner verhältnißmäßig wohlfeil ihre klein-großstädtische Badesaison machen. Dann gelangten wir durch ein reizendes »Gutenthal« auf die prosaische Heerstraße nach Erfurt hinaus,

und sahen bald den stolzen katholischen Dom gar triumphirlich über die größtentheils protestantische Stadt und Gegend aufragen.

Erfurt, die altberühmte Hauptstadt Thüringens, hat eine ziemlich blasse Gegenwart. Die gute deutsche Stadt hatte, wie mancher gute Deutsche, ihr »tolles Jahr« und sitzt jetzt dafür in der Festung!

Wir stiegen zum Dom hinauf und machten nach dessen flüchtiger Besichtigung dem Küster die Freude, ihn zu fragen, wo wir zum Lutherkloster kämen. Doch der Mann ärgerte sich nicht im geringsten über unsre Frage, sondern gab uns freundlich Bescheid, rieth aber zugleich, wir möchten uns lieber einen Führer nehmen. Wir frugen also am Domplatz unten einen Mann, ob er uns zur Lutherszelle führen wollte. Lutherszelle? frug der Gefragte. Davon weiß ich nichts! Wir wollten unsre Frage mit dem Bemerken entschuldigen, daß er wol ein Katholik wäre. Nein, ich bin lutherisch, sagte der Mann, aber von der Lutherszelle habe ich in meinem Leben nichts gehört. Wir gingen weiter und waren so glücklich einen Mann zu treffen, der wenigstens so viel wußte, daß die Lutherszelle wol im evangelischen Augustinerkloster sein würde. Dahin geleitete er uns denn auch freundlich. Wir kamen auf einen Bauplatz, wo man eifrig mit Wegräumung alten Gemäuers beschäftigt war. Ist hier Luthers Zelle? frugen wir ängstlich. Wenn sie da gewesen, so ist sie jetzt nicht mehr da!

antwortete uns ein Maurer. Nach allem, was wir bisher über das Andenken Luthers in Erfurt gehört hatten, glaubten wir nicht zweifeln zu dürfen, daß man Erfurts größte Merkwürdigkeit zerstört habe, und wir ließen unsern Zorn darüber in Worten aus, die mitten in einer preußischen Festung jedenfalls höchst unvorsichtig waren. Doch hatten sie den günstigen Erfolg, im Hofe nebenan gehört zu werden. Von dort rief uns nun eine Frau zu, wir möchten hinüberkommen, denn dort im Waisenhause sei die Zelle Luthers. Nun, diese brave Frau wußte doch etwas bestimmtes; vielleicht jedoch auch nur deshalb, weil sie durch Öffnung der Lutherszelle manch schönes Stück Geld verdient. Die sämmtlichen Maurer aber, die sämmtlich Protestanten waren, wußten nicht, daß der merkwürdige Ort gleich im Gebäude nebenan sei! Wir wußten uns dies alles durchaus nicht mit der so gerühmten Volksbildung in Preußen zu vereinbaren.

Die Frau führte uns dienstfreundlich und gesprächig in das Heiligthum. Wir hätten ihr ihre Erzählungen gern erlassen, denn sie bezogen sich weit weniger auf Luther, als auf allerlei, was hohe und höchste Personen und besonders reiche Engländer an diesem Ort gesagt und gethan. Letzteres bestand hauptsächlich darin, daß sich die raritätensüchtigen Britten gern Späne aus dem Getäfel der Zelle schnitten.

Tief bewegt traten wir in das enge Stübchen, wo

Luther als Mönch gelebt und gelitten. Die Zelle soll noch ganz unverändert sein. Ein Lehnstuhl, ein Betschemmel, ein Schreibzeug sind noch von Luther selbst gebrauchte Stücke. Eine Bibel liegt da mit Randschriften von seiner Hand.

In diesem engen Raum entwickelte sich der Riesengeist! Hier quälte sich Bruder Martin in mönchischer Höllenfurcht, hier marterte ihn die verzweifelnde Furcht, daß er vor dem ewigen Richter nicht gerecht erscheinen könnte. Sein Körper entzog sich hier Speise und Schlaf, während der Geist in krankhafter Begierde nach Beruhigung strebte und nach Erkenntniß dessen, was kein Sterblicher erkennen kann. Welch ein gewaltiger Übergang vom demüthigsten ängstlichsten Knecht des römischen Pfaffenthums zum kühnsten und sieghaftesten Bekämpfer desselben! Wer beschreibt den Seelenkampf, den Luther durchgemacht haben mußte, bevor er in den großen Weltkampf hinaustrat? Er selber deutet auf jenen Seelenkampf hin mit den aufrichtigen Worten: »Was und auf welche Weise mein Herz gelitten und ausgestanden, und in welcher Demuth, ich möchte schier sagen, in welcher Verzweiflung ich da schwebte, ach, davon wissen die sichern Geister wenig, die hernach des Pabstes Majestät mit großem Stolz und Vermessenheit angriffen.«

Auch Johannes und Christus sind in die Wüste gegangen, wo sie ihren Leib bändigten und mit ihrem

Geiste rangen, bevor sie ihr Lehramt antraten. Für Luther ist die Klosterzelle die Wüste gewesen.

Welch ein Unterschied zwischen dem Bruder Martin in der Klosterzelle zu Erfurt und dem Ritter Georg im Thurmstübchen der Wartburg! Ja, ein Ritter war Bruder Martin geworden, zu Worms vor Kaiser und Reich hatte er sich die Ritterwürde erstritten. Und wie dort der tapfere Feldhauptmann zu ihm sagte: »Mönchlein, Mönchlein, du gehst einen so schweren Gang, wie keiner von uns je einen gegangen;« so hat auch gewiß kein Ritter jemals kühneren Muth im Herzen getragen als dieser zum Ritter und Retter der Menschheit geborne Mönch.

Auf der Wartburg stärkte Luther Leib und Seele im ritterlichen Waidwerk und übte dann die spielend gestärkte Kraft in ernsthafter Jagd auf die Wölfe im Schafspelz, auf die kriechenden Schlangen, auf die brüllenden Löwen. Da war er in der That der rechte Ritter Georg, der den Drachen tödtete. Die Feder war sein Schwert und seine Lanze und der freie Gedanke sein geflügeltes Schlachtroß. Da erstarkte er im geistigen Kampfe so sehr, daß er schon nach 10 Monaten aus dem unfreiwilligen Versteck der Wartburg in freiem Entschluß hervorbrach in die Welt und sie mit Donnerworten erfüllte, daß er seinem Kurfürsten schrieb, »wenn Se. Kurfürstlichen Gnaden meinten, Sie müßten den **Dr.** Luther schützen, so irrten Sie; der **Dr.** Luther

würde vielmehr Se. Kurfürstlichen Gnaden und alle schützen mit der Kraft des reinen Gotteswortes.«

Aber der Teufel nahte sich auf der Wartburg dem Gottesstreiter und wollte ihn quälen und ängstigen. Doch er fand nicht mehr den scheuen Bruder Martin, der sich zu Erfurt im Chor zur Erde geworfen und laut zum Himmel aufgeschrien hatte um Barmherzigkeit bei den Anfechtungen des Teufels. Der tapfere Ritter Georg nahm es auch mit dem Teufel auf; er jagte den Teufel mit dem Tintenfaß zum Teufel.

Wie prächtig symbolisch ist diese That Luthers, über die moderne Aufgeklärte so viel spötteln, als wäre es noch irgend nothwendig, durch solchen Spott zu beweisen, daß man nicht mehr an jenen Teufel glaube, den Luthers erregte Phantasie gesehen. Aber Teufel gibt es, und wenn sie auch anders aussehen, als Luthers Teufel, so sind sie ihm doch in ihrem Wesen und Wirken völlig gleich. Sie wollen die freie Wahrheit unterdrücken und deshalb hat jeder Streiter derselben von den Heimsuchungen und Anfechtungen solcher Teufel zu leiden. Seit Luther aber werden die Teufel nicht mehr anders ausgetrieben als mit Tinte.

Der Erbgroßherzog von Weimar läßt die Wartburg erneuern. Darauf bezieht sich das Lied eines wandernden Wiener Poeten *), mit welchem wir diese Fahrt schließen wollen.

---

*) Hermann Rollet: „Wanderbuch eines Wiener Poeten.“

»Der Sänger stieg den Berg hinan
Und hob ein Lied zu singen an,
Das ließ er laut erschallen;
Er sang von Junker Georgs Gang,
Vom Licht, das kühn die Nacht bezwang,
Hinauf zu der Wartburg Hallen.

Er sang von Frühlingsseligkeit,
Vom Morgen einer neuen Zeit
Und sang mit freudigem Schauern:
Es naht ein neues Wartburgfest —
Ein Fürstensohn erneuen läßt
Der Wartburg heilige Mauern.

Er sang: O wird auch Gottes Geist,
Der oft um diese Burg gekreist,
Im neuen Bau erstehen?
Wird mit der neuen Fahnen Pracht
Der Freiheit Banner von der Wacht
Des hohen Thurmes wehen?

Wird in dem festgeschmückten Saal
Der besten Sänger Liederstrahl
Sich wieder hell entzünden?
Wird aus der engen Stube Raum
Mit frischem Grün ein neuer Baum
Den Frühling uns verkünden?

Und wird zum Fest des Volkes Mark
In dir sich schaaren, frei und stark,
Du auferstehende Veste? —
O Fürstensohn, der du den Bau
Neu auferhebst ins Himmelsblau —
Gelobe Gott das Beste!«

Koburg, Bamberg, Nürnberg, Regensburg, Passau.



Nachdem wir von der Wartburg aus den herrlichen Thüringerwald kreuz und quer durchzogen, viele triumphirende Höhen erstiegen, viele heimliche Thäler durchlauscht, in manchem armen Städtchen mit gemüthreichen Menschen geplaudert und gezecht, die prachtvolle Ruine Paulinzelle und in romantischer Thalschlucht den einsamen Kaiserhorst, des wackern Günthers Schwarzburg besucht hatten, kamen wir in der Nähe von Saalfeld ins liebliche Flußthal und auf die nach Süddeutschland führende Heerstraße.

Bei Saalfeld sahen wir das einfache Denkmal des Prinzen Louis von Preußen, der hier kurz vor der Schicksalsschlacht bei Jena in einem unglücklichen Treffen gegen die Franzosen geblieben. Lange leistete er dem übermächtigen Feinde tapfern Widerstand, endlich zur Flucht gezwungen, wollte er über einen Zaun setzen. Da blieb sein Pferd hängen. Ein Verfolger hieb ihn über den Kopf und forderte ihn auf, sich zu ergeben.

Des Prinzen Antwort war ein Säbelhieb. Da erhielt er einen Stich in die Brust, ritt noch eine kleine Strecke, sank vom Pferde und starb. Die Franzosen wütheten noch gegen die Leiche. Sie hatte dreizehn Hieb- und Stichwunden und war nackt geplündert. Prinz Louis hatte seinen Tod vorausgeahnt und gewünscht, weil er den Fall des Vaterlandes voraussah. »Ich überlebe die Schande meines Landes nicht, ich sterbe!« sagte er, bevor er dem Feind entgegen zog. Er war damals erst 34 Jahre alt; er hätte also die Erhebung, den abermaligen Verfall und die Anfänge der neuen Erhebung seines Landes erleben können. Allein er starb, und mancher deutsche Prinz mochte ihn um diesen Tod beneidet haben und beneiden. Es ist wahrlich kein Glück, ein deutscher Prinz zu sein, zumal wenn die Natur den Mißgriff thut und einem solchen Menschen höhere Anlagen, schwungvollen Geist verleiht. Und dies war bei dem Prinzen Louis der Fall. Er war ein humoristischer, genial freisinniger Mensch, ja er hatte sogar demagogische Anlagen. Das Prinzenthum war ihm in der Seele zuwider. »Ich muß jetzt wieder ein wenig den Prinzen spielen, die Leute wollen es einmal,« sagte er einst. Dieser Königssohn spielte einmal in einem Concert zum Besten eines verarmten Virtuosen! Bei der Belagerung von Mainz trug er einen verwundeten Bauer auf seinen Schultern auf sein eigenes Bett und ließ ihn verpflegen. In einem Scharmützel am 14. Juli 1773 fiel ein öster-

reichischer Plänkler und bat seine fliehenden Kameraden, ihn doch mitzunehmen. Keiner wagte es, weil der Feind schon ganz nahe war. Prinz Louis setzte einen hohen Preis für die Rettung des Unglücklichen aus, und da auch dies nicht wirkte, eilte der Prinz selber den feindlichen Kugeln entgegen und trug den Verwundeten in Sicherheit. Einst fiel aus einem versprengten Trupp ein Schuß und traf den Prinzen in den Fuß. Der Schmerz preßte ihm den Zornruf aus: »Das sollst du büßen!« Seine Leute bemächtigten sich des Schützen und wollten ihn niederhauen. Der Prinz aber verhinderte es und scherzte: »Sorgt nur, daß er mich nicht auch ins zweite Bein schieße!« Den kopf- und herzlosen Servilismus der deutschen Politik, welcher Napoleon vorzüglich seine Erfolge in Deutschland verdankte, bezeichnete Prinz Louis treffend mit den Worten: »Wenn Napoleon nach einem Gericht von Prinzenohren gelüsten sollte, so wären meine Ohren nicht sicher, er bekäme sie gewiß.« Zu seiner Mutter aber sprach er das fürchterlich revolutionäre Wort: »Liebe Mutter, es wird nicht immer getrommelt und gepfiffen werden, wenn Sie ausfahren.«

Wir weihten dem braven Prinzen einige Augenblicke innig hochachtender Erinnerung und zogen fort nach Süden, wohin der freie Vogel fliegt, wenn er den Sommer sucht. Er findet ihn. Aber findet auch der Deutsche im Süden seines Vaterlandes den Sommer?

Ja wohl, er findet ihn in der Schönheit der Natur, aber nicht im Leben des Volkes. Da findet er wol auch einen Sommer, aber einen fürchterlich todten und tödtlichen Sommer der Wüste, einen Sommer im matten Schlafe des Geistes, in der schweren Gewitterschwüle einer gedrückten und drückenden Stimmung, in der hirnentzündenden Glut des Fanatismus. Da versiegen die Quellen, da verwelken die Blüthen, da verdorren die Früchte des Geistes. O Genius Deutschlands, befruchte die Wüstenglut des Südens durch einen himmlischen Gedankenregen, gib Labung dem lechzenden Geiste, laß Blitze die erstickende Atmosphäre läutern!

Auf der höchsten Grenzhöhe zwischen Norden und Süden machten wir Halt unter einer alten Eiche. Sie war recht bemoost und knorrig, hundertästig, recht zerzaust von Stürmen aus allen Himmelsgegenden — recht ein Bild des deutschen Volkes. Da lagerten wir und unsere Blicke schweiften rings hin über die unzähligen waldigen Gipfel, hinter welchen sich die weiten herrlichen Gebiete des großen Vaterlandes in blaue Fernen verloren. Hier ist die Wasserscheide zwischen Nord- und Süddeutschland. O wäre es nur die Wasserscheide! wäre es nun und nimmermehr die Blut-, die Herzscheide des deutschen Volkes! — Wir versanken in schmerzliche Erinnerungen, in sorgenschwere Ahnungen. Da stimmte Einer folgende Strophen aus dem Liede eines deutschen

Sängers an, dessen Lebensquell im Wüstensommer des Südens verronnen *).

Seht, es glänzt im Sonnenschein
Dort die Donau, dort der Rhein,
Brüder seid willkommen!
Von der Alpe bis zum Belt,
Übers Meer zur neuen Welt
Ruft euch zu Willkommen!

Blätter sind wir Eines Baums,
Träumer Eines schönen Traums,
Brüder, seid willkommen!
Wellen sind wir eines Stroms,
Steine eines heiligen Doms,
Brüder seid willkommen!

Stärkend drangen diese edlen Dichterworte in unsre beklommene Seele. Jubelnd wiederholten wir das Bruderlied, und in der alten Eiche rauschte es, einige Blätter fielen herab, wir schmückten uns damit und wanderten wolgemuth weiter.

Durch liebliche Gegenden, durch ehrwürdige Werkstätten deutschen Fleißes, gestärkt durch manchen Labetrunk und biederben Händedruck gelangten wir nach Koburg.

---

*) Albert Knoll: Gedichte eines Österreichers.

Wir fanden die ganze Bevölkerung in einem englischen Rausche taumelnd. Victoria! jubelte alles ruhmestrunken, denn die englische Victoria war da gewesen! Ja, sie war da gewesen. Sie hatte dieser deutschen Stadt und Landschaft ihr allerhöchstes Wohlgefallen zu erkennen gegeben; sie hatte die Stammverwandtschaft der Deutschen und Engländer in der kindlschen Gaffseligkeit erkannt, mit der ihre allerhöchste niedliche Person und alles an und auf ihr bewundert worden. Jeder hatte sie wenigstens von weitem, viele sogar ganz nahe, (über die Distanzen zankte man sich leidenschaftlich) einige hatten sie sogar essen gesehen; (und sie führte wirklich wie jedes andere Menschenkind die Gabel vom Teller zum geöffneten Munde) einige Auserlesene hatten sie selbst sprechen — deutsch sprechen gehört — und das ganze Herzogthum schimmerte und flimmerte königlich großbrittannisch! — Der Leser oder gar die liebe Leserin glaube ja nicht, daß wir uns hierüber geärgert. Mein Gott, solche loyale Gefühle sind ja ganz neugermanisch natürlich, und wir haben es ja schon in Aign sattsam bewiesen, daß wir unsern studentikosen Teutonismus im Examen ausgeschwitzt und uns zu modernen Germanen oder Germanisten civilisirt. Demgemäß ärgerten wir uns vielmehr darüber, daß wir zu spät gekommen, um an der Englisirung der Koburger theilzunehmen, was wir freilich, zu unserer Schande sei es gesagt, leicht gekonnt hätten, wenn wir

wie so viele unsrer lieben Landsleute in den schönen Thüringerwald gekommen wären, blos um die Königin von England zu sehen.

Da wir nun aber dieses Glück einmal versäumt hatten, so entschädigten wir uns mit der wunderlieblichen Gegend und — es muß reumüthig gestanden werden — mit dem ersten echt baierischen Bier. Um aber doch auch eine hohe Person zu sehen, welche die Königin Victoria nicht gesehen hatte, gingen wir hinaus nach Neuseß, dem Sorgenfrei Friedrich Rückerts. Ihn nach neugierig zudringlicher Unsitte mit einem Besuche zu belästigen, unterließen wir, obwol wir gewiß herzlich empfangen worden wären. Um aber Friedrich Rückert zu sehen, thaten wir, was Tausende von Deutschen der fremden Königin zu Liebe gethan, wir warteten stundenlang im Wiesengrunde, wo der Blumensänger des Liebesfrühlings gern lustwandelt. Und endlich kam er, wir grüßten ihn in schweigender Ehrfurcht, und der Anblick seiner hohen Gestalt mit den langen grauen Locken that unserm Herzen wol.

Hierauf gingen wir nicht mehr nach Koburg zurück, sondern stimmten Rückerts herrliches Lied: »Dem Wandersmann gehört die Welt in allen ihren Weiten!« an und eilten sehnsüchtig durch die sanftabschwellende Hügellandschaft dem Mainthal zu.

Das Abenddunkel überraschte uns, bevor wir die Lebensader des lebensvollen Frankenlandes erblickt. Wir

kehrten im Kloster Banz ein, welches jetzt ein herzoglich baierisches Prachtschloß ist. Vor einiger Zeit ging das Gerücht, es würden wieder Mönche hier einziehen, Benediktiner, welche solche Paläste lieben und für die schmackhaften und einträglichen Segnungen eines so gesegneten Landes gern ihren wohlfeilen Segen spenden. Ob das neue Licht in Baiern solche Fledermäuse abhalten wird? Es flackert freilich noch sehr unsicher dieses Licht und ist dem Erlöschen näher als dem hell leuchtenden Aufflammen.

In der annoch sehr klösterlich aussehenden Schenke labte uns kräftige Frankenkost, zellenartige Schlafgemächer nahmen uns auf, und wir gingen mit dem Vorsatz zur Ruhe, das schöne Frankenland im ersten Frührothglanze zu grüßen. Aber wir verschliefen den Sonnenaufgang! War das die erste Wirkung des bairischen Bieres?

Von der Terrasse des Schlosses überblickten wir das gesegnete Mainthal, einen der schönsten Gaue des Vaterlandes. Dieses Mainland wird von den ultramontanen Deutschen gewöhnlich als Beweis der Glückseligkeit angeführt, deren man unter der milden Herrschaft des Krummstabes theilhaftig würde. Diese Glückseligkeit muß aber doch nicht so außerordentlich sein, weil sich sonst die Bauern gerade dieses Landstriches gewiß nicht zu einem so grimmigen Kampfe gegen die Krummstäbler erhoben hätten. Beim Anblick dieses, wie so manchen andern pfäffischen Landes wird man vielmehr zu

dem Urtheil veranlaßt, die Natur habe dafür so viel gethan, daß es unmöglich ganz ausgesogen, ganz zu Grunde gerichtet werden kann, daß es aber ein wahres Erdenparadies sein würde, wenn es nicht an die himmlischen Paradieszöllner verpachtet wäre. Und wie sieht es erst mit dem geistigen Segen aus, den die geistliche Benediktion spendet? Sie treibt den Geist des Menschen aus, als ob es ein teuflischer Geist wäre. Daher hat das gesegnete Frankenland in der geistigen Geschichte Deutschlands keine Stelle. Wird es immer so bleiben? Nein gewiß nicht! Es ist nicht möglich, daß mitten in dieser kraftgesegneten Natur die geistige Kraft des Menschen niemals erwachen sollte. Die Franken werden sich noch der Bedeutung ihres Namens erinnern; die Franken werden noch die Freien werden. Ihre Vorfahren in grauer Vorzeit sind die Vorläufer der jetzigen Bewegung des freien Geistes gewesen. Ein alter Reim auf die Freude des Frankenlandes, die vier nach allen Himmelsgegenden strömenden Flüsse, lautet:

»Vier Littern eine Sylb, ein kleines Wörtchen bringen,
So doch vier Flüsse sind, **Mens**, rathe, sie entspringen
Auf unserm Fichtelberg: Main, Eger, Nab und Saal,
Die zeigen an der Stirn Wort, Sylb und Litternzahl.«

Mens aber heißt **Verstand**! Er wird noch über das Frankenland leuchten und es geistig befruchten und zum blühenden Fruchtgarten machen, wie die segnende

Sonne es zum unerschöpflich reichen Garten Deutschlands gemacht hat. Und gehört nicht Jean Paul dem Frankenlande an! Wenn es die Gedankenhöhe dieses seines größten Sohnes erreicht, dann leuchtet es dem ganzen Vaterlande voran.

Die Höhen des Fichtelgebirges lockten uns einladend. Gerne hätten wir eine Jean Paul-Fahrt unternommen nach Wunsiedl, Schwarzenbach, Baireuth, und nach der kleinen Schenke am Wege nach der Eremitage, wo der große Ehrenretter des Bieres beim schaumüberströmenden Kruge göttliche Stunden poetischer Begeisterung verlebte; — aber unser Reiseplan wies uns nach Süden.

In Gesellschaft fröhlicher Fränkinnen stiegen wir den buschigten Schloßberg hinab. Es war heute ein »großer Feiertag« der römischen Deutschen, und wir hatten in der Kirche zu Banz eine Probe von katholischer Volksaufklärung gehört, die ganz geeignet war, uns die lieblich strahlende Sonne schwarz scheinen zu lassen. Aber die kräftig schönen fränkischen Bauernmädchen schäckerten so frank und frei mit uns, und die großmächtigen Blumensträuße, die sie der Gottesmutter zu Ehren in die Kirche gebracht, schmückten sie so lieblich, und sie theilten uns von diesen geweihten Blumen so freigebig mit, daß keine trübe Stimmung in uns aufkommen konnte. Ein Volk, welches so gesund fröhliche Töchter hat, wird gesund bleiben, gesünder werden,

ungeachtet aller quacksalbernden Seelenärzte. Das wird der einige Gott geben trotz der vierzehn heiligen Nothhelfer, deren Kirche jenseits des Maines eine Zierde der Gegend, deren abgöttischer Wallfahrtskultus aber noch eine Fieberkrankheit des sonst so gesunden und nervenstarken Frankenvolkes ist.

Nachdem wir uns in Staffelstein von einer humoristisch strenggläubigen Wirthin vieles von den Wundern erzählen lassen, die auf dem nahen Staffelberge geschehen sein s o l l e n, wie die Wirthin selber mit schmunzelndem Nachdruck bemerkte, beschlossen wir, diese Wunderhöhe zu ersteigen. Die Wirthin hatte uns so lieb gewonnen, daß sie uns durch ihre Begleitung beglückte. Am Riesenstrunk, einer alten Linde, welche von den übermüthigen Franzosen angezündet worden war, vorbei durch üppig fruchtbare Fluren erstiegen wir den abenteuerlich gestalteten Granitblock, der eine entzückende Rundsicht bietet. Auf seinem Rasenrücken steht ein schmuckes Kirchlein der heiligen Kunigunde, die von vielen frommen Wallern als Trösterin und Fürsprecherin heimgesucht wird. In einem kleinen Häuschen wohnt ein moderner Einsiedler, der den Küsterdienst in der Kapelle versieht und den Fremden die Gegend erklärt. Um uns einen Begriff von der Schwierigkeit seines Berufes zu geben, erzählte er uns, daß sein Vorgänger hilflos und verlassen auf einsamem Strohlager gestorben und erst nach mehreren Tagen von nachsehenden Bauers-

leuten gefunden worden sei. »Warum heiratet Ihr nicht?« frugen wir den noch sehr rüstigen Eremiten. Euer Posten würde wol auch noch ein Weib ernähren, und Ihr seid ja doch kein Geistlicher.« — »Nein das bin ich nicht,« versetzte der Mann, »aber die Leut' halten mich fast dafür und machen mich dazu, so daß ich mir wirklich manchmal selber einbild', ich sei einer. Und jetzt, wo ich wie ein Klosterbruder leb', bringen sie mir so viel, daß noch drei mit mir leben könnten, hätt' ich aber Weib und Kind, da wär's gleich aus mit der Wohlthätigkeit, dann wär' ich für die Leut gleich kein heiliger Mann mehr. Nicht wahr, Frau Wirthin? Vor Ihnen kann ich schon aufrichtig reden!«

»Versteht sich, versteht sich!« sagte die Wirthin schalkhaft. »Es ist für jeden Fall besser, daß der Einsiedler ledig ist, so haben die Bäuerinnen viel mehr Zutrauen zu ihm. Das Ledigsein gehört bei ihm zum Geschäft, grad wie bei den geistlichen Herrn!«

Der Einsiedler lachte höchst weltlich, tätschelte die Hand der Wirthin und rief: »Ein Glück, daß nicht alle Leut' so klug sind wie die Frau Wirthin, sonst wär's mit den geistlichen Geschäften bald aus.«

»Da muß ich bitten!« entgegnete die Wirthin mit scherzhafter Entrüstung. »Ich zahl' jährlich meine Messen, der Klingelbeutel und der Opferstock kennen mich auch, und wenn sonst was los ist, bin ich auch zu finden. Aber denken thu' ich freilich, was ich will, und

das geht, glaub' ich, den Herrn Einsiedler und das ganze Bamberger Kapitel nichts an. — Hab' ich recht, meine Herren, oder nicht?« wandte sich die prächtige Frau an uns und packte zugleich einige Flaschen des schmackhaften Rothweins aus, der am Abhang des Berges wächst.

Wir lagerten uns hart am unersteiglich schroffen Felsenabhang des Staffelsteins, und die Wirthin erquickte uns mit ihrer gesunden heitern Gesprächigkeit mehr als mit dem Weine.

»Sind Sie alle katholisch?« frug sie plötzlich zu unserer nicht geringen Überraschung.

»Alle bis auf den Einen,« war die aufrichtige Antwort.

»Richtig, nun das hab' ich gleich gewußt. Dieser Herr Lutheraner hat viel weniger gespöttelt als die Herren Katholiken. Das hab' ich schon oft erfahren. Wenn Lutheraner aus dem Wald *) zu uns herauskommen, so sehen sie sich unsre Kirchen, unsre Kreuz- und Marterzeichen bescheiden an, hören ruhig alle Wundergeschichten und schweigen. Kommen aber fremde studierte Katholische, wie Sie meine Herren, da wird über alles gelacht und gespöttelt, und mit Verlaub meine Herren, das find' ich in meinem dummen Sinn ganz und gar nicht recht. Man kann freilich sagen über seine eigene Sach' darf man sich auslassen, wie man will, das beleidigt

*) Aus Thüringen.

keinen Fremden; aber wenn ich mein Heu auch Stroh nennen kann, so ist's mit der Religion doch ganz was anders, und was soll's denn um Gotteswillen nutzen, wenn studierte Leut' einen armen Meßner oder ein altes Weib, von dem sie herumgeführt werden, konfus machen? Den Aberglauben muß man nur da bestreiten, wo's wirklich was nutzt. Und das thu' ich auch, obwol ich nicht studiert hab'. Schaun's, da ist in unsrer Nachbarschaft eine arme Wittib, die hat ein krank's Kind gehabt, mit dem's hat gar nicht besser werden wollen. Die vierzehn Nothhelfer da drüben und die heilige Kunigunde da heroben haben nicht helfen wollen; da ist die arme Mutter auf den närrischen Gedanken gekommen, das kranke Kind zu Haus liegen zu lassen und bis nach Altötting hinunter zu laufen zur Mutter Gottes. Von mir hat sie s' Reisegeld ausleihen wollen. Das hab' ich ihr aber rund abgeschlagen. Ich hab' ihr ernsthaft gesagt, sie sollt' zu Haus beten und s' Kind fleißig pflegen und einen Doktor kommen lassen, und ich wollt' ihr dann gern die Medizinen zahlen und ihr sonst beispringen. Und sie hat sich bereden lassen, und ihr Kind ist gesund worden ohne Gnadenbild von Altötting. Sehen Sie, meine Herren, ich glaub', so etwas wirkt besser gegen den Aberglauben als alle Spöttelei, die die Leute nur noch verstockter macht.«

Wir waren durch die schlichte Weisheit der wackern Frau innig erfreut und tief beschämt; unser protestan-

tischer Gefährte aber drückte ihr mit Ehrfurcht die Hand und sagte bewegt: »Liebe Frau, Sie könnten mich katholisch machen!« Darüber erschrack die Wirthin sichtlich. »Bewahre, bewahre!« rief sie. »Ich habe Sie recht lieb gewonnen, aber eine solche Rede könnte mich wieder abschrecken. Ich hab' meine traurigen Ursachen dazu!«

Neugierig drangen wir in sie um nähere Verständigung, und nach einigem ernsten Sträuben erzählte sie:

»Wie ich ein junges frisches Ding von 18 Jahren war, ist ein Kellner aus Sachsen zu uns ins Haus gekommen. Mein Vater hat ihn genommen, weil er der Sohn eines guten Geschäftsfreundes war. Er war lutherisch. Ein gesunder hübscher Mensch und ein Muster für alle jungen Leut' im Ort. Alles hat ihn gern gehabt, obwohl er lutherisch war, und das hat damals in unserm Land viel mehr zu bedeuten gehabt als jetzt. Ich selber hab' ihn als einen Lutheraner anfangs mit einer ordentlichen Scheu angesehen. Aber das hat sich nach und nach ganz verloren, und — nun und das andere können Sie sich leicht denken. Kurz wir haben uns recht von Grund der Seelen lieb gewonnen und haben es uns auch eingestanden. Anfangs hab' ich natürlich gar nicht daran gedacht, was aus der Sach' werden sollt'; wie ich aber nach und nach daran zu denken angefangen hab', bin ich recht traurig worden in meinem Herzen, denn das war mir klar, daß es eine Unmög-

lichkeit für meine Eltern wär', mich einem Lutheraner zu geben. Ihm aber hab' ich meine Traurigkeit nicht merken lassen und hab' nie ein Wort über seinen Glauben mit ihm gesprochen. Und er hat auch immer davon geschwiegen. Auf einmal hat er den Dienst in unserm Haus verlassen. Mir hat das Herz brechen wollen, aber ich hab' nichts davon merken lassen. Ich hab' mir nichts anders denken können, als daß die Eltern das Ding gemerkt und ein zeitiges End gemacht hätten, und ich hab' es ihnen nicht übel nehmen können. Vor den Eltern hab' ich ruhig von ihm Abschied genommen mit dem sichern Gedanken, daß ich ihn mein Lebtag nimmer sehen werd'. Er aber war gar nicht traurig, sondern ganz vergnügt, und wie weh mir das auch gethan, so hab' ich mich doch wieder getröstet, daß es gut ist, wenn ich nur allein unglücklich wär'. Die Eltern sind mir auch ganz kurios vorgekommen, als ob sie etwas, aber gar nichts trauriges auf dem Herzen hätten. Ich hab' aber nicht nachgegrübelt und nicht gefragt. In der Nacht hab' ich immer ein paar Stunden in meinen Kopfpolster hineingeweint, beim Tag war ich wie sonst bei der Arbeit. Von ihm ist gar niemals die Red' gewesen, und nach und nach bin ich auch in meinem Herzen ruhiger geworden. So ist ein Vierteljahr vergangen; da ist mein Namenstag herangekommen, Maria Geburt, ein großer Feiertag. Wie mir meine Eltern gratulirten, sind sie mir viel lustiger und liebreicher als sonst vorgekommen,

sie haben gar nicht aufhören können, mich zu umhalsen und zu küssen und dabei haben sie Reden geführt, die ich gar nicht verstanden hab'. Ich bin an meinem Tag immer zur heiligen Communion gegangen und meine Eltern mit mir. Wir gehen also in die Kirche ins Hochamt. Nach der Communion des Geistlichen sollen wir und die andern zum Altar hintreten. Ich steh' schon auf, da hält mich meine Mutter zurück, und auf einmal kommen aus der Sakristei eine Menge Geistliche und hinter ihnen kommt Er — unser lutherischer Kellner. Wie ich ihn erblick', sink ich gleich in die Knie zusammen und s' Zittern fahrt mir in alle Glieder. Meine Mutter lispelt mir was ins Ohr, aber ich kann's nicht verstehen. Er wird nun zum Altar geführt, ein Geistlicher hält eine Anrede und sagt, daß ein Lutheraner, den die ganze Stadt schon früher als einen braven Menschen gekannt, sich nun zum wahren Glauben bekehrt und die ewige Seligkeit gewonnen hab'. Drauf segnen sie ihn, er spricht mit lauter Stimm unser Glaubensbekenntniß, und alle Geistliche umarmen und küssen ihn, kleine weiße Mädeln bringen ihm Blumen und viele Männer drucken ihm weinend die Hand. Während der ganzen Ceremonie war mir völlig alles Sehen und Hören vergangen. Vor meinen Augen war mir's ganz dunkel und das Herz wollte mir zerspringen. Meine Mutter faßt mich in Arm und führt mich zum Altar. Dort fall' ich auf die Knie und empfang die heilige

Hostie, kann sie aber kaum hinunterbekommen, so ist mir der Hals zusammengeschnürt. Vom Altar weg ist er zu uns in unsern Stuhl gegangen und hat sich neben mir niedergekniet. Aber ich hab' ihn, weiß Gott, nicht gesehen. Wie ich aus der Kirche nach Haus gekommen, weiß ich nicht. Zu Haus aber packt mich mein Vater beim Kopf und sagt: »Mädel, was treibst denn? die Freud' bringt dich ja um!« Aber es war, Gott straf' mich, keine Freud' in mir! Meine Mutter küßt mich und sagt: »Marie, besinn' dich, faß' dich doch. Da hast du ihn ja jetzt, jetzt könnt ihr euch ja haben, und über eure Lieb freuen sich die Engel im Himmel, weil sie eine Seel' gewonnen haben.« Drauf nimmt er meine Hand, aber ich kann sie nicht fassen, ich hab' einen förmlichen Krampf in den Fingern. Kurz, meine Herren, ich kann's Ihnen noch jetzt nicht beschreiben, wie mir damals gewesen ist. Mein Herz war mir ganz zerdruckt, es war mir, als ob was ungeheures, was fürchterliches geschehen wär'. Ich konnte gar kein Wort sagen, und ihn hab' ich gar nicht anschauen können, mir war, als ob ich mich vor ihm fürchten müßt'. Ich war so angegriffen, daß sie mich ins Bett tragen mußten, und da bin ich wochenlang im Fieber gelegen, ohne ein Wort zu sprechen. Aber ich war recht gut bei Sinnen und hab' viel, gar viel Gedanken gehabt. Und wissen Sie, was ich immer gedacht hab'? Daß er das doch nicht hätte thun sollen! Ich hab' mich vor diesem

Gedanken geschreckt, ich hab' ihn für einen sündhaften Gedanken gehalten, ich habe in Angst und Inbrunst gebetet, daß mir doch ein anderer Gedanken kommen möchte; aber ich bin immer in demselben Gedanken geblieben: Nein er hätte es doch nicht thun sollen! Wie nun meine gute Mutter einmal in der Nacht bei mir gesessen ist und mich weinend gefragt hat, was mir denn geschehen wäre, da hab' ich mir ein Herz genommen und hab' ihr gesagt: »Liebe Mutter, sei mir nicht bös, aber ich kann ihn nun nicht mehr heiraten, ich weiß nicht warum, aber ich kann nicht!« Und dabei bin ich geblieben, und wie ich das heraus hatte, ist mir leichter geworden. Ich bin aufgestanden und hab' es auch dem Vater gesagt. Er war außer sich und hat mich hart behandelt. Ich bin aber fest geblieben und hab' ihm gesagt: »Vater, schlag' mich todt, aber ich kann nicht; ich weiß nicht warum, aber ich kann nicht!« Und dabei bin ich geblieben, obwol die ganze Stadt mich verlästerte, obwol die Geistlichen zu mir gekommen sind und mir mit Hölle und Teufel gedroht haben. Ich bin dabei geblieben, obwol mir um ihn recht von Herzen leid gewesen ist. Und, Gott verzeih mir die Sünde, wenn es eine Sünde ist, aber ich habe noch heute den Gedanken, daß er das nicht hätte thun sollen!«

Die Wirthin war während dieser Erzählung ganz feierlich ernst geworden. Uns erschien die schlichte Frau wahrhaft geheimnißvoll groß. In schweigender Ehr=

furcht drückten wir ihr die Hände und stiegen schweigend ins Thal hinunter. Jeder hatte zu denken. Es war uns, als ob wir den klaren Urgeist des Volkes gehört hätten.

Wir verließen Staffelstein und wanderten gen Bamberg. In dem großen Dorfe Güßbach war Kirchweihe. Wir mischten uns unter die Fröhlichen, fanden aber wenig Anregung mit ihnen fröhlich zu sein. Höchst betrübend war es uns zu sehen, wie ein großer Theil der Jugend beiderlei Geschlechts, statt zu tanzen, sich um die Tische der Hazardwürfler drängte. Wir eilten fort und erreichten noch vor Sonnenuntergang das prächtige Bamberg.

Wie verstanden doch die Geistlichen zu bauen! Ja wohl verstanden sie es! Sie haben ein Riesengebäude aufgeführt, das Jahrhunderte lang die ganze Welt in sich faßte. Die ganze Welt war ein einziger Dom, und die ganze Menschheit leistete darin den geistlichen Herrschern den demüthigen Altardienst.

Bamberg war ein mächtiger Pfeiler dieses Domes und ist es zum Theil noch. Zwar ist auch hier mächtig gerüttelt worden vom Riesenarm der Zeit, aber vergebens. Luthers Posaunenstimme klang auch nach Bamberg, und der Kustos zu St. Gangolf, Johann Schwanhäuser, suchte sie dem Volke verständlich zu machen, aber das Volk blieb im Dom der alten Kirchenherrschaft, obwol gerade in diesen Gegenden die Pfaffenwirthschaft

so arg war, daß der Bischof durch Auflegung einer Steuer von 5 fl. für jedes Pfaffenkind sich eine bedeutende Einnahme verschaffte.

In neuester Zeit ist Bamberg durch eine Demonstration gegen eine bekannte Spanierin ins Zeitgespräch gekommen. Es sei fern von uns auch nur irgend einen Theil jener Klatschpolitik hier aufzunehmen. Nur eine historische Bemerkung wollen wir den Baiern und namentlich den Bambergern ins Gedächtniß rufen. Die Spanier haben viel Unheil in Baiern angerichtet vom Jahre 1548, wo die ersten Jesuiten durch den Kanzler Leonhard von Eck und Herzog Wilhelm IV. ins Land gerufen wurden, bis zur Zeit, wo sich der spanische Jesuitismus im Ministerium Abel der Herrschaft über Baiern bemächtigte. Damals kam die Jesuitenhorde unter Anführung des Spaniers Alfons Salmeron und des Niederländers Peter Canisius ins fröhliche Baierland, und die Hochschule in Ingolstadt wurde ihnen überantwortet, alles geistliche Gut gezehntet, um den Jesuiten einen Palast aufzuführen, und seitdem brachen Finsterniß und namenloses Unglück, zahllose Blutgerichte und die Schrecknisse des dreißigjährigen Krieges über Baiern ein. Während dieses Krieges war es, daß spanische Söldlinge aus Bamberg und der Umgegend 400 Jungfrauen als Opfer wilder Kriegerlüste fortschleppten! Gerade Bamberg also hätte es schweigend geschehen lassen können als eine interessante Fügung

des Schicksals, daß zunächst eine Spanierin Veranlassung gegeben, die unheilvolle Jesuitenherrschaft in Baiern zu stürzen.

Die Bamberger hatten aber einige Jahre früher unter sehr gefährlichen Verhältnissen eine andere höchst ehrenvolle Demonstration gemacht. Professor Ringseis in München hatte alle leiblichen Krankheiten als Folge der Erbsünde dargestellt, und dem zu Folge Beichte, Absolution und Abendmal als wirksamste Universal-Arkana in die medizinische Heilmittellehre aufgenommen. Dagegen trat mit sarkastischen Waffen der Protestant **Dr.** Siebert (jetzt Direktor der Klinik in Jena) auf, der damals einen medizinischen Staatsdienst in Bamberg bekleidete. Er fiel natürlich in München sogleich in Ungnade und verlor seine Stelle. Was thaten nun die braven Bamberger? Sie machten Siebert zu ihrem beschäftigtsten Arzt und wählten ihn in den Stadtrath.

Nachdem wir dies erfahren hatten, wanderten wir mit recht fröhlichem Gemüth durch die belebten Straßen der bischöflichen Stadt und zu dem herrlichen Dom hinauf, von dem ein frommer Künstler sagt, er sei nicht durch Menschenhände gemacht, sondern fertig vom Himmel herabgelassen worden. Und wie schön hat König Ludwig dieses Gotteshaus erneuert und von allem rohen Pomp und Zierunrath befreit! Wenn König Ludwig auch die Kirche zu solch edler Einfachheit zurückgeführt

hätte wie diesen Dom, dann wäre er ein großer Reformator.

Wir sahen in dem schönen Dom eine Vermälung. Die Braut war eine liebliche Gestalt im ersten Aufblühen des Kindes zur Jungfräulichkeit; der Bräutigam daneben ein quammig dicker Graukopf mit finnrothem Biergesicht. Die Braut schluchzte so schmerzlich, als ob ihr das Herz brechen wollte; der Bräutigam daneben schmunzelte mit sehr lüsternem Übermuth. Der Anblick schnitt uns schmerzlich in die Seele. Eine Bettelfrau die unsere Bewegung bemerkte, zog uns bei Seite und erzählte uns flüsternd mit aufrichtigen Thränen im Auge die Geschichte dieser lieblichen Braut.

»Ach das arme, arme Ding! Sie ist die Tochter eines liederlichen Winkelschreibers, und der hat sie für Geld und Bier an den alten Bock verkauft. Aber das ist noch nicht das ganze Unglück bei der Sache. Der Winkelschreiber hat für seinen jetzigen Schwiegersohn manches gearbeitet, und da ist der eigene leibliche Sohn des Bräutigams oft zum Winkelschreiber ins Haus gekommen, und hat die Tochter gesehen. Und die zwei jungen Leut haben sich in einander verliebt, und sind recht oft zusammen gekommen, denn der versoffene Schreiber hat den reichen Verehrer seiner Tochter gern gesehen, und hat ihnen recht viel Gelegenheit gegeben, beisammen zu sein. Und nun weiß man ja, Gelegenheit macht Dieb', und jung's Blut ist kein Wasser, und so

haben sich denn die zwei jungen Leut mit einander vergangen. Wie das der Schreiber von seiner Tochter herauspreßt, so war er recht froh, denn er hat nur d'rauf gelauert, es war grad sein Plan, daß es so kommen sollt. Er lauft gleich zum Vater und macht ihm einen Lärm und ein Gesäus, um ihn recht tüchtig anzuzapfen. Der reiche Mann kommt fürchterlich in Zorn und rennt mit dem Schreiber zu ihm, um 's Mädel zu sehen und auszufragen. Und wie der alte Graukopf, den in dieser Hinsicht die ganze Stadt kennt, die wunderschöne Dirn sieht, da macht der Teufel sein Spiel so, daß der Alte selber ins närrische Brennen kommt, und nicht lang überlegt, sondern ausmacht, daß er das Mädel heirathen will. Der Schreiber nimmt den Vater lieber als den Sohn, denn der Vater hat 's Geld. Der Sohn ist ein schwachmüthiger blutjunger Mensch, laßt sich von seinem Vater ins Bockshorn jagen, und geht auf Reisen. Das arme Mädl bleibt verlassen. Der Vater peinigt sie aufs fürchterlichste, die Furcht, vor der Welt zu Schanden zu werden, thut auch das ihrige, und 's Mädel sagt endlich aus lauter Verzweiflung Ja! —«

Und einen solchen gottlosen Bund segnet die Kirche und verleiht ihm übernatürliche sakramentale Gnaden! Welch ein fürchterlicher Gedanke ist es, einen solchen Bund als einen unauflöslichen einsegnen zu sehen, den nur der Tod trennen soll! Es ist möglich, daß die Bettlerin nach Art solcher Klatschweiber übertrieben hat;

allein wenn auch ihre ganze Erzählung unwahr wäre, steht nicht diese Braut neben diesem Bräutigam, und zeigt nicht der bloße Anblick, daß dieser Bund ein unnatürlicher? Die Kirche aber begnügt sich mit dem durch Furcht und Pein herausgepreßten schluchzenden Ja des geopferten Kindes und vereinigt im Namen Gottes, was Gott selber durch seinen in der Natur geoffenbarten Willen getrennt hat!

Erst auf der herrlichen freien Höhe des Schloßberges der Altenburg, der alten Babenburg verließ uns der Schmerz über die unglückselige Braut.

Auf dieser triumphirenden Höhe war der Stammsitz der Babenberger, jenes herrlichen Geschlechtes, welches Deutschlands Ostmark, Österreich der Barberei entrissen, gegen die Barbaren vertheidigt und zum schönsten reichsten kraft- und kunstgesegneten Gau des Vaterlandes erhoben. Leider ging das edle Geschlecht im Kampfe gegen die Barbaren unter.

Wir feierten auf der alten Babenburg ein Fest, dessen Erwähnung dem poetisch gestimmten Leser wol nicht unangenehm sein wird. Uns lebte damals im schönen Österreich ein Freund, der eben an einem Trauerspiel: »Der letzte Babenberger« arbeitete. Auf das Gelingen dieses patriotischen Trauerwerkes des Österreichers leerten wir eine Flasche Wein von den Hügeln des babenberger Landes. Dabei schrieben wir dem Dichter einen Gruß, besprengten ihn mit Wein und

bestreuten ihn mit babenberger Erde. Den Gruß hat der Freund empfangen, aber die Vollendung seines Werkes hat der Tod verhindert.

In einem luftig über den Abgrund hinaushängenden Thurmstübchen hauste oft der schauerlich phantastische Dichter Hoffmann. Die Wände sollen von ihm mit wunderlichen Karikaturen bemalt gewesen sein. Er war längere Zeit in Bamberg Dirigent des Theaterorchesters. Hier schrieb er viele seiner unheimlichen Phantasiestücke. Welch eine wunderbare psychologische Erscheinung! In dieser so frommen, gehäbigen, nüchternen Stadt, wo Himmel und Erde und Menschen so friedlich klar sind, schwärmte und schweifte die Phantasie des Dichters in so abenteuerlich wirren und wüsten Gestaltungen.

Abends belauschten wir im tabakqualmenden und bierthauenden »Blümlein« viel kräftig deutsche Gesammt- und bairisch-patriotische Kannegießerei und des Morgens machten wir uns sehnsüchtig auf den Weg nach dem in der deutschen Geschichte einzig dastehenden Nürnberg.

Die Eisenbahn war noch nicht eröffnet, wol aber der berühmte Ludwigskanal. Wir hatten nicht übel Lust diese Wasserstraße zu wählen, um auch unsrerseits Karls des Großen Bahnen einzuschlagen. Als wir aber hörten wie schleichend man auf dieser deutschen Kaiser-Königsbahn vorwärts kommt, gaben wir es auf, aus Furcht, vor Sehnsucht nach dem Ziele zu verschmachten. Wir

zogen die alte bairische Landstraße vor, auf die Gefahr hin, gegen allerdings sehr geringes Mauthgeld den Hals zu brechen.

Drei Straßen ziehen fast durchaus dicht neben einander hin, Landstraße, Kanal und Eisenbahn. Obwol Karl der Große den Kanal ausgebaut hätte, wenn er die Erfindung der Eisenbahn erlebt?!

In dem alterthümlich festen Forchheim, wo Karl der Große oft geweilt, wo Reichstage und Kirchenversammlungen gehalten worden sind, und jetzt ein harmloses Geschlecht das »Beatus ille« praktisch beweist, rasteten und schmausten wir. Ein biederber Forchheimer leistete uns gesprächige Gesellschaft. Wir kamen natürlich auf die Verhältnisse des Städtchens zu sprechen. »Im Ganzen sind wir zufrieden,« sagte der Mann, »verdanken das aber niemanden als uns selbst und dem lieben Gott, soweit sich der um uns Krähwinkler bekümmern kann. Und so denk' ich, ist's auch recht, und ich ärgere mich immer über die Leut', die immer und immer von der Regierung glücklich gemacht sein wollen. Man muß sich selber helfen, dann hilft einem Gott, und wo man selber hübsch bei seiner Sach' dabei ist, und der liebe Herrgott nicht dagegen, da braucht man die Regierung nicht, und erübrigt wol auch so viel, daß man der Regierung helfen kann, weil die sich selber selten hilft, und darum auch beim lieben Gott nicht in besonderer Gnad' zu sein scheint. Das ist so meine einfältige

Weisheit, und damit tröste ich mich immer, wenn ich in den Zeitungen von der ewigen Unzufriedenheit oben und unten lesen thu'. Das ist jetzt, meiner Treu, eine gar unzufriedene Eh' zwischen den Regierungen und den Unterthanen; nichts als Zank und Hader. Und was nutzt's? Auseinander können's halt doch nicht! —«

Im langweilig orthodoxen Erlangen hielten wir uns nicht lange auf. Eine protestantische Universität in einem erzkatholischen Staat müßte eine ganz andere Rolle spielen. Bei der jetzigen haben die münchner Ultramontanen vollkommen recht, wenn sie die orthodoxen Protestanten auffordern, konsequent zu sein und in den Schooß der alleinseligmachenden Kirche zurückzukehren. Gewiß, der protestantische Pietismus führt in seinen nothwendigen Consequenzen geradenwegs nach Rom.

Im Abendscheine erblickten wir die hochaufragenden Zinnen der Veste von Nürnberg. Unsere Sehnsucht wirkte auf den schläfrigen Kutscher, auf die müden Rosse. Wir waren in Nürnberg!

Eine Chronik aus der Mitte des vorigen Jahrhunderts nennt diese Stadt »die größeste, gesegneteste, gesündeste, angenehmste, sinnreichste, edelste, geehrteste, sicherste, sehenswürdigste!« Und in der That, mit geringer Beschränkung, ist sie dies alles noch immer; nur das, was der Chronist als das höchste anführt, ist Nürnberg nicht mehr — eine freie Reichsstadt! Fürwahr,

Nürnberg hätte es seiner Geschichte, seiner hohen Kulturbedeutung wegen mehr als die Hansestädte, ungleich mehr als Frankfurt verdient, seine Bürgerfreiheit zu behalten. — Aber Baiern mußte vergrößert werden! — Wenn irgendwo, so wird es dem Deutschen in Nürnberg schwer, sich der unpolitischen Vorliebe für selbstständige Kleinstaaterei zu erwehren. Man kann es gar nicht begreifen, wie die Nürnberger ihre Freiheit überleben konnten. Sie waren freilich auf die Unterthänigkeit gehörig vorbereitet worden, und hatten sich selber darauf vorbereitet, wie sich jetzt so manche kleine deutsche Monarchie auch darauf vorbereitet. Jetzt ist Nürnberg eine baierische Kreisstadt, und zwar, wie es scheint, weniger geliebt in München als manche andere Stadt. Und doch ist Nürnberg die edelste Perle in der baierischen Königskrone und die Regierung sollte für diese Stadt sorgen, wie für ihr liebstes Gut. — Doch gedenken wir der Politik des Forchheimers! Die Nürnberger — es sind ihrer noch immer 40,000 — müssen selber für ihr Heil und für ihre Ehre sorgen, und sie können es, wenn sie nur ehrenhaft und muthig wollen. Sie können und sollen ihre Stadt durch Intelligenz, Bürgerfleiß und Bürgermuth zur wahren Hauptstadt Baierns machen. Nur wenn sie sich selber aufgeben, wenn sie als Hofgnade erbetteln, was das Werk ihrer Kraft sein soll, nur dann wird die deutsche Geschichte von Nürnberg fortan schweigen müssen.

Nach Nürnberg sollte jeder Deutsche einmal in seinem Leben wallfahrten; es ist die heilige Stadt des deutschen Bürgerthums. Die Geschichte desselben ist für ewige Zeiten ausgeprägt in den Gebäuden und Denkmälern dieser einzigen Stadt. Mehr als irgendwo reden hier die Steine. Und die Menschen? — Der Nürnberger Witz ist verstummt! Wie traurig steht es heutzutage mit der Bedeutung des bekannten Spruches:

»Venediger Macht,
Augsburger Pracht,
Nürnberger Witz,
Straßburger Geschütz
Und Ulmer Geld
Hat den Preis in aller Welt.«

Venedigs Macht ist eine malerische Ruine geworden; in Augsburg gibt es zwar noch eine Fuggerei, aber als — Armenanstalt; das Straßburger Geschütz ist jetzt gegen Deutschland gerichtet; das Ulmer Geld ist in alle Welt gegangen, und der Nürnberger Witz? Ja, der ist doch noch thätig, und wird es bleiben, so lang Kinderspielsachen censurfrei bleiben. »Nürnberger Tand geht durch alle Land!« Darauf beschränkt sich heutzutag die Berühmtheit Nürnbergs. Und so ist der ganze deutsche Bürgerruhm zum Tand geworden, zum Spielzeug für große vornehme Kinder!

Wer Nürnbergs alten Geist ahnend schauen will, der wandle des Nachts, wenn die königlich baierische

Gegenwart schläft, durch die Straßen, über die Brücken, an den Domen vorbei, auf dem Walle um die Stadt und zur alten Kaiserveste hinauf. Er nehme sich aber in Acht, nicht arretirt zu werden, denn die baierische Polizei sieht solches Nachtwandeln nicht gerne; sie ist sorgfältig darauf bedacht, daß das liebe Volk fein zu gehöriger Zeit schlafen gehe. Daß sich die Polizei hier und anderswo auch um das rechtzeitige Aufwachen und Aufstehen des Volkes bemühe, haben wir nicht in Erfahrung gebracht.

Will man die Merkwürdigkeiten Nürnbergs besichtigen, da weiß man wahrlich nicht, wo zu beginnen und wo zu enden. Es ist eben die ganze Stadt merkwürdig und eine der größten, vielleicht die größte Merkwürdigkeit Deutschlands. Schenkendorf hat recht, wenn er singt:

»Wenn Einer Deutschland kennen
Und Deutschland lieben soll,
Wird man ihm Nürnberg nennen,
Der edlen Künste voll,
Dich, nimmer noch veraltet,
Du treue fleiß'ge Stadt,
Wo Dürers Kraft gewaltet
Und Sachs gesungen hat.«

Wir besuchten das Haus des Schusters und Meistersängers. Sein Leben ist von Bedeutung für eine Lebensfrage der Gegenwart, es widerlegt schlagend das bekannte »Schuster bleib beim Leisten!« welches die

Privilegirten gern jedem entgegenschleudern, der sich frei entwickeln will. Das Leben des Schusters und Meistersängers beweist, daß auch ein schlichter Handwerksmann sich an den höchsten Fragen der Zeit und an den höchsten geistigen Interessen der Menschheit thätig betheiligen kann, ohne darum nothwendig — schlechte Stiefel machen zu müssen. Wir möchten daher Hans Sachsens Haus mit folgender Inschrift bezeichnen:

»Schuster, kannst du was besseres leisten,
So bleib nicht beim Leisten!
Weil sich's nicht viele erdreisten,
Schustern eben die meisten.

Im Hofe der Burgveste steht eine uralte Linde. Der Hauch von Jahrhunderten hat durch ihre Zweige gerauscht. Was könnte dieser Baum erzählen im Säuseln seiner Blätter? Aber wer hat Verständniß für diese Sprache. Die Geschichte, die an diesem Baum vorbeigerauscht, predigt mit lauter Donnerstimme; aber wird sie verstanden von den harthörigen Deutschen? Diese Linde hat Gustav Adolfs Feldherrnhaupt beschattet, als er Nürnberg besetzt hielt dem Wallenstein gegenüber, der hinter den Schanzen von Zirndorf versteckt lag. Und stehen sich die Deutschen nicht noch immer in verschanzten Lagern feindlich gegenüber wie damals, und spekuliren nicht jetzt wie damals fremde Herrscher auf diese unselige Entzweiung der Deutschen?

In Nürnberg ist ein Bierhaus, das heißt zur »Himmelsleiter.« Im Gärtchen desselben saß einmal ein Deutscher, der auf der Wanderschaft war, um des Deutschen Vaterland zu suchen. Und von der langen fruchtlosen Wanderschaft ermüdet, schlief er ein, und sah im Traume die

Deutsche Himmelsleiter.

Sie war sehr hoch und breit, und hatte unzählige Sproßen und Stufen und verbaute die ganze Erde. Unzählige Himmelsstürmer drängten sich tobend hinan, und die nicht freiwillig hinauf wollten, wurden mit Gewalt getrieben. Da war ein gewaltiger Riese mit einer Kaiserkrone auf dem Haupte, der führte ein großes Schwert, und hieb damit grimmig auf diejenigen, die nicht in den Himmel wollten; und so trieb er ganze Völker die Leiter hinan. Ein anderer Fürst arbeitete mit einer großen Wasserspritze. Mit ihrem Taufstrahl schleuderte er seine Unterthanen zum Himmel hinauf. Wieder ein anderer Fürst, mit einer dreifachen Krone geschmückt, trieb durch Segen und Fluch zur Himmelfahrt an, und seine zahlreichen Trabanten hüllten die Menschheit in einen Zauberrauch, daß sie taumelnd auf den Rauchwolken die Himmelsleiter hinanwirbelte. Andere zündeten Feuerbrände an, und wer nicht auf die Leiter wollte, wurde in die Flamme geworfen. Noch

andere machten die Menschen durch Hunger und ekelhafte Kasteiung zu gespenstigen Schatten, damit sie so leichter die steile Leiter hinanschweben könnten. Plötzlich entstand mitten auf der Himmelsstiege tosendes Kampfgedränge. Ein gewaltiger Mann that sich hervor, der mit dem Hauche seines mächtigen Wortes ganze Schaaren von der Leiter hinabblasen wollte, um denen Platz zu machen, die seinem Worte folgten. Da entstand ein wüthender Kampf, und von der Himmelsleiter floß das Blut in Strömen. Hoch oben aber saß der Herr des Himmels und blickte mit Schmerz und Zorn in das tolle Menschengedränge. Er winkte beschwichtigend hinab. Aber die verblendeten Menschen sahen es nicht. Da rief er mit mächtiger Stimme: »Thörichte Menschen, bleibt unten! Ich will, daß der Himmel zu euch hinabkomme, aber eure verwegene Himmelsleiter verhindert es!« Die Menschen aber hörten nicht das Wort Gottes und tobten noch wilder als zuvor. Da fuhr der Geist der Zeiten als allmächtiger Sturm ins Gebälk der Himmelsleiter und sie brach prasselnd zusammen und die Himmelsstürmer stürzten hinab. Es geschah ihnen jedoch kein Weh, denn die gute Muttererde empfing sie mit weichen Armen und freute sich ihrer Ankunft und wollte sie mit den schönsten Blüten und mit den süßesten Früchten beschenken. Kaum aber standen die Menschen wieder auf den Füßen, so wich der Schrecken erneuerter Wuth. Sie warfen sich gegenseitig den Sturz der Himmelsleiter

vor, fielen rasend über einander her, zerfleischten sich und machten die schöne Erde zum Jammerthale. —

Bei diesem Anblick erwachte der deutsche Träumer. Die Nacht war frostig, das Gärtchen leer geworden. In der Stube der Himmelsleiter fand der Wanderer keinen Platz. Da ging er in eine andere Seligkeitskneipe, ins »Jammerthal,« und dort befand er sich als guter Deutscher so wohl, wie die guten Deutschen überhaupt in ihrem Jammerthale bei »starkem Bier und beizendem Tobak.«

Von den stummen lebendigen Nürnbergern gingen wir zu den laut redenden todten auf den Johannisfriedhof hinaus. Das ist ein wundervoller Todtenacker. Hier liegen die alten Nürnberger in langen Reihen, und das junge Geschlecht der Gegenwart springt wie Grashüpfer auf den gewaltigen Grabsteinen herum. Hier ist das eigentliche Nürnberg begraben; jenes dort drüben ist nur der irrende Geist desselben, der verurtheilt ist, in der kleinen Gegenwart zu wandeln, um die Sünden zu büßen, die er im Leben der großen Vergangenheit begangen. —

Wir fuhren von Nürnberg in einer phlegmatischen Lohnkutsche gen Regensburg.

Die Merkwürdigkeiten dieser Stadt sind der Dom, die Brücke und das Rathhaus, wo von 1662 bis 1806 der sogenannte ewige Reichstag gehalten wurde. Er ging endlich ohne Reichsabschied auseinander; —

Napoleon hatte ihm den Abschied gegeben; das heilige römische Reich deutscher Nation hatte Abschied von der Geschichte genommen. Die Localitäten des Reichstages werden mit rührender Sorgfalt in unverändertem Stand gehalten. Da stehen noch die Bänke und Stühle, auf welchen sich die deutschen Reichsvertreter um den Titel Excellenz, um den Vortritt, um die Ehre des Kronaufsetzens und Abnehmens, des Schüsseltragens, des Geldauswerfens u. dgl. stritten, während Franzosen und Türken das Reich auseinander rissen. Im großen Reichstagssaale zu Regensburg spukt es allnächtlich gespensterhaft. Die Thüren öffnen sich, und vor denselben erscheinen die Kurfürsten, Fürsten und Stände des Reiches in dichtgedrängtem Haufen. Die Prunkgewänder ihrer Würde verhüllen maskenartig das schlotternde Gebein; die Köpfe sind hohl, und an der Stelle des Herzens hängt ein verschrumpfter Fetzen von Pergament. Und an der Thüre drängen und drücken sie sich, daß ihr Gerippe kracht und klappert. Fluchend stürzen sie endlich allzumal in den Saal und werfen sich grimmig auf die Stühle und Bänke, als wären es die Feinde des Reiches. Jeder will vor dem andern Platz nehmen und dabei reißen sie sich die Kleider vom Leibe, raufen sich den Bart aus. Ermüdet von diesem Kampfe sinken sie endlich in die Stühle und schlafen ein und reden träumend ein wirres Kauderwelsch von Klauseln, Rezessen, Instrumenten, Matrikeln, Kapitulationen, Korpussen

u. dgl. Und je weiter die Zeit dem Morgen zueilt, desto wirrer und verrückter phantasiren die Reichsgespenster und dabei kauern sie immer kleiner zusammen, verschrumpfen zuletzt zu kindischen Puppen. Wenn der Hahn kräht, sind sie verschwunden, und die gesetzgebende Versammlung des deutschen Reiches besteht aus landesherrlich geschmückten Stühlen und Bänken.

Es nimmt uns Wunder, daß der deutsche Bundestag seine Sitzungen nicht im alten Reichstagssaal zu Regensburg hält.

Der letzte Reichstag aber, der vor dem ewigen zu Regensburg vom Juni 1653 bis Mai 1654 gehalten wurde, und welchem zum letzten Mal der Kaiser in Person beiwohnte, war durch ein merkwürdiges Zeichen der Zeit verherrlicht. *) Otto von Guerike zeigte nämlich auf offenem Markte vor Kaiser und Reich die Wirkungen der von ihm erfundenen Luftpumpe. Statt der sonst üblichen Turniere und Ritterschläge verherrlichte zum erstenmale die Wissenschaft einen deutschen Reichstag. Kaiser und Fürsten staunten die Experimente des Bürgermeisters wie ein Wunder an. Ob sie wol ahnten, daß durch solche Wunder ein neues Reich des Wissens gegründet werden würde, dessen Reichstag ein ewiger sein wird?

*) C. A. Menzel in seiner viel zu wenig gewürdigten Geschichte der Deutschen hat unsers Wissens zuerst auf diesen prophetischen Umstand aufmerksam gemacht.

Beim Dom- und Brückenbau zu Regensburg hat der Sage nach der Teufel mitgewirkt. Ähnliche Sagen wiederholen sich fast bei allen Dombauten, und es liegt in der That eine sehr charakteristische Volksahnung der Annahme zu Grunde, daß der Teufel an den alten Kirchen mitgebaut habe.

Eine ganz eigenthümliche, mancherlei ketzerische Deutung zulassende Sage ist die vom heiligen Emmeran, dem abgöttisch verehrten Schutzpatron Regensburgs. Nachdem derselbe drei Jahre lang am Hofe der Agilolfinger zu Regensburg gelebt und das Christenthum gepredigt hatte, entwich er plötzlich heimlich aus der Stadt, und als dies ruchbar wurde, trat die Tochter des Herzogs auf, und klagte den heiligen Mann öffentlich an, daß er sie ihrer Unschuld beraubt. Darob ergrimmte ihr Bruder so sehr, daß er dem Flüchtling nacheilte, und ihn erschlug. Da geschahen Zeichen und Wunder und bewiesen, daß Emmeran ein heiliger Mann. Das Volk glaubte dies und noch mehr als dies, daß nämlich der Heilige den bösen Verdacht freiwillig auf sich genommen, um den eigentlichen Verführer der Prinzessin zu retten. Dabei blieb es, und Emmeran wurde der Schutzpatron Regensburgs.

Es gefiel uns in der Stadt, über welche, wie Eduard Duller treffend bemerkt, noch immer der Geist des ewigen Reichstags, d. i. der Geist ewiger Langweile herrscht, nicht sonderlich. Wir waren in diesem Geiste

fromm-deutsch geworden, und hatten große Sehnsucht nach dem Aufenthaltsort der seligen Deutschen, d. h. nach der Walhalla. So unternahmen wir denn

Die baierische Himmelfahrt.

Für 1 fl. 30 kr. Reichswährung fuhren wir schnurstracks und lebendigen Leibes in den Himmel, der zu Donaustauf in griechischem Styl erbaut ist, »auf daß teutscher der Teutsche aus ihm trete, besser, als er gekommen.«

Wir stiegen allerdings in einer sehr bösen kritischen Stimmung die Riesentreppe zwischen den cyklopischen Mauern zur deutschen Walhalla hinan. Aber aufrichtig gesagt, die gewaltige Schönheit des Baues überwältigte uns, und der Gedanke: Dies haben Deutsche gedacht und vollbracht! ergriff uns so heiligend, daß wir mit wahrer Andacht in das Heiligthum eintraten. Gern hätten wir hier unsre Füße entblößt, um so williger ließen wir sie mit weichem Filz überkleiden, damit unsre irdischen Stiefel nicht den blanken Himmelsboden verletzten. Und so traten wir denn in Pantoffeln (aber ohne Schlafrock) in den deutschen Himmel.

Seine herrliche Kuppel erhob unsre Gedanken und Gefühle zu wirklicher Himmelshöhe, und lange standen wir in ehrfürchtiger Bewunderung. Nachdem wir aber dergestalt den Himmelsbau pflichtmäßig adorirt hatten,

sahen wir uns nach den Bewohnern um, und da erwachte wieder die sündhaft satyrische Stimmung unsrer Erdennatur. Die himmlische Gesellschaft gefiel uns ganz und gar nicht. Nein, das ist nicht die Art echter Walhallagenossen! Wo sind die Kämpfe, in denen die deutschen Seligen die unsterbliche Kraft üben? Wo ist das frohe Himmelsgelage mit dem unsterblichen Wildpret und den ewig vollen Bechern? Und wo ist der Frauenhimmel, aus dessen Fenstern die Holdseligen den schwelgenden Helden sehnsüchtig zuwinken, da nach keuscher deutscher Sitte die Frauen den Gelagen der Männer nicht beiwohnen, sondern sie im reinen Frauenhimmel erwarten, um sie dort aus dem gemeinen Rausch in den edlern, seligern Liebesrausch einzuwiegen? Hier in diesem marmornen baierischen Himmel hängen die Seligen wie Gespenster bleich, kalt, hohläugig, blind an den Wänden, ja viele, und darunter gerade die gewaltigsten haben gar keinen Körper, sondern sind nur als wesenlose Namen an die Himmelswand geschrieben! Welch eine langweilige Seligkeit! — Als wir dies dachten und dabei die steinernen Seligen überblickten, da sahen sie uns gerade so aus, als ob sie uns Beifall zunickten und durch ein langathmiges Gähnen bewiesen, daß wir recht hätten. Dadurch wurde der verneinende Geist in uns noch mehr von seiner anfänglichen Himmelsverblüfftheit befreit. Wir begannen ohne weiters die Musterung dieser Himmelsgenossen. Was sollen nun in

dieser Wohnung der Seligen die vielen Pfaffen? Wo die sind, da bekommt die Seligkeit immer einen starken Höllenbeigeschmack. Sie kommen gewiß nicht in den echten deutschen Himmel. Oder sind sie vielleicht nur deshalb hier in der Walhalla, damit Ulrich Hutten seine Kämpfe mit den Dunkelmännern fortsetzen könne? Den Hutten hier unter den Kutten zu finden, wunderte uns sehr. Walhalla's Gründer sagt von ihm: »Ein Teutscher, freier Gelehrter, freier Reichsritter, das war er, und so keiner. Glühend für die Reformation wollte er, da es ihm zu langsam ging, mit dem Schwerte sie durchsetzen. Unedel die Wahrheit verbergen, jede Rücksicht müsse schweigen, selber das Land nicht geschont werden; dies äußerte, darnach handelte er.« Hutten aber singt von sich selbst:

»Von Wahrheit ich will nimmer lan,
Das soll mir bitten ab kein Mann;
Auch schafft, zu stillen mich, kein Wehr,
Kein Bann, kein Acht, wie fast und sehr
Man mich darmit zu schrecken meint;
Wiewol mein' fromme Mutter weint',
Da ich die Sach' hätt' g'fangen an:
Gott wöll' sie trösten, es muß gahn,
Und sollt' es brechen, auch vorm End',
Will's Gott, so mag's nit werden g'wendt,
Darum will brauchen Füß' und Händ.
Ich hab's gewagt!«

Und Mitstreiter suchend in dem großen Kampfe sang er:

»Den stolzen Adel ich beruf,
Ihr frommen Städt', euch werfet uf,
Wir wollen's halten in Gemein,
Laßt doch nit streiten mich allein!
Erbarmt euch über's Vaterland,
Ihr werthen Deutschen, regt die Hand,
Jetzt ist es Zeit zu heben an
Um Freiheit kriegen: Gott will's han!«

Wir sahen zum Steinbild des edlen Freiheitsritters empor. Es schien ihm ganz übel zu behagen, in Gesellschaft von 24 Dunkelmännern und Dunkelweibern an die Wand dieses Himmels gefesselt zu sein. — Hierauf prüften wir mit kritischer Nase diese Himmelsluft. Was sollen die Russen im deutschen Himmel? Ist es denn nicht genug, daß sie sich verderblich in unsre irdischen Angelegenheiten eindrängen? — Aber die hier deutsch beseligten Russen sind ja lauter geborne Deutsche! flüsterte uns der Genius der Walhalla beschwichtigend zu. Desto schlimmer! Deutsche die sich in Russen verwandelten, um mit deutscher Kraft Rußland groß zu machen, also dem natürlichen Feinde Deutschlands gedient haben, gehören nun und nimmermehr in die deutsche Ruhmeshalle. Und sogar der Diebitsch-Sabalkanski steht hier unter den rühmlich ausgezeichneten Deutschen, die Vorbilder

sein sollen deutschem Ruhmesstreben! Diebitsch, der sich brauchen ließ, die unglücklichen Polen zu unterdrücken, und in diesem schmachvollen Feldzug all seinen frühern Ruhm vernichtete. Sagt doch Walhallas Gründer bei Friedrich dem Großen: »Ungerecht wie unpolitisch war Polens von ihm vorgeschlagene Zerstücklung.« Also war die Erhebung der Polen gerecht, und der Krieg gegen sie eine Fortsetzung der Ungerechtigkeit und der Bedrohung Deutschlands. Und ein geborner Deutscher gab sich gegen Polen und Deutschland zum Werkzeug der Gewalt her und dieser russificirte Deutsche steht in Deutschlands Ruhmestempel! — Um's Himmelswillen! was sehen wir dort? Wird denn in der deutschen Walhalla auch französisch gesprochen? Moriz, Graf von Sachsen, **Maréchal de France**! Derselbe, von dem die Franzosen sagten, er mache durch seine Tapferkeit im Dienste Frankreichs die Schande gut, ein geborner Deutscher zu sein! Derselbe, von dem Walhallas Gründer sagen muß: »Traurig, daß ein Deutscher seinen Lorbeerkranz aus Siegen gegen Deutschlands Sache wand!« Wahrlich, dieser deutschgeborene **Maréchal de France** sollte als Landesverräther weit eher in effigie an einem deutschen Galgen hängen, als in der deutschen Walhalla prangen! — Inniges Mitleid mit den würdigen Walhallagenossen ergriff uns, und wir priesen die rühmlich ausgezeichneten Deutschen glücklich, die von diesem Ruhmestempel ausgeschlossen blieben. Dennoch konnten wir

es uns nicht versagen, für einige derselben das Wort zu ergreifen. Wo ist Ludwig der Baier? frugen wir, und ein millionfaches Echo deutscher Volksstimmen wiederholte unsre Frage. Friedrich der Schöne ist hier, und sein hochherziger Gegner fehlt! — Wo ist Luther? — Es heißt, er soll noch hereinkommen als deutscher Sprach- und Stylmeister! Gut, er komme als solcher! Ja, er hat die Deutschen sprechen und schreiben gelehrt. Seine Sprache blies die feindlichen Mauern um, sein Styl baute deutsche Charaktervesten auf. Es lebe der Sprach- und Stylmeister Luther! »Das Wort sie sollen lassen sta'n!« — Wo ist Josef **II.**? Hat römische Intoleranz oder baierischer Separatpatriotismus ihn ausgeschlossen? — Und auch Jean Paul fehlt! Hat etwa Jean Paul Friedrich Richter für die deutsche Literatur weniger geleistet, als Paulus Diakonus Warnefried mit seinen lateinischen Chroniken? Wie kann Jean Paul fehlen, wo Göthe, Schiller und Wieland sind? Und sogar Wilhelm Heinse ist hier, und Jean Paul fehlt! Wir wollten eben recht unwillig werden, da fiel uns noch zu rechter Zeit ein, wie Walhallas Gründer selber gefühlt, daß behaupten zu wollen, daß es keine Deutschen mehr gäbe, die eben so verdienten, in Walhalla aufgenommen zu sein, und mehr noch als manche, die es sind, arge Anmaßung wäre. — Damit gaben wir uns zufrieden, zeichneten unsre profanen Namen ins himmlische Fremdenbuch, gaben dem Himmelswächter ein Trink-

gelb, und traten wieder hinaus in die fröhliche baierische Welt. Einer von uns hatte noch ein epigrammatisches Gelüste und schrieb in Gedanken über die Himmelspforte folgenden Reim:

Walhalla, Prachtbau jonisch-dor'scher Reinheit,
Du bist kein Tempel deutscher Einheit!
Hier zeigt ein deutscher König kunstbeflissen,
Wie tief noch Deutschland ist zerrissen.

Das königliche Wort war an uns in Erfüllung gegangen; wir traten aus der deutschen Walhalla deutscher und besser, als wir gekommen!

Zu unsern Füßen rollte die mächtige Donau hin. Drüben breitete sich die reiche baierische Ebene aus. Weiterhin am Horizont ragten die deutschen Alpenriesen auf. Welch ein gesegneter Schauplatz für einen deutschen Freudenhimmel, für eine deutsche Ruhmesewigkeit! — Der Schauplatz ist da; an Schauspielern, gaffendem Publikum und grimmigen Recensenten fehlt es auch nicht. Aber das deutsche Lebensdrama will nicht ansprechen. Der Schauplatz ist zu finster, die Schauspieler verstehen ihre Rollen nicht, das Publikum ist schläfrig, die Recensenten streichen das Gute und lassen das Schlechte stehen, dem ganzen Stück fehlt es an Handlung!

Zur Fahrt von Regensburg nach Passau bestiegen wir einen Dampfer, dessen ganze Einrichtung uns recht deutlich zeigte, wie weit das Leben auf und an der Donau noch hinter jenem am Rhein zurück ist.

Kurz vor der Abfahrt rollte ein herrschaftlicher Wagen heran; zwei aristokratische Frauengestalten stiegen aus und eilten auf das Schiff. Sämmtliche Reisende steckten neugierig die Köpfe zusammen. Wir machten keine Ausnahme, denn die Gestalt der jüngern Dame entzückte uns. Sie war zwar dicht verschleiert, wir verließen uns aber auf die Erfahrung, daß ein so schöner Wuchs in der Regel immer einen schönen Kopf als Blumenkrone trägt. — »Die Fürstin *** mit ihrer Tochter,« flüsterte es durch den Schwarm der Reisenden, während die beiden Damen in die Kajüte hinabstiegen. Das Anbordbringen ihres Wagens und Gepäckes verzögerte die Abfahrt, worüber sich denn alsbald ein zeitgemäßer demokratischer Unwille laut machte. Doch verstummte er sogleich, als die Damen entschleiert auf dem Verdeck erschienen und der Anblick der lieblichen Fürstentochter allen eine Verschönerung der Reise versprach. Sie blühte in jener reizenden und leider nur allzu kurzen Lebenszeit, wo die Knospe der Kindheit sich eben zur Blume der Jungfräulichkeit entfaltet. Man sah in ihr nur das Mädchen, noch nicht die Prinzessin; man merkte es an ihrer ganzen Haltung, daß sie entweder noch gar nicht, oder noch nicht lange »in die Welt« eingeführt worden; die Blume ihrer Natürlichkeit war noch nicht zum künstlichen Salongewächs verzogen. Die Mutter war eine imponirende, für ihren Stand fast zu derbe Gestalt, und ihre Züge erlaubten nicht die An=

nahme, daß sie sich in der Tochter verjüngt wieder sähe. Doch war ihr im hohen Grade jene ewig lächelnde Freundlichkeit eigen, mit welcher die Frauen hoher Stände einen so gewaltigen Zauber üben.

Ein ungarischer Edelmann, der sich schon früher durch sein maßloses Schimpfen auf Deutschland bemerkt gemacht, näherte sich den Fürstinnen mit einer französischen Aussprache, während die übrige Gesellschaft mit der bekannten, hart an Servilismus gränzenden Artigkeit sich in ehrfürchtiger Entfernung hielt. Aber die Fürstin begnügte sich nicht mit dem ahnenprobhältigen Gesellschafter, sondern schien es mit auffallender Freundlichkeit gerade auf uns abgesehen zu haben. Wir waren darüber so entzückt, daß wir gar nicht über den Grund dieser Auszeichnung grübelten, sondern bescheidenerweise gegenseitige Liebenswürdigkeit für diesen Grund gelten ließen. Wir bedachten gar nicht, daß vornehme Leute einen eigenen Instinkt besitzen, vermög dessen sie sich ihre jedesmalige Umgebung sogleich in irgend einer Beziehung dienstbar zu machen wissen. Uns beglückte die Fürstin dadurch, daß sie sich durch Fragen an uns der Mühe des Nachschlagens in ihrem Reisehandbuch überhob! Zwischen uns entspann sich nun ein glühender geographisch-statistisch-historischer Wettkampf. Wir erzählten in der That fast mehr, als wir wußten! Daß wir unsre Mittheilungen aufs gewissenhafteste an Mutter und Tochter richteten, versteht sich von selbst. Das

Fräulein horchte scheinbar sehr wißbegierig, stellte aber sehr selten selber eine Frage an uns, welche Bescheidenheit wir nicht als Tugend gelten lassen wollten. Zuletzt hatte unser eifriges Dociren den überraschenden Erfolg, daß die allerliebste Prinzessin einschlief. Wir erschracken. Doch bald entschuldigten wir diese Schläfrigkeit mit dem frühen Aufbruch, mit dem Schaukeln des Schiffes, 'mit der milden Morgensonne u. s. w. Zum Glück boten auch eben die Ufer keine Merkwürdigkeit, und so begnügten wir uns denn mit dem schweigenden Anblick des schlummernden Fürstenkindes. Der Schlaf veränderte ihre Züge in merkwürdiger Weise. Wachend sah sie wie ein unbefangen fröhliches Kind aus; der Schlummer des äußern Lebens zeigte deutlich, daß ihr inneres Leben nicht mehr schlummere, daß sie kein Kind mehr sei. Ihr Antlitz hatte einen Ausdruck, als ob ein banger Traum über ihre Seele ginge. Vielleicht war es der Traum ihrer Zukunft. Und wie beklagenswerth ist in der Regel die Zukunft einer Fürstentochter, wenn sie aus der fröhlichen Kinderstube in die Welt hinaustritt! Wie eine sorgsam gehegte Blume erblühte sie, um nun das Opfer einer Konvenienzheirat, das unentbehrliche Stück im Hausstand eines Mannes zu werden, der, während sie in stiller Zurückgezogenheit, in reinster Jungfräulichkeit sich entfaltete, im tollsten Weltrausch alle Lebenslüste bis zur Übersättigung genossen und kaum noch so viel Lebenskraft gerettet hat, um die Welt vor

dem Unglück des Aussterbens eines hohen Geschlechtes zu bewahren!

Vor Straubing erwachte die Holde wieder, und wie man beim Auffahren aus einer Schläfrigkeit, deren man sich schämt, gewöhnlich zu einer recht angelegentlichen Frage die Zuflucht nimmt, so frug auch die kleine Prinzessin eifrig nach Namen und Schicksal der vor uns liegenden Stadt. Wir hielten es diesem Publikum gegenüber für zweckmäßig, vor allem das traurige Geschick der schönen Agnes Bernauerin zu erzählen. Die Fürstin Mutter wollte dies verhindern, indem sie der Tochter ein bedeutsames: Du kennst ja die Geschichte! zurief. Das Töchterlein aber versicherte das Gegentheil und bat um die Erzählung. So berichteten wir denn ausführlich, wie der lebenslustige Herzog Albrecht, dem seine durch des Vaters Gebot ihm anverlobte Braut Elisabeth von Würtemberg eben entflohen war, zu Augsburg beim fröhlichen Fastnachtsspiel die Baderstochter Agnes Bernauer kennen lernte, die wegen ihrer wundervollen Schönheit der Engel Augsburgs genannt wurde. Der Herzog entbrannte in heftiger Liebe für sie, ließ sich auf der Feste Vohburg heimlich mit ihr trauen und verlebte glückliche sechs Jahre, bis der strenge Vater, Herzog Ernst, dem standeswidrigen Liebesbund mit harten Maßregeln entgegentrat. Er veranstaltete ein Turnier zu Regensburg und lud auch seinen Sohn Albrecht dazu ein. Als dieser aber in die Schranken einreiten wollte,

schlossen sich diese vor ihm, als einem, der durch verbotenen Liebesbund mit einer gemeinen Bürgerstochter Ritterthum und Fürstenwürde geschändet hätte. Vergebens betheuerte Albrecht, die Agnes sei seine rechtmäßig angetraute Hausfrau; er blieb vor aller Ritterschaft beschimpft. Da ritt der freisinnige Fürst heim, erklärte öffentlich seine Ehe mit der Augsburger Bürgerstochter, führte sie ins herzogliche Schloß zu Straubing und umgab sie mit fürstlichem Hofstaat. Doch mit trüber Ahnung trat die schöne Agnes diese glänzende Laufbahn an. Ihr erstes Werk als Fürstin war, daß sie sich im Kreuzgang des Karmeliterklosters zu Straubing eine Grabstätte bauen ließ. Ihre Todesahnung ging nur zu bald in Erfüllung. Noch kein Jahr residirte sie in Straubing, da wurde sie in Abwesenheit des Gemals von dessen grausamen Vater gefangen genommen und von einem Gewaltgericht als böse Zauberin, die den Herzog durch teuflische Künste verführt hätte, zum Tod verurtheilt. Rasch wurde das Mordurtheil vollzogen. Man schleppte die arme Frau auf die Brücke und stürzte sie in die Mitte des Stromes. Doch die Wellen wollten den edlen Frauenleib nicht verderben; schonend trugen sie ihn zum Ufer hin. Da eilte ein Henkersknecht mit einem langen Haken herbei, faßte das goldene Haar der Unglücklichen und tauchte sie zu Tode. Unter all den Bürgern Straubings aber regte sich kein Arm zur Rettung der schuldlosen Bürgerstochter, an welcher fürst-

licher Hochmuth eine so gräßliche Gewaltthat verübte. Herzog Albrecht fiel bei der Nachricht von diesem Ende seiner geliebten Agnes besinnungslos zu Boden. Dann erhob er sich mit einem fürchterlichen Racheschwur. Der Vater hatte die Bande der Natur zerrissen; der Sohn wüthete gegen den Vater. Mit Heeresmacht fiel er in die Lande desselben ein, verbrannte Dörfer, zerstörte Schlösser und ließ die unschuldigen Unterthanen büßen, was der Herr verschuldet! Der von Schmerz und Reue zerbrochene Vater wagte keinen Widerstand, nur durch geistlichen Zuspruch und kaiserliche Mahnung suchte er den empörten Sohn zu besänftigen. Es gelang. Im Oktober des Jahres 1435 war die gute Agnes ersäuft worden, und schon im Frühling 1436 heiratete Albrecht — eine Prinzessin. Dem Andenken der so schändlich Gemordeten aber glaubte man fürstlich genug zu thun, indem man über ihrem Grabe ein Betkirchlein erbaute und am Altar desselben eine ewige Messe und ein ewiges Licht stiftete!

Unsre Prinzessin hörte diese Geschichte mit sichtbarer Bewegung und tiefsinnig blickte sie in die Fluten hinab, als wir durch die Brücke von Straubing fuhren. Bei der Fürstin aber waren wir durch diese Erzählung in Ungnade gefallen. Sie verzichtete gänzlich auf unsere Dienste. Wir trösteten uns darüber um so leichter, da wir uns bei Ober-Altaich ausschiffen ließen, um in

dem ehemaligen Benediktinerstift dem Andenken eines bairischen Märtyrers der Wahrheit zu huldigen.

Dieser selten genannte Blutzeuge der Wahrheit war der Mönch Nonnos Gschall, aus Freising gebürtig. Wir geben hier seine traurige Geschichte mit den Worten Zschokkes *): »Reizbaren Gemüthes, Feind der Heuchelei, aber fromm und liebenswürdig im Wandel, schalt der helldenkende Mönch Nonnos Gschall nicht selten mit unvorsichtiger Heftigkeit die zügellosen Sitten seiner Mitbrüder, oder geißelte mit Spott den Stolz ihrer Unwissenheit. Darum ward er von ihnen gehaßt. Sie lauerten auf einen Vorwand ihrer Rache und fanden denselben in seinen freien Äußerungen über Kirchenlehren. Als Glaubensverderber nun verurtheilt und verhaftet, sah er sich ihrer Wuth zur Beute gegeben. Sie durchwühlten seine Schriften und suchten vergebens nach einem Grund zur härtesten Strenge. Dennoch verdammten sie ihn zum schenslichsten ihrer Kerker. Als er sich in denselben zu gehen weigerte, hetzten die frommen Väter, seine Leibesstärke fürchtend, ihren großen Kettenhund. Dann, da er blutend zu Boden gerissen lag, banden sie ihn, und schleppten ihn bei den Füßen über die Treppen hinunter ins tiefe Verlies. Von dieser Grausamkeit überwältigt, wurde Nonnos, nachdem er die Freiheit wieder empfangen, zwar behutsamer, aber

*) Bairische Geschichten 4. Bd. S. 238 u. f.

seinen gefühllosen Klostergenossen nicht befreundeter. Er lebte in sich gekehrt, düster, unter den Mönchstücken ein freudenarmes Leben. Nur zuweilen klagt er in Briefen entfernten Freunden die Härte seines Schicksals und das ruchlose Wesen im Innern der Abtei. Ihm zum Unglück ward durch die lauersamen Mönche der Briefe einer aufgefangen; dann neuer Verhaft gegen ihn verhängt und mit Unmenschlichkeit vollzogen. In schweren Verhören geängstigt, mit allen Schrecknissen des Glaubensgerichts bedrängt, ohne Aussicht seiner Rettung, ward sein Herz der Verzweiflung zum Raube. Er entleibte sich selbst, um der Qual langsamen Kerkertodes zu entrinnen *). Die Mönche fanden ihn, im Blute schwimmend, noch lebendig. Nun erschrack der Abt des Klosters, Joseph Maria, denn das Geschehene war nicht zu verheimlichen. Er ließ, um von dem Gotteshause bösen Verdacht abzuwälzen, im nahgelegenen Straubing ärztliche Hilfe rufen. Sie kam zu spät. Der Sterbende hatte kaum noch Kraft, den zugleich erschienenen Abgeordneten der Obrigkeit von Straubing die Ursache seines freiwilligen Ganges aus dem Leben zu entdecken.«

*) Er durchschnitt sich die Kehle, überlebte die That aber noch zwanzig Stunden. In seiner Verhaftung hatte er, kurz vor Ausführung des Entschlusses, auf eine steinerne Tafel die Worte geschrieben: **Veni, Domine Jesu, Amen!**

Solches geschah im Jahre des Heiles 1775. Noch heutzutag aber ist die Kirche zu Ober-Altaich mit Spottbildern auf die Reformation verziert, worauf die Ketzer in Gestalt von Hunden, Katzen und Wölfen mit menschlichen Köpfen vorgestellt sind. Dies in einem Staate, dessen Verfassung den Protestanten gleiche Rechte zusichert wie den Katholiken! Nachdem wir dies gesehen und vernommen, schien es uns, als ob die schöne Gegend rings umher in nächtigem Dunkel läge, als ob die Donau blutige Wogen wälzte. Mit Betrübniß sahen wir die wiederhergestellte Abtei Metten. Im Jahre 1830 wurde sie erneuert! Während der heilige Geist der Völkerfreiheit in den feurigen Strahlen der Julisonne über die Welt kam, stiftete man in Baiern neue Klöster! — Schaudernd fuhren wir an Deggendorf vorüber, wo im Jahre 1337 der fürchterliche Judenmord verübt wurde, zu welchem Pfaffenlüge den Pöbel aufreizte. Und noch heute wallfahrtet das deutsche Volk zur blutenden Hostie in Deggendorf! Wir kamen so in die rechte Stimmung, um Passau zu betreten, die weithin herrschende Hauptstadt des Ultramontanismus in Deutschland. Schon von weitem ragten uns die Zinnen der Passauer Festung Oberhaus drohend entgegen. Das ist ein kirchlicher und politischer Ketzerthurm, in welchem viele hundert Zeugen der Wahrheit geschmachtet haben. Umsonst entfaltet rings um Passau die Natur ihre schönsten Reize; man kann sich dessen nicht

freuen, wenn man in diesem sonnenlichten Naturleben die finstere Unnatur des Pfaffenthums so verderblich, Himmel und Erde schändend walten sieht. Kaiser Max I. nannte den Rhein die Pfaffengasse, aber die Donau ist es nicht minder, ist es, solang sie auf deutschem Boden fließt. Rhein und Donau werden erst dann vollkommen frei sein, wenn auch die geistlichen Zöllner und Wegelagerer von den Ufern verscheucht sind.

Wer den römischen Katholicismus in seiner ärgsten wahrhaft cynischen Ausartung sehen will, der gehe in Passau in die berühmte Wallfahrtskirche Maria-Hilf. Das Marienbild hat an der einen enblößten Brust das Jesuskind, aus der andern rinnt durch eine silberne Röhre ein Wasserstrahl! Das bethörte Volk aber rutscht die 264 Stufen zur Kirche auf den Knieen hinan, um das Bild anzubeten und das Wasser zu schlürfen, welches für Muttergottesmilch gilt!

Um uns über diese traurige Gegenwart zu trösten, flüchteten wir in die Vergangenheit. Wir suchten in der Geschichte Baierns nach Licht wider die pfäffische Finsterniß. Und wir fanden viele helle Lichtstrahlen. Die Geschichte widerlegt das trügerische Vorgeben, der blinde Ultramontanismus sei in der Natur des bairischen Volkes begründet. Nicht die deutsche Natur dieses kräftigen Volksstammes, sondern die undeutsche unnatürliche Politik hat hier den Ultramontanismus aufrecht erhalten. Hätten alle Herrscher Baierns das ruhmvolle Beispiel

Ludwig des Baiern nachgeahmt, so wäre Baiern ein reformirtes Land, ein wahres deutsches Kernland.

Vom Kurfürsten Maximilian I., dem fanatischen Jesuitendiener sagt Walhallas Gründer: »Daß in Deutschland katholische Religion nicht vertilgt, ist ihm zu danken.« Fürwahr ein sehr zweideutiges Lob! War es denn eine Nothwendigkeit, die katholische Religion in Deutschland zu erhalten? hat denn das römische Kirchenthum dem deutschen Volke und seinen Fürsten jemals Segen gebracht? Und wenn man eingestehen muß, daß diese Kirche nur durch die fürchterliche Gewalt, die Maximilian als Werkzeug Roms und Österreichs ausübte, erhalten werden konnte, gesteht man dadurch nicht auch ein, daß der Geist des deutschen Volkes dieser Kirche entwachsen war, daß sie also nicht verdiente, erhalten zu werden. Man wirft katholischerseits der Reformation vor, sie habe durch die Kirchentrennung das Unglück Deutschlands veranlaßt. Aber dies ist unrichig und ungerecht. Mit wenigen Ausnahmen war das ganze deutsche Volk, auch das süddeutsche, für die Reformation. Hätten nun alle deutschen Fürsten diesem Volksbedürfniß nachgegeben, so wäre ganz Deutschland reformirt und die Reformation nicht zum Bruderkrieg geworden. Nicht die Reformation also, sondern der Kampf, den Österreich und Baiern im Dienste Roms dagegen geführt, hat Deutschland ins Unglück gestürzt.

Uns und unsern über die Herrschaft des Ultramontanismus in Deutschland bekümmerten Lesern zum Troste wecken wir hier in einem kurzen Geschichtsabriß das Andenken an

Baierische Märtyrer der Wahrheit.

Der Same, den Ludwig der Baier gestreut, hatte fruchtbaren Boden gefunden im schönen Baierlande. Schon vor Huß wirkte ein geheimer Bund baierischer Denker für Aufklärung in religiösen Dingen. Huß selber hatte in Baiern begeisterte Anhänger. Gleich ihm starben die bairischen Priester Peter von Dräsen, Ulrich Grunenfelder und Heinrich Rathgeb in den Flammen. Sogar eine baierische Prinzessin, Herzog Ernsts Schwester Sophie, war Hussitin, und als der Bruder sie einst bekehren wollte, schwur sie, für den gereinigten Glauben gleich Meister Huß mit Freuden sterben zu wollen. Der Herzog ergrimmte darüber so sehr, daß er der Schwester einen Backenstreich versetzte!

Luther hatte in Baiern persönlich viele Anhänger. Schon im Jahre 1519 wurde seine Predigt von der »Betrachtung des Leidens Christi« in München nachgedruckt. Selbst in Ingolstadt und Landshut erschienen reformatorische Schriften, z. B. über Kirchenasyle, Priesterehe u. s. w. Ja der Bischof Johannes von

Chiemsee gab eine Schrift: »Die Last der Kirche« heraus, worin das Verderbniß der römischen Geistlichkeit mit den lebhaftesten Farben geschildert wird, greller als es damals noch von Luther geschehen war. Auch im satyrischen Volkston wurde in Baiern für die Reformation gewirkt. Es erschien ein Gedicht mit dem Titel: »Pamachius, eine kurzweilige Tragödie, darin auf wahrhaften Historien vorgebildet wird, wie die Päbste und Bischöfe das Predigt- und Hirtenamt verlassen und beide über mächtige Land und Leute und über die blöden Gewissen Herrschaft wider Gottes Willen erhalten, beschrieben von Thomas Kirchmaier.«

Luthers Standhaftigkeit zu Augsburg vor dem päbstlichen Legaten gewann ihm viele bairische Herzen, und schon traten Viele offen zur neuen Lehre über. Ökolampadius aus dem Brigittinerkloster zu Altmünster war der erste bairische Mönch, der sich für Luther erklärte und die Zelle verließ. Zwar erhob sich jetzt in Baiern auch der bedeutendste Gegner Luthers, Johann Eck, Professor und Prokanzler zu Ingolstadt, der bekanntlich den Kampf gegen Luther nicht blos mit wissenschaftlichen Waffen führte, sondern auch mit päbstlichen und fürstlichen Verdammungsmandaten; aber wie wenig dieser Mann im Stande war, die Hinneigung zu Luther zu unterdrücken, ist gewiß am auffallendsten dadurch bewiesen, daß Ecks eigener Amanuensis, der ihm bei der Disputation zu Leipzig gedient, nämlich der

Theologe Johann Graumann, von Neustadt an der Donau, zum Lutherthum überging.

Die geistige Theilnahme an der Kirchenverbesserung hielt in Baiern gleichen Schritt mit den übrigen deutschen Ländern, obwol Baierns Fürsten *) durch strenge Mandate entgegenarbeiteten.

Der Guardian des Franziskanerklosters zu Ingolstadt trat offen für den Genuß des Abendmals unter beiden Gestalten auf.

Großes Aufsehen und weitgreifende Wirkung machte es besonders, als im Jahr 1522 Wolfgang Ruß, Kaplan an der Wallfahrtskirche zu Altöttingen gegen die Wallfahrten zu predigen anfing. Er wurde nach Salzburg zur Verantwortung vorgeladen, fand es aber gerathener, nach Ulm zu entfliehen, denn die Salzburger Ketzerrichter hatten ihren Grimm nicht verbergen können und schon in die Vorladung Rußens die Drohung einfließen lassen: »Man wolle sehen, daß man ihm seine Christums, Paulums und Evangeliums gebe, daß er wolle, er wäre fein müssig gangen.« Unterweges ließ Ruß seine Rechtfertigung drucken: »Entschul-

*) Anfangs waren selbst sie der Reform nicht ganz abgeneigt. Später ging ihnen die Sache zu weit. Herzog Wilhelm war besonders darüber empört, daß die Neuerer dem Menschen den freien Willen absprachen. Er nannte dies in einem Mandat nicht etwa einen menschlichen, sondern einen viehischen Irrthum.

digung eines Priesters Wolfgang Ruß, Gesellpfaff zu Ötting in Baiern gewesen, welcher wegen Gotteswort, dem gemeinen Mann fürgebracht, gen Salzburg zitirt worden, aber nicht erschienen.«

Zu Ingolstadt hielt im Jahre 1523 ein Webergeselle am Eingange der St. Sebastianskirche Vorlesungen aus Luthers Schriften. Viel Volk drängte sich um ihn. Aber bald warf man ihn in den Kerker. Da Bekehrungsversuche nichts fruchteten, wurde er als Ausländer aus Baiern verwiesen.

In demselben Jahre wurde der Priester und Magister Jakob Daxer zu Ingolstadt wegen lutherischer Ketzerei eingekerkert und durch ein Ketzergericht verhört, welches ihn als einen überwiesenen Lutheraner, an Händen und Füßen gebunden, dem Bischof von Eichstädt überlieferte, der ihn aber nach längerer Kerkerhaft nur mit Verbannung aus der Diözese bestrafte.

Größere Bedeutung erhielt der Prozeß des Magisters Arsazius Seehofer, der aus München gebürtig, in Wittenberg studiert hatte. Schon von dort aus suchte er durch Briefe die neue Lehre in Baiern zu verbreiten, später aber hatte er den Muth, sie in Ingolstadt vom Katheder zu vertheidigen. Er wurde ins Gefängniß geworfen, durch lange qualvolle Haft zum öffentlichen Widerruf gezwungen und sollte sein Leben im Kloster Ettal beschließen. Aber er entkam von dort glücklich nach Sachsen. Luther sandte ihn nach Preußen, von wo er

später nach Augsburg kam und endlich als Stadtpfarrer von Winnenden in Würtemberg starb. Auch zwölf seiner Schüler wurden in peinliche Haft genommen und mußten die erhaltenen Lehren abschwören.

Hierauf beschäftigte sich die hohe Schule von Ingolstadt mit vier Buchbindern, zwei Meistern und zwei Gesellen. Erstere, die lutherische Bücher verkauft, wurden nach einer strengen Vermahnung losgelassen, mit den beiden Gesellen aber, die ketzerische Reden geführt und über Fasten, Beichte, Türkengebet und Bann gespottet hatten, wurde langwierig prozessirt und sogar an den Herzog berichtet, der aber das Endurtel blos dahin abgab: »Es ist unsere Meinung, daß ir die zween Puchpinder-Knecht Ir Gefengnus auch erledigt und alsdann Ihnen unser Fürstenthumb über die vier Wald ewiglich versagen lasset.« — Hierauf bewies die hohe Ketzerrichterschule sich großmüthig und schenkte jedem der Verbannten 15 Kreuzer Wegzehrung.

In demselben Jahre 1523 trat eine edle baierische Frau als begeisterte Schülerin Luthers öffentlich auf. Es war Argula von Grumbach, geborne Freifrau von Stauffen. Sie hielt zuerst zu Dietfurt vor allem Volke öffentliche Vorträge über die neue Lehre. Als Seehofer in Ingolstadt verhaftet wurde, trat Argula als seine und seiner Lehre Vertheidigerin auf. Sie schrieb an die hohe Schule und forderte sie zur Disputation heraus. Da sie weder hier noch beim Magistrat von

Ingolstadt Gehör fand, wandte sie sich an Herzog Wilhelm selbst. Sie hielt dafür, die Fürsten seien nur aus Unkenntniß gegen die Reform. »Mich erbarmen unsere Fürsten,« schrieb sie an die hohe Schule zu Ingolstadt, »daß ihr sie so jämmerlich verführet und betrüget.« Allein die Folge dieses Schrittes der kühnen Frau war landesherrliche Ungnade und endlich Verbannung. Die gelehrten Herren von Ingolstadt aber beantworteten die Herausforderung der edlen Frau durch niedrige Verspottung ihres Geschlechtes. In einem Spottgedicht auf sie heißt es z. B.

»Frau Argel, arg ist euer Nahm,
Viel ärger, daß ihr ohne Scham,
Und alle weiblich Zucht vergessen,
So frevel seyd und so vermessen,
Daß ihr euer Fürsten und Herren
Erst wollt einen neuen Glauben lehren,
Und euch daneben untersteht,
Eine ganze Universität
Zu straffen und zu schimpfieren
Mit euren närrischen Allegieren
Von 100 Stell zusammenpflickt,
Der keiner sich zum andern schickt.«

Frau Argula vertheidigte sich ebenfalls in Reimen, ertrug standhaft alle Verfolgungen und blieb bis zum Ende ihres Lebens eine eifrige Verbreiterin der neuen Lehre. Sie starb in Franken im Jahre 1554.

Die Kirchenneuerung gewann immer mehr öffentliche Anhänger in Baiern. Martin Rekenhofer, Prediger zu Freising trat gegen Opfer und Ablaß auf und vertheidigte die Lehre Seehofers. Der Pfarrer Freysleben zu Weiden begann mit großem Erfolg die Reform seines Sprengels. Zu Ingolstadt vertheidigte der Priester Andrä Helmschrot lutherische Sätze. Magister Hob von Ochsfurt und Karl Spruner von Würzburg kamen wegen Ketzerei ins Gefängniß. Jörg Rogl von Leuchtenberg und seine Hausfrau Anna wurden wegen Übertretung des Fastengebotes und Empfang des Abendmals in beiden Gestalten auf ihrem Schlosse gefangen genommen, mußten ihre Güter abtreten und wurden nach München in Haft geführt. Bernhard Tichtel von Tutzing, ein im Dienst des Herzogs stehender Edelmann ritt von München nach Nürnberg. Unterwegs gesellte sich zu ihm **Dr.** Franz Burkhard, Professor der Rechte zu Ingolstadt, der dieselbe Straße zog. Beim Abendessen zu Pfaffenhofen sprachen sie über die Lehre vom Fegfeuer, von dem Fasten u. s. w. Burkhard, ein fanatischer Ketzerrichter, war mit den Ansichten Tichtels so unzufrieden, daß er ihn beim Herzog als Ketzer denunzirte. Tichtel wurde sogleich verhaftet, in eine langwierige Untersuchung verwickelt und nur auf dringende Fürbitte vieler angesehenen Edelleute freigegeben, nachdem er einen feierlichen Reinigungseid abgelegt. — Die beiden

Pfarrprediger von Landsberg, Jörg Lorenz und Pankraz Gundolt verloren im Jahre 1524 wegen lutherischer Gesinnung ihre Pfründen und mußten auswandern. Ebenso ging es dem Vikar zu Wasserburg, Michael Koller. Noch im nämlichen Jahre trat auch zu Altötting wieder ein Reformator auf, der Vikar Konrad Pirkeimer, welcher gegen die Verehrung der Heiligen predigte und die Bilder derselben geradezu Götzenbilder nannte. Nach langer Untersuchung zu München wurde er aus Baiern verbannt. — Wolfgang Wursinger, Domherr zu Freising verlor wegen Ketzerei sein Kanonikat. Der herzogliche Hoftrompeter Erhard Gugler in München verlor wegen Verbreitung ketzerischer Traktätlein seinen Dienst und wurde endlich mit Weib und Kind des Landes verwiesen. — Wolfgang Hakenschmit, Pfarrer zu Silenbach, predigte heftig gegen Wallfahrten und Verehrung der Reliquien. Er wurde in Untersuchung gezogen und verlor seine Pfarre. — Der Kooperator Michael zu Straubing sollte wegen Ketzerei öffentlich entweiht werden. Die Furcht vor dieser Beschimpfung und die Bitten seiner Verwandten bewogen ihn zum Widerruf. Aber er entfloh hierauf nach Augsburg und wurde einer der eifrigsten Prediger der neuen Lehre. Er vermählte sich öffentlich mit der Tochter eines Papiermachers. Seine Predigten zogen unzählige Baiern nach Augsburg, weshalb das Auslaufen zu fremden Pre-

digten unter den schärfsten Strafen verboten wurde. — Im Jahre 1526 trat Johann Pettendorfer, ehedem Professor und Oberpfarrer zu Ingolstadt, später Weihbischof zu Würzburg zum Lutherthum über und heiratete.

Da die Neuerung dergestalt immer mehr um sich griff, so ergrimmte endlich Herzog Wilhelm und ließ sich zu strengern Maßregeln hinreißen. Fortan wurde die neue Lehre mit Feuer und Schwert bekämpft.

Ein Bäckergesell zu München wurde der erste Blutzeuge der neuen Kirchenlehre. Der oben genannte **Dr.** Burkhard war es vorzüglich, der den Herzog zu blutiger Strenge aufrief. »Es tauge alles nichts« — sagte Burkhard — »außer man thue allen Lutherischen wie man dem Bäckerknecht gethan; dem habe man den Kopf abgehauen, das habe er, Burkhard, dem Herzog bei seinen Pflichten gerathen, und dieser habe ihm gefolgt, und er wolle ihm rathen, daß man ihnen allen so thue.« —

Im Jahre 1527 wurde Pankraz Schneider, Küster zu Eckelheim in Baiern, seines lutherischen Glaubensbekenntnisses wegen enthauptet. In demselben Jahre starb zu München Georg Wagner freudigen Muthes in den Flammen des Scheiterhaufens. Stephan Kastenbauer, welcher zu Regensburg gegen den Bilderdienst und die Vorenthaltung des Kelches gepredigt, drei Jahre in den Kerkern von Mühldorf ge-

schmachtet und nie widerrufen hatte, sollte in einem Thurm der Stadtmauer von Salzburg in die Luft gesprengt werden; aber das Pulver ging zu früh los und das Volk rettete den Priester. Im ganzen Lande Baiern aber wurden nun die Lutherischen enthauptet, ersäuft und verbrannt. München sah in einem Jahre neunundzwanzig solche Hinrichtungen.

Die allgemeinste Theilnahme erregte das Schicksal Lienhard Kaisers, Pfarrvikars von Waitzenkirchen.

Lienhard Kaiser, (andere nennen ihn Käser) aus dem Innkreise gebürtig, war sieben Jahre lang Pfarrverweser zu Waitzenkirchen. Als Luthers Lehre aufkam, ergriff sie den erleuchteten Priester und er gab ihr öffentlich das Zeugniß. Kaiser wurde nach Passau vorgeladen, aber nach dreitägigem Gefängniß blos mit der Warnung, sich lutherischer Ketzereien zu enthalten, wieder nach Waitzenkirchen entlassen. Doch seine Überzeugung vertrug sich nicht mehr mit einem Amte, welches er als blindgläubiges Werkzeug der Obern verwalten sollte, deshalb legte er seine Stelle nieder und ging nach Wittenberg, um sich durch Luther selbst in die neue Kirche einführen zu lassen. Zwei Jahre lebte er in Wittenberg, da kam ihm aus der Heimat die Nachricht, sein Vater liege im Sterben und wünsche sehnlichst, den Sohn noch einmal zu sehen. Die Klugheit und der Rath aller Freunde widerriethen die Heimkehr; aber die kind-

liche Liebe siegte über alle Besorgnisse, und Kaiser eilte ans Sterbebett des Vaters. Eben kam er noch recht, um den väterlichen Segen zu empfangen. Der Pfarrer des Ortes aber beeilte sich, dem Bischof Ernst von Passau die Anzeige von der Heimkehr des Ketzers zu machen, und sogleich erging der Befehl, den gefährlichen Abtrünnigen zu verhaften. Vom Krankenlager, auf welches ihn die Anstrengung der schnellen Reise und der Schmerz über den Tod des Vaters geworfen, wurde Kaiser aufgehoben und in Ketten nach Passau geschleppt, wo er zehn Wochen lang im Unrath eines tiefen licht- und luftlosen, von eklem Ungeziefer wimmelnden Kerkers schmachtete. Endlich wurde er in ein geheimes Verhör gebracht, wo man sich alle Mühe gab, ihn zum Widerruf zu bewegen. Allein wie sein Meister Luther betheuerte Kaiser, er könne nicht widerrufen, es sei denn, man widerlege ihn aus der heiligen Schrift; worauf sich die Richter natürlich nicht einließen. Als sich die Kunde von der Gefangennehmung Kaisers, den kindliche Liebe in die Hände seiner Feinde geführt, in Deutschland verbreitete, nahmen alle edlen Herzen an seinem Schicksal warmen Antheil. Von allen Seiten kamen Fürbitten an den Bischof, sogar Herzog Johann von Sachsen schrieb eigenhändig an ihn. Die Mutter des Gefangenen warf sich dem Kirchenfürsten zu Füßen und flehte um den geliebten Sohn. Der Bischof blieb unbeweglich.

Am 18. Juni 1527 wurde Kaiser, mit Ketten belastet und von Geharnischten umgeben auf den Schrannenplatz zu Passau, zum öffentlichen Verhör geführt. Der Bischof, umgeben von Weihbischöfen, Pröpsten, Domherren und Doktoren, darunter auch Johann Eck von Ingolstadt, saß in eigener Person zu Gerichte. Ein Offizial trat auf und verkündigte, daß ein lutherischer Priester in die Schranken geführt worden sei. Der Bischof befahl dessen Vernehmung. Da wurden Kaisern die Ketten abgenommen und man führte ihn vor die Richter, die ihm sogleich ihr: »Widerrufe!« zuschrien. Kaiser wies abermals standhaft auf die heilige Schrift. Da begann ein Notar die in fürchterliche Formeln gefaßte Klage vorzulesen, aber bald erstickten Thränen seine Stimme, und ein anderer, härteren Gemüthes, mußte ihn ablösen. Vergebens bat Kaiser um eine Abschrift der Klage und um eine Frist zur Überlegung und Rathserholung. Man verweigerte beides und forderte den Verlassenen auf, die an ihn gestellten Fragen einfach mit Ja oder Nein zu beantworten. Da nun diese Fragen lateinisch gestellt wurden, so bat Kaiser, man möchte ihn deutsch verhören, damit das Volk die Verhandlungen verstehen könnte, indem sonst das öffentliche Verhör eitel Possenspiel wäre. Da man aber dennoch immer lateinisch frug, so verdeutschte Kaiser selber die Fragen und beantwortete sie deutsch. Dabei gerieth er in solche Begeisterung, daß ihn der bischöfliche

Offizial wiederholt anfuhr: »Ob er denn predigen wollte?«

Da der Bischof die Rührung des Volkes bemerkte, schritt er rasch ohne weitere Untersuchung zum Urtheil: »Kaiser sollte degradirt und dem weltlichen Arm übergeben werden.« Vergebens beriefen Kaiser sowol als sein Sachwalter sich auf ein allgemeines Nationalkonzil. Man nahm sogleich unter den gewöhnlichen Verwünschungen die Entweihung vor und übergab den Verurtheilten dem Stadtrichter. Dieser ließ ihn wieder in die Festung führen, wo er bis zum 15. August im Kerker liegen mußte. An diesem Tage endlich fesselte man ihn mit Ketten an ein Pferd und eine bewaffnete Schaar führte ihn aus der Stadt gegen Schärding. Kaiser war heiter und gottergeben. Unterweges grüßte er jeden Bekannten. Seine Freunde nahmen Abschied von ihm und baten ihn, daß er die Wahrheit nicht verleugnen möge. Mit zum Himmel gewandtem Gesichte nahm er einen Abschiedstrunk, sprechend: »Das sei mir in meines Christus Namen!« Als er Schärding erblickte, rief er aus: »Christus, mein Gott! wie bist du so wunderbarlich in deinen Werken, daß ich wieder in meine alte Herberge komme.« — Hier ließ man ihn wieder vier Tage im Kerker liegen. Seine Anverwandten besuchten ihn und verkündeten ihm traurig, daß er verbrannt werden würde. Gefaßt sprach Kaiser: »Eine andere Botschaft wäre freilich besser, doch Gottes Willen geschehe!«

Verwandte und Freunde hatten sich inzwischen mit mäch-
tiger Fürsprache der Grafen von Schaumburg und
Schwarzenberg nach München an Herzog Wilhelm um
Begnadigung gewendet. Statt dieser aber kam der her-
zogliche Befehl, den verfluchten Ketzer ohne weitere
Umstände hinzurichten.

Der Landrichter von Schärding fürchtete die Aufre-
gung des Volkes und wollte daher die Hinrichtung heim-
lich vornehmen lassen; aber die Bürger von Schärding
duldeten es nicht. In der Frühe des 19. Augusts 1527
wurde Kaiser zum Tode geholt. Die Henker, die zu ihm
in das Gefängniß traten, entschuldigten sich. Da sprach
Kaiser: »Thut, was euch befohlen ist, ihr seid nur
Werkzeuge.« — Muthig betrat er dann den Weg zum
Tode; durch die ganze Stadt betete er mit lauter Stimme
Psalmen. Einen katholischen Geistlichen aber, der ihn
begleiten wollte, wies er zurück. Am Thore kam sein
Diener heran und nahm wehklagend Abschied.

Als der Zug am Inn ankam, wo neben dem Gal-
gen ein Scheiterhaufen aufgethürmt und viel Volk ver-
sammelt war, rief Kaiser: »Hier ist die Ernte, da
soll man Schnitter in die Ernte haben; bittet den Haus-
vater, daß er Schnitter sende.« In diesem Augenblicke
ergriffen ihn die Henker und führten ihn über einen klei-
nen Arm des Flusses zum Holzstoß. Da rief der Edle
mit lauter Stimme Verzeihung denjenigen, die ihn
hierher befördert, und er forderte auch das Volk auf,

daß es ihm für seine Feinde beten helfe. Doch der Landrichter verbot ihm ferneres Sprechen und befahl den Henkern schnell ihre Schuldigkeit zu thun. Da entkleidete sich Kaiser, still betend, stieg im Unterkleid auf den Holzstoß und setzte sich unter dem Wehklagen des Volkes in eine Vertiefung der Scheiter. Während ihn die Henker an den Pfahl banden, bat er das Volk zu singen: »Komm heiliger Geist!« Der katholische Priester trat nun wieder heran und ermahnte zum Widerruf. Kaiser schwieg. Auf die Frage aber, ob er als ein echter Christ sterben wollte, rief er ein lautes freudiges: »Ja!« — Jetzt loderten die Flammen auf und umwirbelten den muthigen Kämpfer der Wahrheit. Noch hörte man ihn laut rufen: »Jesus, ich bin dein, mach mich selig!« Dann verstummte und verschwand er in Rauch und Flammen.

Aber in solchen Flammen lodert das Licht der Wahrheit nur heller auf. So auch in Baiern. In demselben Passau, wo das strenge Urtheil über Kaiser gesprochen worden, sangen die Domschüler Luthers Lieder. In Wasserburg traten drei Priester öffentlich zum Lutherthum über und litten standhaft den Märtyrertod. In vielen Kirchspielen zertrümmerten die Bauern Statuen und Kreuze und zwangen die Pfarrer, das Abendmal in beiden Gestalten zu reichen. Mönche und Nonnen verließen die Klöster. Die Stände zu Landshut und München verlangten: »Das Wort Gottes müsse lauter

und rein gepredigt werden, das Abendmal mit Brot und Wein, wie Christus es eingesetzt, gereicht, das Verbot des Fleischessens aufgehoben werden.«

Daraus nun, daß ungeachtet der strengen Verfolgung so viele öffentliche Bekenner der neuen Lehre auftraten, kann man mit Sicherheit auf eine unzählige Menge geheimer Bekenner schließen. Mit Recht darf man sagen, daß die Mehrzahl des baierischen Volkes für die Kirchenreform gewesen sei, wie dies auch in Österreich der Fall war.

Aber die Fürsten beider Länder vergaßen ihres deutschen Berufes, vergaßen des großen Nationalkampfes der Deutschen gegen die römische Herrschaft, und rotteten die neue Lehre mit fürchterlichster Strenge aus.

In Baiern wurde bald jeder, der einmal eine lutherische Predigt gehört, ja wer nur eine lutherische Schrift gelesen, dem Henker überliefert. Baiern war das erste Land, welches die Jesuiten berief, die seitdem in Deutschland so unheilvoll gewirkt haben. Im Jahre 1548 kamen die ersten drei Jesuiten nach Ingolstadt, der Savoyarde Le Jay, der Spanier Salmeron und der berüchtigte Canisius aus Nimwegen. Sie verfaßten sogleich einen Inquisitionskatechismus für Baiern, nach welchem die römische Rechtgläubigkeit geprüft wurde. Wer in irgend einem Punkte verdächtig erschien und sich nicht beeilte abzuschwören, kam auf den Scheiterhaufen, oder mußte wenigstens mit Zurücklassung seines

Vermögens auswandern. Diese Inquisition wurde ununterbrochen fortgesetzt. Unter Herzog Albrecht zog der Graf von Schwarzenberg mit dem Jesuiten Cavillon im ganzen Lande herum, ließ den Katechismus beschwören und die Widerstrebenden köpfen, ersäufen und verbrennen, oder wenigstens ins Elend jagen.

Auf solche Weise und später durch die Gräuel des Religionskrieges, den Baiern für römische und österreichische Interessen führte, wurde die römische Kirche in Süddeutschland erhalten; aber die politische Bedeutung und der geistige Ruhm Baierns gingen darüber verloren.

Maximilian hat dies sinnbildlich dadurch gezeigt, daß er die unschätzbare Heidelberger Bibliothek als Geschenk nach Rom sandte. Mehr als hundert schwer belastete Maulesel schleppten den herrlichen Bücherschatz über die Alpen. Jeder Maulesel trug eine Tafel, worauf stand: »Sum de bibliotheca etc. d. h. Ich (der Esel) bin von der Bibliothek u. s. w. Leider waren dies nicht die ersten und nicht die letzten deutschen Esel, welche deutsches Gut nach Rom getragen.

Der Ultramontanismus ist durch ein volles Jahrtausend hindurch der Fluch Deutschlands gewesen, und es hat allen Anschein, als ob es noch manches Jahrhundert so bleiben sollte. Aber nicht blos der kirchliche Ultramontanismus, sondern auch der politische. Der Wahnsinn, blindgläubig unter den römischen Pantoffel

zu kriechen und zu gleicher Zeit wieder die Kaiserhoheit über Italien ausüben zu wollen, hat Deutschlands Gut und Blut in Italien versiegen lassen und die nationale Entwickelung unsers Volkes gehindert. Für uns reifen in den Gärten Europas keine süßen Früchte. Der einzige Erfolg der kirchlichen und politischen Verbindung Deutschlands mit Italien ist der fanatische Zwietracht entflammende Segen des Pabstes und der die deutsche Ehre befleckende Fluch des italienischen Volkes. Aber der alleinseligmachende Köhlerglaube und die stockblinde Diplomatie scheinen in Deutschland unsterblich zu sein.

Eine Nibelungenfahrt.



Die Kritiker haben viel Gelehrsamkeit darüber verstritten, wer der Dichter des Nibelungenliedes sei. Es wurde ein wahrer Vernichtungskrieg geführt, und das tiefsinnige Urtheil der Kritik lautet fast einstimmig dahin, daß gar niemand das Nibelungenlied gemacht habe! Wünschen wir uns Glück, daß die Kritiker nicht auch das Dasein des Liedes selber hinwegdisputirt haben. Das deutsche Volk hat alle Ursache, das, was ihm in seiner Geschichte lieb und werth ist, mit seinem eigenen Leib und Leben zu decken, sonst geht in der kritischen Retorte alles in Sage und Mythe auf.

Das Lied selbst aber, welches in dieser kritischen Frage doch gehört werden muß, beweist unwiderleglich, daß es von einem Österreicher gedichtet ist, und dies kann nicht leicht ein anderer als Heinrich von Osterdingen (Efferdingen) sein. Das Lied stammt aus Österreich, weil das ganze österreichische Donauthal von Passau bis Hainburg mit sichtlicher Heimatsliebe darin aufgenommen ist. Während der Dichter die Nibelungenfahrt sonst,

was das Örtliche betrifft, nur in großen ungenauen Zügen schildert und nur wenige allbekannte Städte nennt, begleitet er im österreichischen Donauthal den Zug von Nachtlager zu Nachtlager und nennt Städtchen und Flecken, die nur einem Österreicher bekannt sein konnten, wie sie selbst heutzutag nur der Österreicher kennt.

Dadurch gewinnt das ohnehin so interessante Donauthal von Passau bis Hainburg einen ganz eigenthümlichen historisch poetischen Reiz. Dies bewog uns, eine Nibelungenfahrt zu unternehmen und all die Orte zu sehen, wo die schöne Kriemhilde mit ihrem ritterlichen Begleiter, dem biderben Markgrafen Rüdiger von Pöchlarn, geweilt. Wir gehörten auf diesem Zuge natürlich nicht lediglich der Nibelungen-Vergangenheit an, sondern beachteten auch die österreichische lustige und traurige Gegenwart, ja lugten sogar in die deutsche Zukunft dieser Gegenden.

Passau verlor sogleich sein schwarzes Pfaffendunkel, als wir es im Nibelungenlicht betrachteten.

Aventiure **XXI.** heißt es: *)

---

*) Wir geben bei unsern Citaten aus dem Nibelungenliede den von Hagen hergestellten Urtext mit einiger Modernisirung. Er ist größtentheils leicht zu verstehen, und einzelne Schwierigkeiten bewirken, daß man aufmerksamer und mit mehr Pietät liest, wodurch allein der ehrwürdige Geist des Gedichtes erfaßt werden kann.

»Do ſie über Tuonouwe komen in Beyer lant,
do wurden diſtu märe witen bekant,
daz zen Hiunen vüre Kriemhielt diu Königin.
Des vröute ſich ir oeheim, ein Biſchof, der hiez Pilgerin.

In der ſtat ze Pazzouwe was er biſchof.
Die herberge wurden laere und ouch des vürſten hof,
ſie ilten gegen den geſten uf in Beyer lant,
da der biſchof Pilgerin die ſchöne Kriemhilde vant.

Sinem ingeſinde was daz nicht ze leid,
daz ſi ir volgen ſahen ſo manige ſchöne meid;
do trute man mit ougen der edeln ritter kind,
vil riche herberge gap man den edeln geſten ſint.

Diu vrouwe mit ir oeheim ze Pazzouwe reit;
ez was den burgeren darinne niht ze leit,
daz dar komen ſolde des vürſten ſchweſter kint,
ſi wart vil wol empfangen von den koufliuten ſint.

Der Biſchof wünſchte ſehr, daß ſeine ſchöne Nichte bei ihm bleiben möchte, aber Markgraf Rüdiger ſprach: »en enmak nicht ergan; wir muezen nider reiten in der Hiunen lant, uns wartet vil der Degene.« Der Biſchof aber konnte ſich von der Holdſeligen nicht trennen, daher begleitete er ſie des andern Tages nach Everdingen und Tags darauf über die Traun bis nach Enns. »Do ſah man uf geſpannen hütten und gezelt, da die geſte ſolden die nachtſelde han; von Ruedegers vriunden wart in dienſte vil getan.« Hier kam auch die ſchöne Gode=

linde, Rüdigers Hausfrau, von Pöchlarn herauf, den werthen Gästen entgegen und brachte ein gar anmuthiges Frauengefolge mit. Deß freuten sich die mannlichen Degen gar sehr, sie pflogen Ritterschaft und ritten vor den Frauen um Preise. »Daz sach vil manik meid, ouch was der helden dienest den schönen vrouwen niht ze leid.« Aber

»Der vogt von Bechelaren zuo sime wibe reit;
der edelen markgravinne was daz niht ze leit,
daz er so wol gesunder was von Rine komen,
ja was ir vil ir sorgen mit grozen vröuden benomen.«

Als Kriemhild die Godelinde erblickte, hielt sie ihr Pferd an, und ließ sich aus dem Sattel heben. Die beiden Frauen grüßten und küßten sich gar inniglich. Frau Godelinde sprach: Nu wol mich liebiu vrouwe, da ich iuwern schoenen lip han in diesen landen mit vröuden gesehn! mir enkunde in disen ziten nimmer lieber geschehn.« — »Nu lon iu Gott,« sprach Kriemhielt, »vil edel Gotelint, sol ich gesunt beliben, ez mag iu komen ze liebe.« — Und »zuo z'einander si sazen uf den kle; di gerne vrouwen sahen, den was daz niht ze we.« —

Das Feld bei Enns hat schon ernstere Waffenspiele gesehen als jene zur Feier von Kriemhildens Brautfahrt. Hier lag Karl der Große verschanzt, als er sich durch dreitägiges Fasten und Beten zum Vernichtungskampf gegen die Avaren die Weihe gab. Später thürmte sich die Ennsburg den wilden Ungarn entgegen. Bis hierher

stürmten im Jahre 1552 die Türken. Im Bauernkriege berannten Stephan Fadinger und Wurm das feste Enns. Im Jahre 1809 hielt hier Napoleon Lagerstand auf seinem Zuge gen Wien. Und schon die kriegsherrschenden Römer hausten in dieser Gegend. Ringsum ist der Boden reich an Überbleibseln aus der Römerzeit. An der Donau unten liegt Lorch, das alte Laureacum, wo eine Donauflotte in der Strombucht des Enghafens gelegen.

Enns liegt auf steiler Höhe und herrscht weithin über die prächtige, reichgesegnete Gegend. Tief unten drängt sich die Enns mit mächtigen Wogen der Vereinigung mit dem Zukunftstrome Deutschlands zu. Fernher grüßen die gewaltigen Bergriesen; ganz nahe leuchten die Thürme des reichen Augustinerklosters St. Florian aus den Hügeln hervor. In dieser Propstei kann man sehen, wie das theoretische Gelübde der Armuth praktisch verstanden wird. Wenig Fürstensitze gleichen diesem Kloster.

Wir saßen in der Wirthsstube zu Enns und vertieften uns in die Thatenkunde der großen Vorzeit, während uns Schwärme zudringlicher Fliegen an die kleinliche Gegenwart erinnerten. Im Mittelalter war Enns ein bedeutender Handelsplatz; jetzt ist es ein dörflicher Flecken. Es ist traurig bezeichnend für die Zustände Österreichs, daß es auf seinem reichen Gebiete so wenig

bedeutendere Städte hat und hierin selbst von den dürftigen Marken an der Nord- und Ostsee übertroffen wird. Nur das lombardisch-venetianische Königreich macht hiervon eine Ausnahme, aber eben nur deshalb, weil es nicht echt österreichisch ist. Im eigentlichen Österreich kommt auf jede Provinz kaum eine Stadt von etwas regerem Leben. Und wie dürftig ist selbst dieses Leben! Welch kleine Rolle spielen Klagenfurt, Laibach, Innsbruck, Brünn, ja selbst Linz, Grätz und Prag neben deutschen Städten gleicher Größe, selbst wenn diese nicht Provinzial-Hauptstädte sind! Und dabei denken wir natürlich gar nicht an ein geistiges oder politisches Leben, sondern lediglich an den gewöhnlichen bürgerlichen Verkehr. Woran liegt wol die Schuld dieses traurigen Zurückseins Österreichs? Gewiß nur an dem System, welches das Volksleben lediglich zum papiernen Aktenleben macht, jede freie Thätigkeit verpönt, und namentlich die Selbständigkeit der Stadtgemeinden ganz unterdrückt hat. Wieviel dadurch die Regierung sich selber geschadet, um wieviel reicher und mächtiger sie wäre, wenn sie viele reiche und mächtige Städte hätte, das ist für sich einleuchtend.

Solches und ähnliches räsonnirten wir in der schmutzigen Gaststube zu Enns. Dabei umsummten uns die Fliegen immer toller, stachen uns immer giftiger. Sie wurden uns endlich nicht nur lästig, sondern geradezu un-

heimlich. Es kam uns vor, als ob in diese gaukelnden Wesen der kleinliche Patriotismus vieler Österreicher gefahren wäre, die über jede Kritik, die ein Fremder über Österreich ausspricht, in offiziellen Zorn gerathen. Sie selber umsummen mit beißender Kritik alle und jeden, sie wagen es, sich selbst großen Herren auf die Nase zu setzen; sticht aber ein Ausländer, zumal ein Deutscher in das österreichische Wespennest, dann fällt der Wespenschwarm über ihn her und beißt ihn hinaus. Je länger wir mit den schwarzen Ungethümchen kämpften, desto mehr fürchteten wir uns vor ihnen. Zuletzt erschienen sie uns als allgegenwärtige Spione, die nur deshalb unsern Köpfen so arg zusetzten, uns unter die Haare krochen, in die Augen flogen, in Ohren und Nase kitzelten, auf der Stirn mit gierigem Saugrüssel herumliefen, um unsre ausländischen Gedanken einzusaugen, und damit nach Österreich unter der Enns zu fliegen, und in der Herrengasse zu Wien die weißen Blätter der Polizei-Rapporte zu beklecksen. Schnell zahlten wir unsre Zeche und retteten uns hinaus aufs freie Feld. Da leuchtete die Sonne vom klaren Himmel herab, und nicht durch erblindete vergitterte Fenster; da jubelten die Lerchen; da wogte das Fruchtfeld; da rollte der Strom in ungehemmter Kraft; da ragten die Bäume himmelan; da athmete die ganze Natur Freiheit und Lebenslust.

Und unserm geistigen Auge erschien wieder die Nibelungenwelt. Wir sahen wieder die reizende Kriemhilde

und die tugendsame Frau Godelind und all die holden Frauen rheinischen und österreichischen Geblütes. Da waren Männer mit scharfen Waffen; aber keine polizeiliche Stechfliegen.

Wir schlossen uns dem aufbrechenden Brautgefolge an, um hinabzuziehen in das festlich geschmückte Pöchlarn, wo Rüdigers holdes Töchterlein mit vielen Dienern und Mägden emsig waltete, um die edlen Gäste würdig zu empfangen. Es war ein weiter Ritt von Enns bis Pöchlarn; aber die Frauen saßen gut zu Pferde, und die edlen Thiere trugen ihre süße Last mit freudebeflügelter Kraft. Die Schönheit der Landschaft machte die Länge des Weges vergessen. Die Straße zog bald durch reiche Gartengründe, bald über freie Höhen hin, von denen man weit die Gaue überblickt, durch welche die Donau wie ein glänzender Himmelsstreif hinzieht. Oft haben die Nibelungen wie wir ausgerufen: Welch ein herrliches und frauliches Land! Und wie mochten Herr Rüdiger und Frau Godelinde sich gefreut haben, daß ihre Heimat den Gästen aus dem schönen Rheinland so wohl gefiel! Als sie in die Nähe des Städtchens kamen, da ging des Markgrafen Tochter mit ihrem Gefolge entgegen „da si die künniginne vil minneclich enpfie."

„Sie viengen sich bi henden unde giengen dan
in einen palas witen, der was vil wol getan,
da die Tuonouwe unden hine vloz:
si sazen gein dem lufte und heten kurzewile groz."

»**Wes si nu mere pflagen, des enkan ich nicht gesagn,**« gesteht der Dichter. Er erzählt nur, daß Kriemhild durch Liebe und königliche Freigebigkeit alle bezauberte. »**Alle die si gesahen, die machte si ir holt.**« Dagegen erwies sich auch Frau Gotelind den Gästen vom Rhein gar edel dienstfertig und freigebig, so daß man in Kriemhilds Gefolge sehr wenige fand, die nicht Edelsteine oder viel herrliche Gewänder zum Geschenk bekommen hätten. Rüdigers Tochter aber

»sprach zer küniginne: »swenne iuch nu dunket guot,
ich weiz wol, daz ez gerne min lieber vater tuot.
daz er mich zuo zi'u sendet in der Hiunen lant.«
daz si ir getriuwe wäre, vil wol daz Kriemilt ervant.«

Endlich mußte man scheiden, denn »**diu ros bereitet waren vür Bechelaren komen.**« Da schied »**vil manik schöne magedin**« mit wehmüthigem Gruße von dem lieben Pöchlarn. Und sie ritten hinab, immer am schönen Donauufer bis Melk.

»Uzer Medelike uf handen wart getragen
manik goldvaz riche darinne bracht' man win
den gesten uf die straze und bat si willekommen sin.«

In Melk saß Graf Astolt; der wies die Nibelungen die Straße an der Donau nieder ins »Osterlant« nach »Mutaren« (Mautern). Hier erst gedachte Bischof Pilgerin seines verlassenen Seelenhirtenamtes, und wie schwer es ihm auch fallen mochte, er schied nun »von siner nifteln« (Nichte). Doch hatte er noch ein geistli-

ches Anliegen bei Kriemhilde. »**Daz si den künik**« (Etzel) »**bekerrte, wi vast er ir daz riet!**« —

In Melk thront auf stolzer Höhe majestätisch die Benediktiner-Abtei. Der Donaufahrer blickt staunend zu diesem Mönchspalast auf; und wenn er hinansteigt und die reichen Kunstgärten, die Prunksäle und Schatzkammern sieht, und nur an einem gewöhnlichen Mittagstisch der Jünger des heiligen Benedikt theilnimmt, dann begreift er, warum es noch immer Mönche gibt. Einen sehr ärmlichen Gegensatz zum Kloster bildet das Städtchen. Wie demüthig, buchstäblich gedrückt, liegt es dem hohen geistlichen Herrenhause zu Füßen! Der Anblick scheint das Sprichwort: »Unterm Krummstab ist gut wohnen,« zu widerlegen. Übrigens muß allerdings zugegeben werden, daß es den Unterthanen geistlicher Herrschaften nicht ganz so schlecht geht, wie denen der weltlichen Grundherrn. Die geistlichen Herren können dem, was sie auf der Kanzel salbungsvoll predigen, doch nicht gänzlich durch die That widersprechen, daher schreiten sie gegen zahlungsunfähige Unterthanen seltener zu den strengsten g e s e t z l i c h e n Maßregeln, als da sind: Execution, Auspfändung, Abstiftung d. i. Vertreibung von Haus und Hof. Doch finden sich Ausnahmen; es gibt Geistliche, die ihren Unterthanen schamlos ins Angesicht sagen: Nicht nach unsern Werken, sondern nur nach unsern Worten sollt ihr euch richten! Dem entspricht dann ein im katholischen Volke gang und gäbes Sprich-

wort gegen schlechte Geistliche; es lautet: Der und der ist ein Schurk — die heilige Weihe ausgenommen! Wobei dann gewöhnlich noch ein frommes: Gott verzeih mir die Sünde, hinzugesagt wird.

Es dürfte manchem Leser nicht uninteressant sein, eine kurze Skizze des Lebens in solchen Herrenklöstern hier zu finden.

Um in ein derartiges Stift aufgenommen zu werden, muß man nach österreichischem Studienplan Gymnasium und Philosophie absolvirt, d. i. also nach österreichischem Sprachgebrauch 8 Jahre studirt haben. Es klingt sonderbar, daß nur absolvirte Philosophen Mönche werden können! Aber die Philosophie, die sie absolviren, ist auch darnach. Da diese reichen Klöster immer sehr viele Candidaten haben, so wählen sie in der Regel nur eminente Studenten, und daher kommt die den Fremden angenehm überraschende, verhältnißmäßig hohe Bildung und Urbanität, die in allen diesen Klöstern herrscht. Von der sonst sprichwörtlich gewordenen mönchischen Unwissenheit und Rohheit, von dem so übel berüchtigten Kloster-Cynismus ist kaum irgendwo eine Spur zu finden; man begegnet in der Regel nur feinen, eleganten, unterrichteten und oft sehr freisinnigen Männern. Die Aufnahme des Candidaten wird vom Klosterconvent beschlossen, und der Aufgenommene wird, ohne daß er dem Kloster irgend etwas anderes als seine Person darzubringen hat, als Neuling eingekleidet. Unter Ceremonien

die ziemlich einer Todtenfeier gleichen, wird er am Altare seiner weltlichen Kleidung entledigt, und in die Novizenkutte gesteckt. Auch seinen bisherigen Taufnamen verwechselt er mit einem klösterlichen. So tritt er, gleichsam als ein ganz neuer Mensch, sein Probejahr an; und nur in diesem Jahre hat er Klosterpflichten im eigentlichen Sinn zu erfüllen. Der Noviz muß viel beten, und meditiren, strenge Klausur halten, stets demüthig, schweigsam und unterwürfig sein, und je nachdem er einen strengeren Novizmeister hat, mancherlei Kasteiungen vornehmen. Doch da gewöhnlich einige, in der Regel wenigstens zwei Novizen gemeinschaftlich ihr Probejahr bestehen, so wissen sie sich die Prüfungszeit ziemlich zu versüßen. Sie lassen sich das Pfeifchen schmecken, spielen Billard und Karten, singen und musiziren, leben ihre Studentenstreiche nochmal in der Erinnerung durch, und trösten sich über die Langeweile des Noviziats dadurch, daß es eben nur ein Jahr dauert. Ist es überstanden, so tritt der Novize in den Stand der Cleriker, und dadurch wird er ziemlich von allem frei, was man sich sonst gewöhnlich unter klösterlicher Strenge vorstellt. Es beginnen nun die theologischen Studien, deren Vorbereitung schon das Noviziat nützlich und angenehm beschäftigt hat. Manche Klöster haben eigene Hauslehranstalten; wo dies der Fall ist, sind die Cleriker etwas übler daran, weil sie unter strengerer Aufsicht stehen. In der Regel aber beziehen sie die öffentliche Lehranstalt

der Hauptstadt, wo die meisten Klöster große Häuser, »Höfe« genannt, besitzen. Dort stehen die Cleriker lediglich unter der Aufsicht des geistlichen Hofadministrators, und da dieser selber in der Stadt ganz frei lebt, so kommt ein großer Theil dieser Freiheit auch den Clerikern zu gut. Alle Lebensbedürfnisse bis zum Schnupftuch bezieht der Kleriker wie jeder andere Klostermann vom Stift und dazu ein monatliches Recreationsgeld, welches nach guten Prüfungen gewöhnlich durch eine außerordentliche Zulage vermehrt wird. Eine besondere Einnahme verschaffen sich die Cleriker durch das sogenannte Weingeld. Es ist nämlich jedem Klostermann für den Mittags- und Abendtisch eine so tüchtige Weinportion zugewiesen, daß nur ein Trinker von bedeutender Übung damit fertig werden kann; die Cleriker lassen sich daher gewöhnlich den ganzen Wein in Geld reluiren, was ihnen jährlich 80 bis 100 und mehr Silbergulden einbringt. Sie können dies, selbst wenn sie keine Wassertrinker von Profession sind, leicht thun, da in den Klöstern sehr viele allgemeine und besondere Festtage gefeiert werden, wo der Wein allgemein frei ist, und da sie überdies in jedem Augenblicke aus der Klosterkellerei den besten Wein um einen Spottpreis nach Belieben holen lassen können. Die Ferien, besonders die zweimonatlichen Herbstferien bringen die Cleriker theils im Stifte, theils bei ihren Angehörigen, theils auf Reisen zu, wozu die fleißigeren in der Regel ein besonderes

Reisegeld erhalten. Auf solchen Reisen sind sie natürlich in allen Klöstern nicht nur ihres, sondern jedes Ordens willkommene Gäste, und da alle diese Klöster reich sind und in den herrlichsten Gegenden liegen, so gewähren diese Reisen ungemein viel Vergnügen. Hier muß rühmend bemerkt werden, daß alle österreichischen Klöster gegen alle Studenten, vom jüngsten Gymnasiasten an, freigebigste Gastfreundschaft üben. Jeder Student mit gutem Zeugniß kann in jedem Kloster wenigstens drei Tage (die altdeutsche Zahl) leben, speist mit den Klosterherren an einer Tafel, sieht alle Merkwürdigkeiten des Stiftes und erhält beim Abschied gewöhnlich noch ein Viaticum. Daher wandern die österreichischen Studenten in den Ferien schaarenweise in den schönen Provinzen ihres Vaterlandes herum. Noch sind so viele Klöster vorhanden, daß man bei guter Eintheilung des Weges ziemlich alle Tage eins erreichen kann, und im Nothfall gewähren auch die Pfarrer Gastfreundschaft, zumal wenn sie Stiftsgeistliche sind. Manche Studenten bringen sich von diesen Reisen ganz artige Sümmchen mit nach Hause; viele wandern auf solchen Lustfahrten für ihre ganze Lebenszeit ins Kloster. Deshalb erweisen die Klöster auch besonders denen ihrer Gäste viel Aufmerksamkeit, die gute Philosophen sind. d. h. eben mit gutem Erfolge Philosophie studiren. — Hat nun der Kleriker die gesetzliche Volljährigkeit erreicht, und dieses Klosterleben lieb gewonnen, so »macht

er die Profeß,« d. h. er legt das Gelübde des Gehorsams, der Keuschheit und Armuth ab. Nur das erste Gelübde hat eine wirklich strenge Bedeutung. Es verpflichtet wirklich zum unbedingten Gehorsam gegen den jedesmaligen Prälaten des Stiftes und bindet für immer nicht nur an den Orden überhaupt, sondern speziell an das einzelne Kloster. Der Prälat vertheilt ganz nach eigenem Gutdünken alle Ämter seines Stiftes, und es kann da allerdings mancher hart behandelt werden. Doch steht ihm im schlimmsten Falle das Recht der Klage bei dem Bischof zu, in dessen Sprengel das Kloster liegt. Kaiser Josef hat bekanntlich die frühere Exemtion der Klöster aufgehoben und sie den Bischöfen unterworfen. Das Gelübde der Keuschheit beschränkt sich der allgemeinen Praxis nach lediglich auf die Ehelosigkeit. Sonst herrscht allgemein die alte Klosterregel: **Si non caste, tamen caute.** (Wenn nicht keusch, so doch vorsichtig!) Und selbst diese Regel wird nicht sehr streng beobachtet. Das Volk weiß gar manches zu erzählen, wodurch der bekannte Reim bestätigt wird:

»Sagt, was ihr wollt, es ist nicht gut,
Daß Pfaffen nimmer freien,
Sie haben ja auch Fleisch und Blut,
Viel kräftiger als Laien;
Die Folge, die sich draus entspinnt,
Ist wahrlich sehr zu schelten,

Wo Pfaffen und Soldaten sind,
Sind treue Weiber selten.«

Das Gelübde der Armuth erscheint geradezu lächerlich, wenn man die Paläste und das üppige Leben dieser Armen sieht. Es hat auch nur den Sinn, daß der einzelne Klosterbruder für sich selbst nichts besitzt, sondern alles dem Kloster gehört. Dieses aber kann fürstlich reich sein, und jeder genießt davon so viel als möglich. Es erinnert dies an jenen Papst Johann **XXII.**, der ein Vermögen von 25 Millionen Goldgulden hinterlies und dabei ein Werk: »Über die Verachtung der Welt.« — Nach abgelegtem Gelübde tritt der Cleriker in die vollen Rechte eines Conventualen ein, nur kann er nicht Prälat, Prior u. dgl. werden, so lang er nicht auch zum Priester geweiht ist. Dies wird er nach vollbrachtem theologischem Studium, und nun tritt er entweder auf den Stiftspfarreien in die Seelsorge ein, oder erhält ein Lehr- oder Klosteramt. Die beliebtesten Klosterämter sind die des Küchen- und Kellermeisters, des Kastners, Kämmerers, Waldschaffners. Für wissenschaftliche Köpfe sind prachtvolle reiche Bibliotheken, Naturalien-, Münzen-, Antiquitätensammlungen, physikalische und technologische Cabinette, Bildergallerien vorhanden. Die Klöster halten politische und wissenschaftliche Zeitschriften, auch verbotene; die Strauß-, Feuerbach-, Bruno-, Bauer-Literatur, die deutschkatholischen und lichtfreund-

lichen Streitschriften sind in jeder dieser Klosterbibliotheken zu finden! Die Klöster besitzen große Ländereien mit vielen tausenden von robot- und zehntpflichtigen Unterthanen, sie üben alle grundherrlichen Privilegien der adeligen Gutsbesitzer aus, stellen die weltlichen Gerichts- und Verwaltungsbeamten an, haben das Forst-, Jagd-, Fischerei-, Brau- und Schankrecht u. dgl. m. Jeder einzelne Stiftsherr kann sich mit vollem Recht als Miteigenthümer aller dieser Herrlichkeiten betrachten, und als solcher edelmännische Passionen befriedigen, was für Menschen, die größtentheils aus den untersten Ständen stammen, keinen geringen Reiz ausübt. Der Prälat wird in Beisein eines Regierungscommissärs von den Conventualen gewählt. Jeder geweihte Profeß hat actives und passives Wahlrecht. Der Prälat hat im vollsten Sinne des Wortes eine wahrhaft fürstliche Stellung. — Was Wunder, daß solche Genüsse und Aussichten noch immer tausende ins Kloster ziehen! Das eigentliche Mönchswesen ist für sie nicht einmal dem Namen nach vorhanden; sie werden allgemein und amtlich nur Stiftsgeistliche titulirt. Wahrlich in einem so aristokratischen Lande wie Österreich, wo alle weltlichen Würden den Adeligen und Reichen vorbehalten sind, kann es für die Abkömmlinge armer Bürger und Bauern gar keinen lockenderen Lebensberuf geben als diesen klösterlichen. Sehr viele dieser Herrenmönche leben auch äußerst zufrieden und glücklich; man sieht es ihnen an,

den runden blühenden Gesichtern, an den glänzenden Augen an. Doch sind diese Klöster im allgemeinen keineswegs Sitze der Zufriedenheit. Eifersucht und Ämterneid unter den Brüdern ist nicht die einzige Ursache davon. Diese Qual kommt auch in andern freien Lebensverhältnissen vor, ist aber im Kloster, wo die Genossen lebenslänglich aneinander gefesselt sind, allerdings drückender. Aber der Zeitgeist leuchtet auch in diese Klosterräume, und zwar um so mehr, je weniger man sich dagegen ängstlich verwahrt. Mancher dieser Klosterbrüder lernt erst durch die Bildung, die er sich in der Stille seiner gemächlichen Zelle und aus der Klosterbibliothek erwirkt, das Kloster als einen Kerker des Geistes erkennen und verabscheuen. Und nun ist es zu spät! Er fühlt, daß er mit seiner jetzigen Bildung auch draußen im freien Leben bestehen könnte; aber es ist zu spät! Als werdender Mensch ist er ins Kloster getreten, und nun muß er als fertiger Mensch drin bleiben auf Lebenszeit, obwol seine Menschheit sich dagegen empört. Dazu kommt, daß diese Geistlichen, weil sie ziemlich frei mit der Außenwelt verkehren, gar oft die Weiblichkeit mit ganz anderen Gefühlen betrachten lernen, als jene sind, die nach der oben angeführten Klosterregel befriedigt werden können. Welche Seelen- und Herzensqual! Ein in hohen Klosterwürden stehender Geistlicher sagte offenherzig zu uns: »Dieser Ordenshabit ist fein und glänzend, aber glauben Sie mir, er

ist schwer, er ist für gar viele ein tödtliches Folterhemd des Geistes und Herzens!« Gerade in dem pracht- und freudestrahlenden Melk hat sich dies erst unlängst durch eine schauerliche That bewiesen. Hier lebte der als Gelehrter und Dichter rühmlich bekannte M. Enk. Jung war er ins Kloster getreten, weil er es für ein friedliches Asyl wissenschaftlichen Strebens gehalten. Aber als er reifer wurde im Leben und in der Wissenschaft, da fühlte er sich plötzlich im Kerker. Er war Professor der Humanitätsstudien am Klostergymnasium! Er sollte die Alten erklären, sollte die Geschichte der Griechen und Römer lehren als Mönch! Er vermochte es nicht; er sprach zu seinen Schülern als Mann der Wissenschaft und als Mensch. Da kamen Ermahnungen und Warnungen, da kam endlich die Absetzung. Nur mit dem Lehramt hatte Enk sein Klosterleben noch ertragen können; durch das Lehramt fühlte er sich in Verbindung mit dem Leben, war er im Stande für's Leben lebendig zu wirken. Nun sollte er in klösterlicher Unthätigkeit ein unfruchtbares zweckloses Dasein hinschleppen. Das ertrug er nicht. Er stieg hinunter von der stolzen Höhe, worauf das Kloster thront, und begrub seinen Gram in der Tiefe der Donau! — Der Fall machte großes Aufsehen in Österreich, zumal da fast zur selben Zeit aus einem andern Kloster ein theologischer Professor entsprungen, mit einer Wiener Bürgerstochter ins Ausland geflohen und Protestant geworden war. Die

Bischöfe visitirten nun die Klöster, und verhängten strengere Klausur und Mönchszucht. Wird, kann sie das Übel bessern?

Nachdem wir dies alles vernommen und ernsten Sinnes erwogen hatten, kam es uns in der prächtigen Abtei gar unheimlich vor. Wir eilten auf die Straße hinaus, wo die Nibelungen aus goldenen Gefäßen goldigen Wein getrunken, und zogen mit ihnen weiter ins Donauthal hinab, bis wo die grüne Traisen mit freudigem Lebensmuth der Donau zueilt.

»Bi der Treisem hete der künik von Hiunen lant
eine burg vil riche, diu was wol bekant,
geheizen Treisenmure.«

Traismauer steht noch an der smaragdenen Traisen, aber von der reichen und wohl bekannten Königsburg, wo Kriemhilde vier Tage geweilt, ist keine Spur zu finden. Auch Mautern, wo der Königsbraut, wie überall viel Ehre widerfuhr, steht noch an der Donau und wird wegen seiner langen Brücke zu den Merkwürdigkeiten des Erzherzogthums gezählt. Es ist aber diese Brücke, wie die zu Linz und Wien, ein elender hölzerner Bau, der mit seinen vielen eng aneinander stehenden Jochen bei der starken Strömung die Schiffahrt außerordentlich erschwert und gefährdet. Erst vor wenigen Jahren ereignete sich an der Brücke von Mautern ein gräßliches Unglück. Ein Schiff voll frommer Wallfahrer wurde von der Strömung an ein Brückenjoch getrieben,

schlug um, und die meisten der Andächtigen ertranken. Und womit tröstete man sich im frommen Österreich über dieses Unglück? Damit, daß die Mutter Gottes Maria an den Leuten ein besonderes Wohlgefallen gehabt und sie deshalb zu sich in den Himmel gerufen hätte. Sie hatten nämlich eben an drei heiligen Orten, zu Mariazell, auf dem Sonntagsberg und zu Mariataferl den weiblichen Gott der katholischen Welt verehrt.

Gegenüber von Mautern am linken Donauufer liegen die Städte Krems und Stein, und das Und dazwischen ist ebenfalls ein Ort, ehemals ein Kapuzinerkloster, jetzt eine Kaserne. Die witzigen Alten hatten das Kloster Und genannt, um den Fremden fragen zu können: Was liegt zwischen Krems und Stein? — Antwort: Und. Auch jetzt entgeht man dieser Frage selten.

Krems ist nach Wien und Linz die volkreichste Stadt des Erzherzogthums, jetzt aber durchaus ohne alle Bedeutung, während es im Mittelalter so mächtig war, daß die Kaiser für nothwendig hielten, von wichtigeren Regierungsentschlüssen dem Magistrat von Krems besondere Anzeige zu machen. Gegenwärtig wirkt Krems auf das Vaterland nur durch Senf, sauren Wein und Piaristenphilosophie. Die politische Bedeutung der Stadt aber besteht darin, daß sie, wie auch Stein, zu den 18 landesfürstlichen Orten gehört, die nebst Wien auf dem niederösterreichischen Landtag repräsentirt sind. Nach altem sehr charakteristischem Sprachgebrauch werden diese

Orte die »mitleidenden« genannt, die Bürgerdeputirten des Landtags aber heißen in alten Urkunden die »gueten Leuth.« Gegenwärtig geht die Güte dieser guten Leute so weit, daß sie sich's gefallen lassen, auf dem Landtage unmittelbar nach Verlesung der kaiserlichen Postulate, wenn die Berathung über dieselben beginnt, den Saal verlassen zu müssen! Erst auf dem letzten Landtag (1847) haben — nicht die Bürger, sondern die Adeligen darauf angetragen, daß jene den Bürgerstand entehrende Gewohnheit aufhöre.

Unweit von Mautern steht auf freier Höhe das Benediktinerkloster Göttweih, an Pracht, Reichthum und Gelehrsamkeit mit Melk wetteifernd. Über die Gründung desselben durch Bischof Altmann von Passau (1075) verlautet eine interessante Sage.

Altmann befand sich als Jüngling mit zwei Schulgenossen, Adalbert und Gebhard auf einer Wanderung in Österreich. Sie hatten sich müde gegangen und labten sich am Fuße des Göttweiher Berges aus einer frischen Quelle. Im Gegensatz zu ihrer dürftigen Gegenwart schwärmten sie in hohen Zukunftsträumen und ihre jugendkühne Hoffnung stieg so mächtig, daß sie sich als Bischöfe sahen. Da nahmen sie sich fest vor, alles anzuwenden, um wirklich Bischöfe zu werden. Damit aber der Himmel seinen Beistand nicht versagen möchte, gelobte jeder, im Erfüllungsfall ein Kloster zu stiften. Und wirklich wurden alle drei Bischöfe; Altmann zu

Passau, Adalbert zu Würzburg, Gebhard zu Salzburg. Da lösten sie getreulich ihr Gelübde.

Wir saßen zu Krems auf dem Altan eines Gasthauses und blickten sinnend in das Wogengedränge der Donau hinab. Darin wurden wir von Zeit zu Zeit durch das Erscheinen eines reizenden Wirthstöchterleins unterbrochen, das sittsam dienstfertig ab und zu ging und jedesmal von einigen Offizieren mit ausnehmend faden Zweideutigkeiten geschmeichelt wurde. Dabei warf das liebe Mädchen immer einen Blick auf uns, und es kam uns vor, als wollte sie uns sagen, wie lästig ihr die Gecken wären, als forderte sie uns zum Mitleid auf, als suchte sie in unsrer stillen Huldigung Entschädigung für jene rohe Schmeichelei. Wir blieben länger, als wir gewollt, um die Liebliche noch öfter zu sehen, um von ihrer zarten Hand noch manches Labniß zu empfangen, das ihr freundlicher Blick uns Schwärmern zum Nektar weihte.

Vor uns lag die graue Wienerzeitung. Rauschend blätterte der Wind in ihr, als wollte er uns auf dieses geheimnißvolle Staatsorakel Österreichs aufmerksam machen. Aber wir lasen lieber die Runenschrift im Wellengekräusel der Donau, und noch lieber die Lichtgedanken im Auge des holden Mädchens. Was sollte uns auch auf einer Nibelungenfahrt die Wienerzeitung nützen. Konnten wir hoffen darin den Nibelungenhort zu entdecken?

Seitwärts am Balkongeländer saß, mit dem Gesichte uns zugekehrt, ein kräftiger Bürgersmann, in der Tracht der guten alten Zeit. Über ihn weg mußten wir in die Donau blicken, und da bemerkten wir denn, wie der Mann unsere Blicke gierig auffing, wie es ihn mächtig drängte, mit uns ein Gespräch anzufangen. Überall ist es für den Kleinbürger eine wahre Wollust, mit Fremden zu plaudern und sich von ihnen mitunter recht tüchtig belügen zu lassen; mehr als irgendwo aber ist dies in Österreich der Fall, wo die guten Leute gern recht viel von der Welt wissen möchten und so wenig zu hören bekommen. Doch obwol wir dies mitleidig erkannten, munterten wir doch unsern Nachbar durch keinen Blick auf, uns näher zu kommen, denn wir wollten in unserer stillen Seligkeit nicht gestört sein. Da erhob sich der Mann plötzlich, blickte auch eine Weile auf die Donau hinaus, trat dann zu uns und sprach: Nicht wahr, meine Herren, wir haben ein schönes Land, und das Land hat schöne Mädel?

Sie sind zu beneiden, antworteten wir und schwiegen wieder. Nicht also der gute Kremser Philister.

Haben Sie die heutige Zeitung gelesen? frug er.

Nein!

Sie halten wol nicht viel von unsrer privilegirten Zeitung? Nun, Sie dürfen's glauben, wir Österreicher selber nicht. Wir halten sie, weil wir halt keine bessere haben; und sie bringt uns wenigstens recht viel

Papier zu allerhand Zwecken ins Haus. Heut aber ist doch ein Artikel drin, über den sich viel denken und sagen laßt. Er handelt von den fürchterlichen communistischen Umtrieben draußen in Deutschland. Das Ding wird so entsetzlich geschildert, daß man gleich glauben sollt', man müßt' all sein Geld tief vergraben, oder noch besser, es in die Staatskassa zum Aufheben geben. Nun dort wär's halt ja gut aufgehoben!

Wir erschraken. In einer österreichischen Stadt, an öffentlichem Ort, in Gegenwart österreichischer Offiziere von communistischen Umtrieben zu sprechen, und mit solchen Glossen! Mit geheimem Grauen sahen wir den Mann an; allein er blickte uns so gutmüthig und ehrlich ins Auge, daß der böse Verdacht, der alle Fremden in Österreich beunruhigt, verschwand. Einer von uns wagte daher die Äußerung:

Ach das Ding ist nicht so gefährlich; es ist nur wieder ein neues Gespenst, mit dem die Kinder geschreckt werden sollen.

Das freut mich, daß Sie meiner Meinung sind, versetzte der Mann und saß nun schon fest bei uns. Aber hören Sie, meine Herren, es gibt ein Sprichwort, das sagt, man soll den Teufel nicht an die Wand malen!

Das ist ein wahres Wort! riefen wir erfreut; das sollten Sie in die Wienerzeitung drucken lassen!

Das will ich fein bleiben lassen! sprach der Mann und schüttelte sich vor Lachen. Was aber den Communismus, wie ich ihn versteh, betrifft, fuhr er mit etwas gedämpfter Stimme fort, so haben wir ihn bei uns zu Lande schon längst, und zwar, was man so sagt, von Rechtswegen. Unsre lieben Obrigkeiten und Herrschaften halten längst Gütergemeinschaft mit uns. Sie greifen in unsern Sack, so oft's ihnen beliebt, sie ziehen uns den Rock vom Leib, sie schnappen uns den Bissen vom Mund weg; und gar die uniformirten Herren, wie die dort drüben, die Gelbschnäbel, die halten mit uns nicht nur Gütergemeinschaft, sondern sogar Gemeinschaft der Weiber. Und unsre geistlichen Herren machen es nicht besser, sondern noch schlechter!

Das war unsern censirten Ohren denn doch zu stark. Plötzlich standen ernst warnend Eisele und Beisele vor uns, wie sie in Wien überall von einem horchenden Schatten verfolgt werden. Wir antworteten dem kühnen Sprecher nur mit einem sardonischen Lächeln, suchten Rettung in der Wienerzeitung und hielten sie dem vermeintlichen Versucher wie ein schützendes Amulet entgegen. Der Mann saß eine Weile schweigend und trommelte auf dem Tische. Dann sprang er, offenbar beleidigt, auf, sprach halblaut zu uns: Ja, meine Herren, wir Österreicher sind nicht so dumm, wie wir aussehn; und ging. Stolz schritt er an den Offizieren vorüber und blickte sie, ohne zu grüßen, scharf an. In

der Thüre trat ihm das Mädchen entgegen, reichte ihm die Hand und sprach liebreich ehrfürchtig: Schon fort, lieber Herr Vetter? Nun wir haben wol heut noch einmal die Ehre. — Er nickte ihr freundlich zu und verschwand.

Nun verfielen wir in einen Theil des Lasters, welches wir dem wackern Mann mißtrauisch zugemuthet. Wir frugen das Mädchen, wer er wäre.

Ein steinreicher Bürger von hier, und ein gar erfahrner und gescheidter Mann, der für Jeden Rath weiß und auch gern hilft, wo zu helfen ist. Drum ist er aber auch bei den Herren nicht gut angeschrieben; sie sagen, er hetzt das Volk auf. Aber sie können ihm nicht beikommen, denn er zahlt seine Steuern, lebt rechtschaffen und ist auch klüger als sie alle miteinander.

Im ersten Augenblick dachten wir daran, ihn aufzusuchen und zu versöhnen. Aber wir unterließen es. Ein so vielfältig verkannter Patriot wird es ertragen können, auch von uns verkannt worden zu sein. Und eben weil er ein ehrlicher österreichischer Patriot ist, wird er unsre Scheu entschuldigen. Lieb wäre es uns, wenn ihm dieses Buch, worin seine Ehre und unsre Schande aufgezeichnet ist, zu Gesicht käme. Wir würden es ihm zuschicken, wenn wir nicht fürchten müßten, dadurch den wackern Mann zu denunciren.

Die Offiziere mochten etwas von der Rede gehört haben, oder sie vermutheten, was wir gesprochen, weil

sie den Mann kannten. Sie rächten sich nun durch laute Witzeleien über die Mode des Barttragens! Wie kriegerisch! Wir mußten die Satyre auf uns beziehen, denn wir erfreuten uns männlichen Bartschmuckes. Doch ignorirten wir die knabenhafte Ausforderung, und zwar aus Mitleid, denn es war ja bekanntlich den österreichischen Offizieren, mit Ausnahme der Uhlanen und Husaren verboten einen Bart zu tragen!

Wir waren so ernst gestimmt, daß uns selbst die Nähe der Holden, die sich jetzt unaussprechlich reizend über das Balkongeländer hinausbog, nicht mehr fesselte. Wir brachen auf. Das Mädchen begleitete uns, glückliche Reise wünschend, in die Stube. Da entfiel ihr eine Blume, die sie am Busen getragen. Einer von uns hob sie eilig auf und bat, sie behalten zu dürfen. Lächelnd gewährte es die Liebliche, sprang zu einem Tische, wo ein Strauß stand, und mit einem freundlich unbefangenen: Da sind noch mehr Blumen, gab sie jedem von uns eine. Wir bewahren sie noch immer als liebes Andenken an die süße Geberin. Möge sie fortan in jungfräulicher oder fraulicher Hoheit die Anmaßung der Schwertträger zurückschrecken und noch viele Fremde durch ihre gastliche Anmuth erfreuen! —

Aus der Gesellschaft der milchbärtigen und geschornen Offiziere versetzten wir uns mitten in das Männergetümmel von König Etzels Heldenschaaren, die auf

allen Wegen heranzogen, um die Braut ihres Königs zu empfangen.

Diu Ezelen herschaft was so wit erkant,
daz man z'allen ziten in sime hove vant
die allerbesten rekken, von den je wart vernomen
under Kristen und under heiden: die waren gein der
briute (Braut) komen.

Christen und Heiden lebten in Etzels Gefolge, jeder unangefochten nach seiner Art und Weise. »Daz schuof dez kuniges milte, daz man allen gap gennok.« Woraus man sieht, daß der wilde heidnische Etzel vielen christlichen Fürsten der gebildetsten Zeiten ein Muster sein könnte.

Bis Traismauer ritt das königliche Gefolge der hohen Braut entgegen.

»Von vil maniger sprache sah man uf den wegn
vor Ezelen riten, vil manigen kuenen degn,
Kristen unde heiden, vil manig witiu schar,
Da si ir vrouwen vunden, si vuoren vrolich dar.

Von Riuzen unt von Kriechen reit da vil manik man,
Polanen unde Vlachen, den sah man ebene gan
ir pfaerit und ros diu guoten, da si mit kreften riten,
swaz si site habeten, oer wart vil wenik iht vermiten.

Von dem lande uz Kiewen reit ouch da manik man,
und die wilden Peschenäre; da wart des vil getan
mit den bogen schiezen, zen vogelen die da vlugen,
ir pfile si vil sere mit kraft unz an die wende zugen.

König Etzel selber war aufgebrochen, als ihm die frohe Kunde von der Ankunft der ersehnten Braut geworden. Zu Tuln an der Donau fand die Zusammenkunft statt.

«Ein stat bi Tuonouwe lit in Osterlant
Diu ist geheizen Tulne.«

Da erst zog das ganze fürstliche Gefolge dem König vorauf.

„Vor Ezelen dem richen ein gesinde reit,
vro in hohem muote, hovesch und ouch gemeit,
wol vier unt zweinzig vürsten rich und her,
daz si ir vrouwen sähen, da van ne gerten si niht mer.

Der Herzoge Uamunk uzer Vlachen lant
mit siben hundert mannen kom er vür si gerannt;
sam die wilden vogele so sah man si varn
do kom der vürste Gibeche mit vil herlichen scharn

Hornboge der snelle wol mit tusent man
kerte vonne künige gein siner vrouwen dan.
vil lute wart geschallet nach dez landes siten,
von den Hiunen magen wart ouch vil sere gerit n.

Do kom von Tenemarke der kuene Hawart,
Und Irink der starke, vor valsche wol bewart,
Und Irnvrit von Duringen ein vürste lob sam,
Die empfiengen Kriemhilde, als ez ir eren wol gezam.

Mit zwelf hundert mannen, die heten s' in ie schar
ouch kam der Herre Bloedelin mit tusent helden dar,
dez Ezelen bruoder uz der Hiunen lant,
der ilte mit den sinen, da er die küniginne vant.

Do kom der künik Ezele und ouch Herre Dietrich
mit allen sinen degenen; da was vil lobelich
manik ritter edele, biderb unde guot;
des wart der künigenne ein teil gesenftet der muot.

Und nun sprach Herr Rüdiger von Pöchlarn zu Kriemhilden: »Frau, hier will euch der König, euer Herr empfangen; den ich euch zu küssen rathe, den küsset.« Nun hob man die schöne Frau vom Pferde, und zwei reiche Fürsten trugen ihr das Kleid, »do ir der künik Ezele hin begegne gie, da si den vürsten edele mit kusse guetlich enpfie.« Und alle, die sie sahen, sagten, daß Frau Helke nicht schöner könnte sein. Drauf beglückte Kriemhilde nach Herrn Rüdigers Anweisung auch Herrn Blödelin, König Gibechen, Herrn Dietrich und noch zwölf andere Rekken mit einem Kusse. Trompeten und Hörner erklangen, und die Rekken alle zogen zum ritterlichen Waffenspiele, während Kriemhilde mit dem König in einem reichen Gezelte Platz nahm. »Do stount dem künige Ezelen harte hohe der muot.«

»Waz si zesamene redeten, daz ist mir unbekant,
wan zwischen sinen handen was ie wiziu hant;
si gesazen minnekliche, da Ruedeger degen
den künik nicht lazen wolde der vrouwen heimliche pflegen.«

Über Nacht hielten sie süße Ruhe, am nächsten Morgen aber ritten sie »von Tulne ze Wiene zu der stat.« Dort kam Etzel ans Ziel seiner glühenden Wünsche.

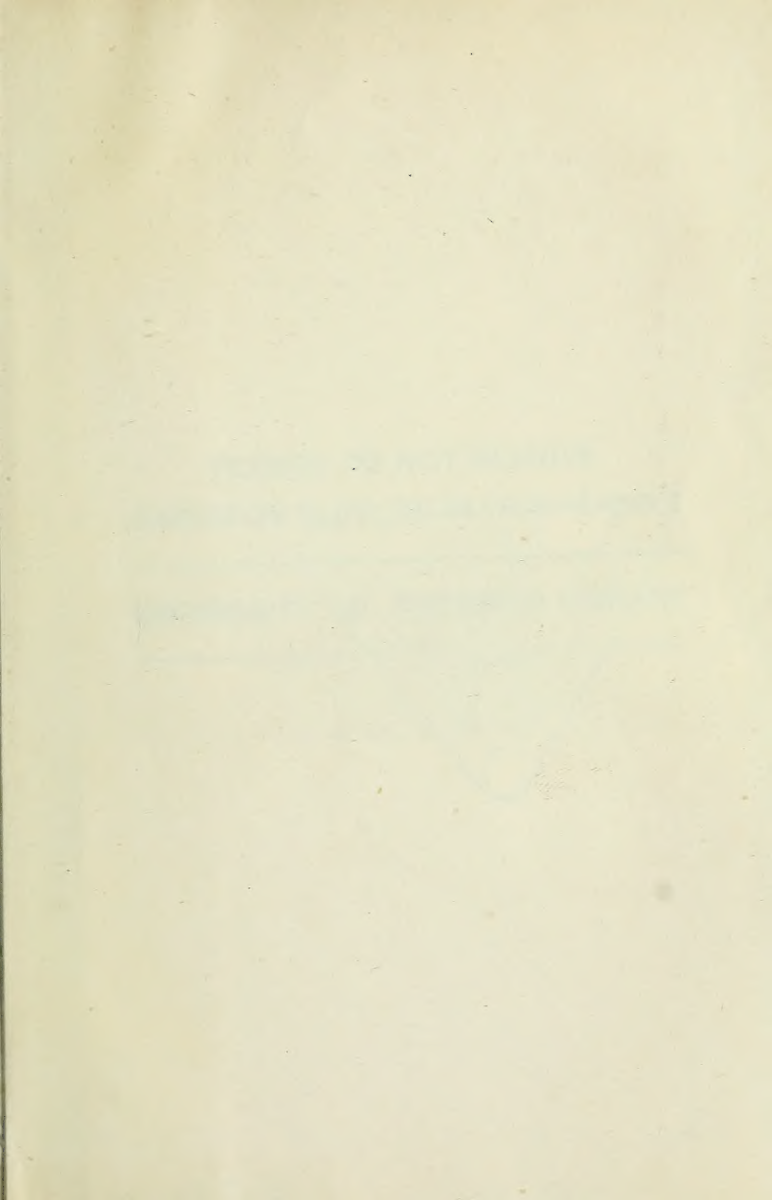
„Die Hochgezit was gevallen an einen pfinkstak,
do der künik Ezele bi Krimhilde lak
in der stat ze Wiene!“

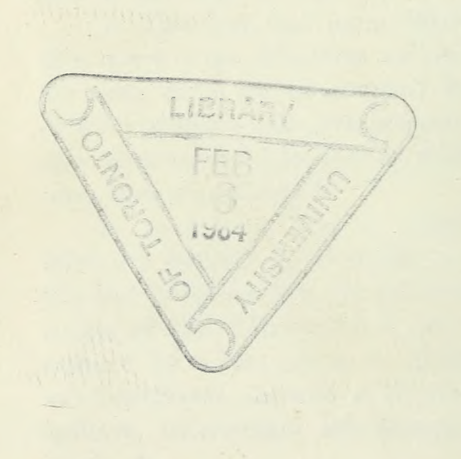
Siebzehn Tage lang dauerte die Hochzeitfeier. Am achtzehnten Morgen verließen die Glücklichen Wien und zogen weiter an der Donau nieder. »**Ze Heimburk der alten si waren über nacht.**« Hier verläßt der Nibelunnenzug den deutschen Boden, und verliert sich in Ungarn in unbekannte Fernen.

In Tuln fand Etzel seinen Nibelungenhort, in Wien genoß er ihn. Wo finden wir den unsrigen? wo und wann werden wir ihn genießen? Sollen wir ihn im stillen idyllischen Tulln, oder im brausenden babylonischen Wien suchen? Oder ist er im Schoße der fruchtbaren Hungaria verborgen?

Ja, in Österreich liegt er vergraben der reiche Schatz des Ruhmes, der Machtfülle und Herrlichkeit! Wer wird ihn heben? Wer wird das Wort aussprechen, welches die bösen Dämonen bannt, die den Schatz bewachen.? Ist er schon geboren der Heiland Österreichs und Deutschlands, und wird er der Mordgier der polizeilichen, diplomatischen und hierarchischen Herodesse entgehen?

Gedruckt bei Leop. Sommer, k. k. Hofbuchdrucker.




LIBRARY
FEB
3
1964
UNIVERSITY
OF TORONTO

